DC
285
.G494
1910

Ex Libris

M. J. 1929

DUKE
UNIVERSITY

LIBRARY

Digitized by the Internet Archive
in 2018 with funding from
Duke University Libraries

https://archive.org/details/verwundetundkrie01geye

Verwundet und kriegsgefangen in Paris

unter dem Schutze des Roten Kreuzes 1870/71

Kriegserlebnisse eines Württembergers

von

Dr. Carl Geyer

Mit drei Karten und zwei Bildern

Seite 87,

Berlin · Stuttgart · Leipzig
Verlag von W. Kohlhammer
1910

Alle Rechte vorbehalten.

Druck von W. Kohlhammer in Stuttgart.

944.03
G347

Vorwort.

Die vorliegende Schrift ist gewissermaßen eine neue Auflage der im Jahr 1890 bei der C. H. Beckschen Verlagsbuchhandlung in München erschienenen „Erlebnisse eines württembergischen Feldsoldaten im Kriege gegen Frankreich und im Lazarett zu Paris 1870/71". Sie sollte in erster Linie meinen Angehörigen nähere Kenntnis geben von dem persönlichen Anteil, den ich an jenen großen Ereignissen nehmen durfte. Auf das Interesse weiterer Kreise glaubte ich namentlich für den zweiten und hauptsächlichen Teil rechnen zu dürfen, in welchem die belagerte Weltstadt Paris den Schauplatz meiner Erlebnisse bildet. Zugleich aber war es mir eine besondere Freude, eine tief empfundene Dankesschuld abtragen und öffentlich Zeugnis ablegen zu können für die edelmütige Gesinnung und die vorurteilsfreie Humanität meiner französischen Pfleger, Pflegerinnen und Kameraden im Pariser Lazarett.

Die beifällige Aufnahme, welche das seinerzeit in einer Auflage von 4000 Exemplaren erschienene Buch in weiten Kreisen gefunden hat, ermutigt mich, es nunmehr, vierzig Jahre nach jenen großen Ereignissen, unter etwas anderem Titel noch einmal neu herauszugeben. Dem Kohlhammerschen Verlag, sowie dem bisherigen Verleger spreche ich aufrichtigen Dank aus für ihr Entgegenkommen.

Der veränderte Titel gibt insbesondere dem Dank und der Anerkennung Ausdruck für die segensreiche Wirksamkeit des Roten Kreuzes, in dessen Dienst ich selbst seit nahezu fünfundzwanzig Jahren tätig bin, zuerst als Mitglied und später als Präsident des Verwaltungsrats des Württembergischen Landesvereins, sowie als Territorialdelegierter für Württemberg.

Im ersten Teil war ich bemüht, neben manchen Berichtigungen im einzelnen den Personenkreis besser herauszuheben, in welchem ich mich im Regiment befunden habe. Diesem Zweck dienen die beiden Verzeichnisse im Anhang: über die noch lebenden und gestorbenen aktiven Offiziere, sowie über die Einjährigen und Kriegsfreiwilligen. Außerdem sind im Text die Namen der bisher nur durch die Anfangsbuchstaben bezeichneten Personen mitgeteilt. So wird jetzt durch das Buch die persönliche Erinnerung an zahlreiche Kriegsveteranen des Grenadierregiments Königin Olga dauernd bewahrt.

Dem zweiten Teil des Buchs konnte ich nicht uninteressante Ergänzungen beifügen aus den mir inzwischen bekannt gewordenen eingehenden Berichten des Herrn Dr. E. Bitterlin in St. Maur über das von ihm eingerichtete und geleitete Kriegslazarett in dem dortigen pensionat de jeunes filles. Auch die im Anhang abgedruckten beiden Nachrufe: am Grab der Schwester Ste. Rosine von Dr. Bitterlin, sowie am Grabe des letzteren und die Bilder von beiden sind neu hinzugekommen. Ebenso ein größerer Plan der Schlacht bei Villiers.

Endlich ist ein vor einigen Jahren im Schwäbischen Merkur veröffentlichter Bericht über einen Besuch bei einem Kriegskameraden und Leidensgenossen in Südfrankreich an der Pyrenäengrenze im Anhang angefügt, da es immerhin fast einzig in seiner Art sein dürfte, daß ein deutscher Soldat einen Franzosen, den er im Gefecht durchs Bein geschossen hat, 37 Jahre später in seiner Heimat kameradschaftlich besuchen konnte.

Stuttgart, im Oktober 1910.

Dr. Carl Geyer,
Direktor a. D. im K. Württ. Finanzministerium.

Inhalt.

Erster Teil.

Bei der württembergischen Felddivision.

Seite

1. Kriegserklärung 3
2. Mobilmachung und Aufmarsch am Rhein 10
3. Einmarsch in Frankreich. Wörth 12
4. Vormarsch über die Vogesen in die Champagne 33
5. Schwenkung nach Norden. Sedan 54
6. Von Sedan bis vor Paris 70
7. Zwei Monate auf Vorposten am Ufer der Marne vor Paris . 88
8. Die Schlacht bei Champigny und Villiers 109

Zweiter Teil.

Verwundet und gefangen in Paris.

9. Das Mädchenpensionat zu St. Maur und seine Bewohner während der Belagerung von Paris 131
10. Die belagerte Weltstadt 165
11. Weihnachten. Bombardement. Kapitulation 212
12. Übersiedelung nach Paris und Heimkehr 234

Anhang.

I. Verzeichnis der Offiziere, Einjährig-Freiwilligen und Kriegsfreiwilligen des 1. Württembergischen Infanterieregiments „Königin Olga" im Feldzug 1870/71 249
II. Brief von Schwester Ste-Rosine an den Verfasser 254
III. Worte am Grabe der Schwester Ste-Rosine 257
IV. Worte am Grabe von Dr. Elie Bitterlin 260
V. Ein Besuch in Südfrankreich bei einem französischen Kriegs- und Leidensgenossen von 1870/71 263

Erster Teil.

Bei der württembergischen Felddivision.

I.

Kriegserklärung.

Als der große Krieg gegen Frankreich ausbrach, stand ich im 19. Lebensjahr und beabsichtigte, die Rechtswissenschaften zu studieren. Ehe ich jedoch die Universität bezog, war ich im Herbst 1869 in meiner Vaterstadt Stuttgart als Einjährig-Freiwilliger in das 1. württembergische Infanterieregiment „Königin Olga“ eingetreten, welches inzwischen als Grenadierregiment Königin Olga Nr. 119 in die deutsche Armee eingereiht worden ist.

Frühzeitiger und lebhafter als in ruhigen Zeitläuften hatte der Krieg von 1866 und die durch ihn eingeleitete Umgestaltung der Lage in Deutschland den Sinn und das Interesse für die politischen Kämpfe und Bestrebungen unserer Zeit auch bei der Jugend geweckt. In scharf getrennten Lagern standen seit dem Herbst 1866 auch in den Schulklassen die „Preußen“ und die „Großdeutschen“ sich gegenüber. Ich bin der Wahrheit das Bekenntnis schuldig, daß auch ich mit der großen Mehrheit des schwäbischen Volkes eine Zeitlang zu den letzteren mich rechnete und über das „volksfeindliche und reaktionäre preußische Junkertum“ mich hoch erhaben fühlte. Dabei mag nicht wenig mitgewirkt

haben der Einfluß der geistreichen und liebenswürdigen Persönlichkeit einzelner Häupter unserer demokratischen Partei, in deren Häusern ich einen überaus anregenden Verkehr gefunden hatte.

Schon ehe ich indessen im Herbst 1869 in des Königs Rock eingekleidet wurde, war ich von meiner Abirrung in das preußenfeindliche Lager bereits wieder zurückgekehrt zu dem nationalen Standpunkt, den mein Vater und die Mehrzahl meiner näheren Angehörigen von jeher festgehalten hatten. Durchaus einverstanden fühlte ich mich mit dem im Jahr 1868 bekanntgemachten Schutz- und Trutzbündnis mit Preußen und war ein entschiedener Anhänger des engsten und rückhaltslosesten Anschlusses an den Norddeutschen Bund. Als deshalb im Juli 1870 unmittelbar vor dem Ausmarsch ein mir persönlich wohlgesinnter Führer der schwäbischen Volkspartei, Julius Haußmann, der Vater der als demokratische Parteiführer und Abgeordnete später bekannt gewordenen Zwillingsbrüder Konrad und Friedrich Haußmann, beim Abschied mir in herzlichen Worten die besten Wünsche mit auf den Weg gab und hinzufügte: „Kommen Sie nur nicht als ganzer Preuße zurück, wenn Sie nicht schon einer sind!“ so konnte ich ihm mit gutem Gewissen zur Antwort geben: „Viel fehlt nicht mehr, Herr Haußmann.“

Die allgemeine Wehrpflicht war in Württemberg erst im Jahr 1868 an die Stelle des früheren Systems getreten, welches die Ausgehobenen, soweit sie nicht durch das Los frei wurden, zu siebenjähriger Präsenz formell wenigstens verpflichtete, den Begüterten aber das Recht einräumte, um den Preis von 600 fl. einen sogenannten Einsteher anzuwerben und dadurch sich für ihre Person von allen Pflichten für die Verteidigung des Vaterlandes zu befreien. Von diesem Recht war noch vor Torschluß ein weitgehender Ge-

brauch gemacht worden. In dem ersten Jahrgang, in dem das neue Gesetz zur Anwendung kam, im Herbst 1868, waren deshalb nur sehr wenige als Einjährig-Freiwillige eingetreten. Als ich daher im Herbst 1869 mit etwa 30 anderen in das 1. Infanterieregiment „Königin Olga", das spätere Grenadierregiment Nr. 119, eintrat, war in Stuttgart ein Einjähriger eine neue und ungewohnte Erscheinung und bildete weit mehr als heutzutage den Gegenstand allseitigen Interesses. Daß wir uns in unserer Würde gehörig fühlten, versteht sich von selbst, und mit großem Behagen liebten wir es, die oft recht drastischen Witze und komischen Eindrücke, an denen das Kasernenleben von jeher unerschöpflich war, im Kreis unserer Angehörigen und Fremde preiszugeben.

Im übrigen nahm das Dienstjahr seinen geregelten Gang. Soviel immer der Dienst es erlaubte und die nach den ungewohnten Anstrengungen des Exerzierens freilich entschuldbare Macht der Trägheit überwunden werden konnte, saßen wir in der Technischen Hochschule in Stuttgart zu Füßen unseres berühmten Ästhetikers Friedrich Vischer und lauschten dessen geistvollen Vorlesungen über Faust, die deutsche Literatur und Shakespeare. In dem „Sonderbund", einer gesellschaftlichen Vereinigung von Polytechnikern, deren jüngere Mitglieder zum größeren Teil Schulkameraden aus dem Stuttgarter Gymnasium waren, fand ich jenen intimen Freundschaftsverkehr und jene lebendige geistige Anregung, wie sie nur unsere deutschen Hochschulen zu gewähren vermögen.

An Ostern wurde ich mit meinen Kameraden zum „Rottenmeister" befördert. Hiermit war die erste Stufe der großen Leiter erreicht, welche zu den höchsten militärischen Würden emporführt. Der Rottenmeister zählte zu der Kategorie der Unteroffiziere, trat mit diesen vor dem

rechten Flügel der Kompagnie an, marschierte im Glied der Schießenden und mußte von den Soldaten gegrüßt werden. Man war somit immerhin noch etwas mehr als der jetzige Gefreite.

Um die Mitte des Monats Juni wurde ich von einer heftigen Lungenentzündung befallen, von der ich anfangs Juli Erholung auf dem Land suchte. Da kamen die ersten Nachrichten von der Berufung des Prinzen von Hohenzollern auf den spanischen Thron und von der drohenden Haltung, welche Napoleon und die Pariser Presse alsbald Preußen gegenüber einnahmen. Ich kehrte nach Stuttgart zurück, sah mich aber vorerst nicht veranlaßt, meinen Urlaub zu unterbrechen. Man war ja anfangs allerseits geneigt, die alarmierenden Artikel der französischen Presse und die herausfordernden Reden des französischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten für einen jener Stürme zu halten, die das französische Volk und die französischen Zeitungen seit Sadowa bald in längeren, bald in kürzeren Zwischenräumen erregten, die aber auch immer rasch sich wieder legten. Als jedoch die Drohungen immer stärker, die Auslassungen der französischen Minister immer herausfordernder wurden, so begann man auch bei uns mehr und mehr zu fühlen, daß hinter dem, was wir zunächst nur als eine Ausgeburt lächerlicher Eitelkeit und krankhafter Empfindlichkeit anzusehen geneigt waren, ein tiefer Ernst verborgen war. In fast voller Übereinstimmung aber befanden sich die Bewohner der schwäbischen Hauptstadt, insbesondere aber wir Soldaten, mit unserem „Schwäbischen Merkur", dem leitenden Blatt des Schwabenlandes, als dieser unterm 10. Juli schrieb: „Wenn aber wirklich das Unwahrscheinlichste geschehen sollte, so fragt es sich doch sehr, ob es für uns das Schlimmste wäre. Ein ernster, ehrenvoller Kampf stände vor uns; aber ein Kampf, dessen Aus-

gang wir mit Vertrauen entgegensehen dürften, und ein Kampf, dessen Preis den Einsatz wert wäre. Denn so elend auch der Vorwand wäre, den der Gegner für seinen Angriff gewählt hätte, der Siegespreis wäre unfehlbar — die sofortige Vollendung des deutschen Staats."

Noch volle fünf Tage schwebte man zwischen Furcht und Hoffnung. Der ungestümen Jugend wollte es fast als zu weitgehend erscheinen, daß der Hohenzollernprinz zum Verzicht auf den spanischen Thron veranlaßt wurde, und mit geheimer Freude begrüßten wir die Nachricht, daß Frankreich sich noch nicht beruhigen wolle. Da brachte am Abend des 15. Juli der „Schwäbische Merkur" die Nachricht, daß der Krieg erklärt sei, und am andern Tag lasen wir, daß Preußen die Mobilisierung der ganzen Armee befohlen, daß man auch bei uns die Reserven einberufen habe, und daß unser König Karl auf der Rückreise von St. Moritz begriffen sei. Von der höchsten Begeisterung ergriffen stürzte ich mit dem Telegramm, das den Krieg verkündete, nach Hause. Noch wie wenn es gestern gewesen wäre, haftet in mir die Erinnerung, wie meine Mutter, die eben nach schwäbischer Sitte ihren großen „Bügeltag" leitete, erst ungläubig den Kopf schüttelte und dann, als sie den Tatsachen sich nicht mehr verschließen konnte, ihrem Gefühle ernster Sorge lauten Ausdruck verlieh. Unverzüglich eilte ich in die Kaserne, mich gesund zu melden, um ja nicht beim Ersatz zurückbleiben zu müssen. Diesen Zweck erreichte ich auch glücklich; aber in einer Hinsicht war ich doch zu spät gekommen. Tags zuvor waren die Vorschläge bei dem Regimentskommando wegen der Beförderung der Einjährigen zum Portepeefähnrich vorgelegt worden. Mich hatte mein Hauptmann nicht mit eingegeben. Er war, wie er mir später bei jeder Gelegenheit versicherte, der Meinung gewesen, ich werde nach der schweren Krankheit, die ich kaum

erst durchgemacht habe, doch nicht mit ausmarschieren können.

Ich war froh und zufrieden, daß ich wenigstens sogleich mitdurfte, und als uns wenige Tage später die Ernennung von zweien unserer Kameraden von der Kompanie zum Portepeefähnrich bekanntgegeben wurde, so erblickte ich hierin kaum eine kränkende Zurücksetzung. Mit noch einem treuen Freund und Schicksalsgenossen, dem Chemiker Hermann Pfeifer aus Stuttgart (jetzt als Dr. phil. in Freiburg i. B.), dem eine Beschwerde gegen einen Vorgesetzten ins Wachs gedrückt wurde, freute ich mich, bei unserer Kompagnie, es war die achte, bleiben und mit den Soldaten und Unteroffizieren der Kompagnie, mit denen allen wir auf dem besten Fuße standen, den Fährlichkeiten des Krieges entgegengehen zu dürfen. Und wenn ich jetzt, nachdem ich das Portepee mir im Feld erkämpft und es doch noch zum Landwehrmajor gebracht habe, an jene Zeit zurückdenke, so bin ich meinem damaligen Hauptmann beinahe dankbar, daß er mich seinerzeit übergangen hat. Bin ich doch dadurch in die Lage versetzt worden, den Tornister auf dem Rücken und das Gewehr auf der Schulter durch ganz Frankreich zu marschieren, die Strapazen und Anstrengungen, die Leiden und Freuden eines gewöhnlichen Soldaten zu teilen, und so mehr, als es mir sonst möglich geworden wäre, zu Angehörigen aller Klassen in nahe persönliche Beziehungen zu treten und in ihre Verhältnisse und Lebensanschauungen einen tiefen Einblick zu gewinnen.

Noch geraume Zeit indessen, viel zu lang für unsere jugendliche Ungeduld, dauerte es, bis das Regiment marschbereit war. In der Zwischenzeit nahmen wir, soweit es der Dienst und die täglich fortgehenden Exerzierübungen gestatteten, den regsten Anteil an dem bewegten Leben, welches jetzt unsere Vaterstadt erfüllte.

Auf Samstag, den 16. Juli, abends hatte das Landeskomitee der Deutschen Partei eine große Volksversammlung ausgeschrieben zur Beratung über die bedrohte Lage des Vaterlandes. Daß wir auch dort waren, versteht sich von selbst. Es konnte dies um so weniger auffallen, als sogar unser früherer Kriegsminister unter den Tausenden, die zu dieser Versammlung zusammengeströmt waren, in Uniform auf den vordersten Stühlen Platz genommen hatte. Mit zündender Beredsamkeit sprachen die einzelnen Redner für die heilige Sache des Vaterlandes, und ganz besonders ergriffen ward die Jugend von der mit dem edelsten Schwung patriotischer Begeisterung vorgetragenen, von echt Arndtschem Geist durchwehten Ansprache unseres Turnprofessors Dr. Otto Jäger. Einstimmig wurde eine Resolution beschlossen, in welcher man der Regierung gegenüber die bestimmte Erwartung aussprach, daß sie fest zur deutschen Sache halte, mit allen Mitteln und auf alle Gefahr.

Diese Versammlung war notwendig gewesen und hat auch ihre Wirkung nicht verfehlt. Ungeachtet des in allen Schichten der Bevölkerung entfachten Sturmes der Begeisterung hatte der „Beobachter", das Organ der schwäbischen Volkspartei, sich nicht geschent, für bewaffnete Neutralität einzutreten. In den verschiedensten Wendungen war da zu lesen, es handle sich um einen rein dynastischen Streit zwischen Preußen und Frankreich, der Württemberg von Haut und Haar nichts angehe. Man gab die Parole aus: „Für Deutschland Gut und Blut, für die Hohenzollern keinen Mann und keinen Kreuzer!" Hiergegen galt es mit aller Energie Front zu machen. Unzweifelhaft aber ist es ganz wesentlich dem begeisterten Widerhall zuzuschreiben, den jene Versammlung im ganzen Lande fand, daß der Führer der schwäbischen Volkspartei wenige Tage später im württembergischen Landtag erklärte, nachdem Bayerns Kammern

vorangegangen seien, wolle auch seine Partei dem Wunsch, daß man auf bewaffnete Neutralität sich beschränke, entsagen und auch ihrerseits dafür stimmen, daß man sich unter den preußischen Oberbefehl stelle. Die demokratischen Führer, vor Monatsfrist noch über die Mehrheit des Landtags gebietend, wurden auf einmal inne, daß sie Generale ohne Armee geworden waren und wohl oder übel vor der Volksmeinung kapitulieren mußten. Freilich ersparte dieses verspätete Einlenken jenem Parteiführer nicht, daß in nächtlichen Stunden drohende Kundgebungen der erregten Menge vor seinem Hause sich abspielten, welche ihn veranlaßten, sich und sein Haus unter den Schutz der Stuttgarter Stadtpolizei zu stellen.

Von jener Versammlung begaben wir uns in unser Gesellschaftslokal, wo es galt, einen ernsten, feierlichen Abschied zu nehmen. Neunzehn aktive Mitglieder zählte unser Bund, alle Teile von Deutschland waren vertreten und drei unserer Freunde waren Ausländer. Außer uns vier Einjährigen, die wir bereits im Verband des Heeres uns befanden, waren weitere zehn entschlossen, als Freiwillige an dem Kampf für das Vaterland teilzunehmen. Einer unserer Freunde, der trotz seiner deutschen Bildung und Gesinnung der dänischen Nationalität angehörte, stammte aus einem Handlungshaus in Alexandria, das eine Filiale in Paris hatte. Mit feierlichem Humor wurde deshalb als Losung ausgegeben, daß alle in Paris Boulevard, Hausmann Nr. 101, sich wieder treffen wollen. Dieses Wiedersehen in Paris kam nun zwar nicht zustande, aber mit Dank gegen ein gütiges Geschick durfte nach Beendigung des großen Krieges unser Bund sich freuen, daß von unsern damals anwesenden Freunden, die mit den verschiedensten Armeekorps nach Frankreich in den Kampf zogen, alle am Leben geblieben sind, wenn sie auch zum Teil schwer verwundet wurden.

Noch wechselten lange an jenem Abend heitere Scherze mit ernsten, begeisterten Reden und patriotischen Gesängen. Auch unser demokratischer Bundesbruder Ludwig Mayer, damals mein intimster Freund und Schulkamerad (gestorben am 27. Juni 1892 in Stuttgart als Professor und Vorstand der Altertumssammlung), fühlte sich von der Stimmung des Augenblicks mächtig erregt und gab seiner Bewegung Ausdruck durch eine beredte Verteidigung der Männer der Volkspartei und ihrer Bestrebungen. — Die Wacht am Rhein war uns damals noch nicht bekannt; allein der reiche Schatz der deutschen Vaterlands- und Kriegslieder bot eine unerschöpfliche Quelle, um die Stimmung der Freunde zum Ausdruck zu bringen. Die Losung des Abends aber blieb der Kriegsgesang gegen die Welschen von Vater Arndt. Seine mächtig dahinbrausenden Strophen mit dem schneidigen Refrain: „Zum Rhein! Übern Rhein! Alldeutschland nach Frankreich hinein!“ wurden von unserem Freund, dem angehenden Kriegsfreiwilligen Gustav Mayer (gest. am 17. Februar 1903 als Geh. Oberbaurat in Berlin), mit pathetischem Ernste vorgetragen.

Noch einmal klangen zum Abschied die Gläser zusammen. Dann ließ es uns keine Ruhe mehr in dem engen Zimmer. Wir eilten auf den Bahnhof, wo um Mitternacht ein reges Leben herrschte. Züge mit bayerischen Landwehrmännern und Reservisten, welche nach der Pfalz fuhren, kamen durch. Wieder brausten die patriotischen Klänge unserer schönsten Vaterlandslieder durch die hohen Hallen unseres Bahnhofs und den letzten Sechser gaben wir daran, mit den Kameraden und Kampfgenossen vom Bayerland anzustoßen und ihnen eine Zehrung und einen Trunk mit auf den Weg zu geben. Mächtig bewegt begab ich mich endlich nach Hause; noch im Einschlafen tönten in mir nach die trotzig entschlossenen Strophen des Arndtschen Kriegsliedes:

„Und brauset der Sturmwind des Krieges heran,
Und wollen die Welschen ihn haben,
So sammle mein Deutschland dich, stark wie ein Mann,
Und bringe die blutigen Gaben,
Und bringe den Schrecken und bringe das Grauen!
Aus all deinen Bergen, aus all deinen Gauen
Erklinge die Losung: Zum Rhein! Übern Rhein!
Alldeutschland nach Frankreich hinein!"

II.

Mobilmachung und Aufmarsch am Rhein.

Im Drang der Begeisterung hatten wir geglaubt, nun sofort „mit Sturmeswehen fürs Vaterland in Kampf und Tod zu gehen". Allein unsere Geduld sollte noch auf manche lange Probe gestellt werden. — Immerhin begann in der Kaserne bald eine rege Tätigkeit. Die Mannschaft wurde allmählich mit allen feldmarschmäßigen Ausrüstungsstücken versehen. Scharfe Patronen wurden gefaßt, 40 in den Seitentaschen des Tornisters und 30 in der Patronentasche.

Der Tornister wurde immer voller und immer schwerer; mußte er doch auf Wochen und Monate alles in sich aufnehmen, was zu des Mannes Bekleidung und deren Instandhaltung notwendig ist. Ein Paar Stiefel, ein wollenes Hemd, Unterbeinkleider, Socken, Taschentücher, Leibbinde und Verbandzeug, Handtuch und Seife, Opium, Brausepulver, Hirschunschlitt und andere Medikamente, Knopfschere und Büchsen mit Wichse und Fett zum Gewehrreinigen, Bürsten für Kleider, Stiefel und Gewehr, Putzlumpen, Reserveknöpfe, Nadel und Faden, ein neues Testament und Briefpapier, Zigarren und Spielkarten und noch anderes sollten unter dem kleinen Kalbfell ihren Raum

finden. Hierzu kam noch der sogenannte eiserne Bestand, d. h. Speck, Kaffee, Reis, Zwieback und Zucker auf drei Tage, der nur in Fällen der Not angegriffen werden durfte. Gar vieles mußte zu Hause bleiben, dessen der moderne Kulturmensch sonst nicht sich entraten zu können glaubt. Anderes, wie z. B. die Zahnbürste und der Schwamm, wurde in den ersten Wochen wenigstens bei den oft zweimal am Tag und nicht selten unvermutet vorgenommenen Revisionen der Tornister ängstlich in den Hosentaschen versteckt; denn Offiziere und Unteroffiziere hielten es für gänzlich überflüssig, daß der Feldsoldat mit derartigen Luxusgegenständen sich beschwere. — In dem Brotbeutel waren die Feldflasche, Gabel und Löffel, die Tabakspfeife mit Tabaksbeutel, der zwar nicht zur obligaten Feldausrüstung gehörige, aber doch unentbehrliche Trinkbecher, ein Fläschchen mit Branntwein, welcher übrigens mehr zum Einreiben der Füße als zum Trinken bestimmt war, und noch manches andere untergebracht. Namentlich aber diente der Brotbeutel zur Aufnahme der Tagesrationen an Brot ꝛc. Zu diesen Traglasten kam noch das Zündnadelgewehr, welches mit seinem langen Bajonett ganz erheblich schwerer war, ferner das Seitengewehr (Faschinenmesser), die Patronentasche und der schwere graue Mantel, den wir Württemberger schon damals im Kranz um den Tornister trugen, wie es jetzt zweckmäßigerweise im ganzen Heer eingeführt ist. Alles in allem hatte somit der Infanterist ein Gewicht von gegen 60 Pfund zu tragen. Gewiß keine leichte Bürde! Und mit ihr ging es auf unzähligen Märschen bergauf und bergab, in Regen und Sturm, in heißer Sonnenglut und nächtlicher Kälte.

Manchen schweren Seufzer hat uns allen namentlich im Anfang der schwere Tornister entlockt, und nicht selten glaubte man in der glühenden Sonnenhitze unter seiner erdrückenden Last zusammenbrechen zu müssen. Bald aber

lernte der Soldat gerade in dem Tornister seinen besten und zuverlässigsten Freund wertschätzen. Lastete er auch schwer auf den Schultern und auf dem Rücken, so gewöhnte man sich doch an ihn leichter und rascher als an die anderen Gepäck- und Ausrüstungsstücke. Als bei den großen und anstrengenden Märschen vor und nach Sedan die Kräfte jedes einzelnen bis aufs äußerste angespannt wurden, da fühlte sich der Mann durch den Tornister, der wenigstens Brust und Arme frei ließ, viel weniger beschwert als durch das Gewehr, welches stets auf der rechten oder linken Schulter getragen und dabei immer so gehalten werden mußte, daß weder der Hintermann noch die Nebenmänner belästigt wurden. Wegen seines unentbehrlichen und unersetzlichen Inhalts aber konnte man nur im äußersten Notfall und immer nur mit schwerem Herzen sich entschließen, von dem Tornister auch nur auf kurze Zeit sich zu trennen. Und mit welchem Gefühl ruhiger Sicherheit legten wir in den naßkalten Biwaknächten im August und in den Massenquartieren vor und nach Sedan das müde Haupt auf den treuen Gefährten, unser bestes Ruhekissen, das die ganze, unersetzliche Habe des Soldaten in sich barg!

Unterm 17. Juli hatte eine von unserem König alsbald nach seiner Rückkehr aus St. Moritz vollzogene Verordnung die in Kriegsreserve oder Landwehr übergetretenen Mannschaften, sowie die gesamte exerzierte Ersatzreserve in Gemäßheit des Kriegsdienstgesetzes vom 12. März 1868 zu den Waffen gerufen. Schon am folgenden Tag trafen die ersten Reservisten und Landwehrmänner bei der Kompagnie ein. Jeder wurde, wie er kam, eingekleidet und in Reih' und Glied gestellt. Offiziere und Unteroffiziere waren bestrebt, die alten Mannschaften wieder an militärische Zucht zu gewöhnen, dieselben in die Geheimnisse des neu eingeführten Reglements einzuweihen und sie mit der Einrichtung und

Handhabung des ihnen gänzlich unbekannten Zündnadelgewehrs vertraut zu machen. Bei dem bewegten Leben in Stuttgart war das keine Kleinigkeit. Alle waren mehr oder weniger mit Geld versehen, das nur zu leicht seinen Weg in die Kantinen des Profoßen und des Regimentstambours fand. Überdies aber glaubten auch die Bürger der Schwabenhauptstadt ihre patriotische Begeisterung nicht besser betätigen zu können, als indem sie jedem Soldaten, der sich außerhalb der Kaserne zeigte, möglichst viel Freibier spendeten. Wir begrüßten es deshalb mit Freuden, als am Dienstag, den 19. Juli, nach dem Einrücken vom Exerzieren uns eröffnet wurde, die eingekleideten und feldmarschmäßig ausgerüsteten Mannschaften haben noch am gleichen Tag kompagnieweise in benachbarten Ortschaften auf den Fildern, einer fruchtbaren Hochebene südlich von Stuttgart, Quartiere zu beziehen. Ging es auch nicht sofort nach dem Rhein, so war doch einmal ein Anfang gemacht, man kam aus Stuttgart hinaus, und das in so erregter Zeit gänzlich unerträglich gewordene Garnisonsleben nahm ein Ende!

Unserer Kompagnie, der achten des Regiments, war mit noch einer der stattliche, durch vortreffliche Wirtshäuser weit und breit bekannte Marktflecken Echterdingen bestimmt. Um 3 Uhr nachmittags marschierten wir unter Führung unseres Leutnants Bödicker, eines liebenswürdigen Rheinländers (gestorben am 5. Dezember 1905 als Major a. D.), in voller Feldausrüstung ab, zu unserem großen Verdruß ohne Sang und Klang.

Vom 19. bis 28. Juli lagen wir zuerst in Echterdingen, dann in Plieningen und zuletzt fast eine Woche in Bernhausen. Wir Einjährigen sowie die Unteroffiziere und die Mehrzahl der jungen Mannschaft brannten vor Ungeduld und Kampfeslust. Etwas anders sah es bei den Landwehr-

leuten aus. Viele ältere, schier 30 Jahre alte, zum Teil verheiratete Männer aus den Jahrgängen 1861 und 62 waren darunter, die Weib und Kinder zurückgelassen hatten und nicht wußten, wie diese in den nächsten Monaten ihren Unterhalt finden sollten. Wohl erwiesen auch sie zum größten Teil von Anfang an sich als tüchtige Soldaten, und im späteren Verlauf des Feldzugs waren sie meist ausdauernder und zuverlässiger als die jüngsten Jahrgänge. Wenn aber damals wir Jungen immer wieder unserer patriotischen Stimmung begeisterten Ausdruck gaben, so saßen sie eher stumm dabei und ergingen sich nicht selten in Klagen über die auf dem Felde stehende Ernte und über sonstige Nahrungs- und Familiensorgen.

Mehr und mehr erweiterte sich in Bernhausen die Kompagnie bis zu dem vollen feldmäßigen Stand von 225 Mann. Der Hauptmann und der neu zu der Kompagnie versetzte Oberleutnant von Wöllwarth (gestorben am 14. Oktober 1897 als Major z. D.) trafen ein, auch wurde ein früherer Einjähriger des Regiments, Artur Pfeilsticker (jetzt Geh. Kommerzienrat in Freiburg i. B.), als Fähnrich zu uns versetzt. Unausgesetzt wurde exerziert und marschiert, was bei den alten Mannschaften nicht immer ganz leicht und nicht ohne Anstände und Konflikte abging. Auch wir konnten es damals nicht recht verstehen, wie man in einer Zeit, da jeden Augenblick der Entscheidungskampf beginnen konnte, stundenlang Griffe mit dem Gewehr, weite Märsche nach den über drei Stunden entfernten Exerzier- und Schießplätzen und anderes vornehmen konnte, als ob es sich nur darum handelte, Rekruten für eine Vorstellung zu drillen. Es bedurfte der Erfahrungen des ganzen großen Feldzugs, bis wir einsahen, daß nur angestrengte und pflichttreue Tätigkeit und fortgesetzte Beschäftigung ein Heer auf der vollen Höhe der Leistungsfähigkeit zu erhalten

vermögen, und daß ohne jene im ganzen wie bei den einzelnen Gliedern mit äußerster Strenge durchgeführte Ordnung und Disziplin es auch bei dem besten Willen und mit den tüchtigsten Truppen nicht möglich gewesen wäre, so ungeheure Massen mit solcher Sicherheit und Raschheit zusammenzufassen und sie zu so vernichtenden Schlägen zu führen, wie es mit unerreichter Meisterschaft in diesem Kriege geschehen ist.

Mannschaften und Unteroffiziere lernten bei diesen Übungen sich kennen, immer mehr wurde ein Ausgleich und eine Übereinstimmung unter den verschiedenartigen Elementen erzielt, und schon nach acht Tagen konnte man sagen, daß auch unsere Kompagnie die nötige Geschlossenheit und innere Festigkeit erlangt habe, um ins Feld rücken zu können. Ich für meine Person war dem zweiten Zug beigegeben worden und stand mit dem tüchtigen Obermann Bentelspacher (gestorben als pensionierter Oberamtsdiener) an der Spitze einer etwa 36 Mann zählenden „Obermannschaft". Der Zugführer, unser neuer Oberleutnant von Wöllwarth, ist mir während des ganzen Feldzugs auf das liebenswürdigste entgegengekommen. In der Hauptsache hatten wir Einjährige uns hauptsächlich an die Unteroffiziere und Mannschaften zu halten. Und wir haben uns hierbei von Anfang an wohl befunden.

Von dem braven, zuverlässigen und pflichteifrigen Oberfeldwebel Hauser (zurzeit Oberamtsdiener in Herrenberg) bis zu meinen Rottenmeisterkollegen, mit allen Unteroffizieren und Mannschaften standen wir auf dem besten Fuß. Es bildete sich bald zwischen uns jenes schöne Verhältnis echter Kameradschaft, wie sie nur der Kriegsdienst hervorzubringen vermag und von welcher unser großer Reichskanzler in seiner berühmten Reichstagsrede am 6. Februar 1886 mit berechtigtem Stolz gerühmt hat, daß sie

gerade bei dem deutschen Heere in so vollendeter Weise zum Ausdruck komme, wie uns das keine andere Nation nachzumachen vermöge.

Jene Kameradschaft äußerte sich indessen nicht in einer unnatürlichen Vertraulichkeit, in geflissentlicher Beiseitesetzung der Unterschiede des Standes und Bildungsgangs. Ich war und blieb im ganzen Feldzug für die Unteroffiziere der Einjährig-Freiwillige, für die Mannschaften der Unteroffizier. Nie, so lange ich Rottenmeister war, wurde zwischen uns das gute Einvernehmen ernstlich gestört, und als ich zehn Monate nach dem Ausbruch des Krieges als Fähnrich wieder zur Kompagnie kam und einen Zug zu führen hatte, da fand sich alles, auch die älteren Unteroffiziere, welche vorher meine Vorgesetzten gewesen waren, ohne jegliche Schwierigkeit in die neue Gestaltung der Dinge. — Das in jener großen Zeit begründete kameradschaftliche Verhältnis hat aber den Krieg weit überdauert. Noch jetzt habe ich nicht selten Gelegenheit, bei Veranstaltungen des Württembergischen Kriegerbundes, dessen Präsidium ich seit mehr als 25 Jahren angehöre, oder bei anderer Gelegenheit alte Kompagniekameraden zu treffen, und nichts freut mich so sehr, als wenn ich dabei stets wieder sehe, daß die alten Kampfgenossen auch mir ein gutes Andenken bewahrt haben.

Nach Bernhausen kamen auch die Eltern und Geschwister mit andern Anverwandten noch einmal herauf. Nach einigen Stunden behaglichen Zusammenseins galt es noch einmal Abschied zu nehmen.

Am 27. Juli kam der sehnsüchtig erwartete Marschbefehl. Am andern Morgen, schon um 1 Uhr nachts, sollte abmarschiert werden. Mit Tränen in den Augen brachte meine brave Quartierfrau mir den letzten Kaffee, und nach einem bewegten Abschied von der ganzen Familie meines Quartier-

gebers, eines biedern Sattlermeisters namens Abt, marschierte ich mit der Kompagnie zum Dorf hinaus. Die zündenden Worte des feurigen Brigadebefehls unseres tapferen Brigadekommandeurs, Freiherrn von Reitzenstein, fanden in unserer Brust lebendigen Widerhall. Im Kasernenhof in Stuttgart durfte ich noch einmal Vater und Bruder umarmen, die zum Abschied mir ein inhaltsreiches Paket mit Lebensmitteln zusteckten. Dann ging's unter den Klängen der Regimentsmusik auf den Bahnhof, wo der Zug bereitstand, der unser Bataillon nach dem Rhein verbringen sollte. Alle 36 Mann meiner Obermannschaft fanden Platz in einem Viehwagen, und bald brauste der Zug hinaus aus dem Talkessel des rebenumkränzten Stuttgart, und voll guten Muts und froher Siegeshoffnung gingen die schwäbischen Soldaten dem Kampf fürs Vaterland entgegen.

Nach vierstündiger Fahrt, etwa um die Mittagsstunde, kamen wir in Bruchsal an. Von da marschierten wir nach dem etwa drei Stunden südlich von Bruchsal gelegenen badischen Dorf Obergrumbach, wo wir nach anstrengendem Marsch, von einem zweistündigen Gewitterregen bis auf die Haut durchnäßt, eintrafen. In dem nur 700 Einwohner zählenden Dorf waren gegen 1500 Mann untergebracht; es ging also ziemlich eng her und wir mußten mit einem Strohlager vorlieb nehmen.

Zu meiner größten Freude und Überraschung traf ich in Obergrumbach zwei liebe Freunde und Bundesbrüder vom „Sonderbund". Der eine, Eduard Eyth aus Blaubeuren, der reichbegabte, temperamentvolle jüngere Bruder des berühmten Ingenieurs und Schriftstellers Max Eyth, hat am 6. Mai 1872 als Ingenieur auf Kuba ein viel zu frühes Ende gefunden; der andere, Hermann Bälz aus Bietigheim, war später Bergwerksdirektor in Eger und lebt jetzt im Ruhestand in Stuttgart. Diesen beiden war

es gestattet worden, ohne weiteres als Kriegsfreiwillige mit auszumarschieren, weil sie mehrere Jahre der Stuttgarter Jugendwehr angehört hatten. Sie wurden der 7. Kompagnie zugeteilt, standen also mit uns wenigstens in demselben Bataillon. So sahen wir uns täglich, und während des ganzen Feldzugs haben jene beiden Freiwilligen von der 7. und wir zwei Einjährige von der 8. Kompagnie treulich zusammengehalten und Freud' und Leid redlich miteinander geteilt.

Auch in Obergrumbach blieben wir wieder einige Tage. Am 30. Juli war große Revue vor unserem König bei dem gegen vier Stunden entfernten badischen Dorfe Graben. In einer weiten Ebene hatte die ganze Division sich aufgestellt, und mit warmen Worten nahm unser Landesherr Abschied von seinen Truppen, indem er der Hoffnung Ausdruck gab, daß sie unter der Führung ihres tapferen Kommandeurs, des preußischen Generalleutnants von Obernitz, den alten Kriegsruhm bewahren werden. Nach dem Vorbeimarsch vor Seiner Majestät nahm unser strenger, aber ehrenfester, energischer und umsichtiger Bataillonskommandeur, Oberstleutnant von Brandenstein (gestorben als General der Infanterie z. D. am 17. Oktober 1905), welcher schon damals für einen unserer fähigsten Stabsoffiziere galt, trotz der heißen Mittagssonne noch einige anstrengende Übungen im Bataillon vor. Um 3 Uhr nachmittags wurde sodann zu unserer großen Enttäuschung statt nach dem Rhein nach Obergrumbach zurückmarschiert. Mit dem ersten Tagesgrauen, schon um 3 Uhr morgens, war das Bataillon dort aufgebrochen; den ganzen Tag hatten wir auf kahlen Stoppelfeldern und Kartoffeläckern ohne gehörige Nahrung in der glühendsten Sonnenhitze zugebracht. So kam es, daß der Heimmarsch allen recht sauer wurde. Eine größere Anzahl blieb am Wege liegen und einer starb noch an dem-

selben Tag an den Folgen eines Hitzschlags, in unserem Regiment das erste Opfer dieses Kriegs.

Am folgenden Tag, am 31. Juli, sammelte sich die Division wieder bei Graben, und von da ging es weiter in südwestlicher Richtung. Voll frohen Muts schrieb ich von dem Halteplatz auf einem Kartoffelfeld in einer Postkarte nach Hause, wir hoffen sicher, nun bald „auf die Franzosen dreinschlagen zu dürfen".

In dem freundlichen Marktflecken Friedrichstal vernahmen wir mit großer Befriedigung von unserem biederen Quartiergeber, daß wir nur noch 1½ Stunden vom Rhein entfernt seien. Der folgende Tag brachte wieder das beliebte Exerzieren und Revisionen. Die freie Zeit benützte man mit Eifer, zum erstenmal in diesem Feldzug, das Essen selbst zu bereiten. An die Stelle der bisherigen Einquartierung mit voller Verpflegung trat von nun ab diejenige auf Dach und Fach. Die Lebensmittel mußten kompagnieweise von den Proviantwagen des Bataillons „gefaßt" werden und wurden in den Kompagnien wieder an die Obermannschaften, in diesen an die einzelnen Soldaten oder an kleinere Gruppen verteilt, welche sich als Kochgesellschaften zusammengetan hatten. Mit zehn Mann meiner Obermannschaft bildete ich eine Kochgesellschaft, und es war mir stets ein besonderes Anliegen, gut für meine Kameraden zu sorgen.

Auch am 2. August schien alles auf demselben Flecke bleiben zu sollen. Die ganze Kompagnie wurde sogar nach einem in der Nähe vorbeifließenden Bach zum Baden geführt. Gegen 2 Uhr nachmittags aber erdröhnten mit einem Male die wirbelnden Töne des Generalmarsches. Alles mußte liegen und stehen gelassen werden, und fast die ganze Tagesration blieb in den Händen der Quartiergeber. In jäher Hast wurde der Tornister gepackt und umgehängt

und eilends ging's dem Rheinstrom zu. Nach zweistündigem Marsch wurde bei Leopoldshafen Halt gemacht. Es kam der Befehl, die Munition in Bereitschaft zu setzen und die Mündungsdeckel abzunehmen. Bald ging es weiter, und nach dreistündigem Marsch wurde zwischen Knielingen und Maxau nachts um 12 Uhr bei empfindlicher Kälte das erste Biwak bezogen.

Mit dem ersten Tagesgrauen wurde Kaffee gekocht und stündlich auf den Marschbefehl gewartet. Aber er kam nicht, und einen vollen Tag hindurch lag die ganze Division, Regiment an Regiment, in glühender Sonnenhitze auf den weiten schattenlosen Kartoffeläckern neben der Bahnlinie Karlsruhe—Maxau—Landau. Und doch war man nicht unzufrieden. Es hatte ja jetzt alles einen viel kriegsmäßigeren Anstrich, wir waren in nächster Nähe des Rheinstroms und fühlten uns stolz als „Wacht am Rhein". Unser treubesorgter Feldprediger, der bei allen rasch beliebt gewordene Pfarrer Faulhaber, hielt auf offenem Felde einen erhebenden Feldgottesdienst. Einen tiefen Eindruck machte es, als der Geistliche zum Schluß mit weihevollen Worten die in den Kampf für das Vaterland hinausziehenden Truppen segnete. Ernst und eindringlich sprach auch zu seinem Regiment unser würdiger Oberst von Berger (gestorben an den Folgen seiner am 30. November bei Champigny erlittenen Verwundung), die Soldaten zu mutiger Ausdauer und strenger Manneszucht ermahnend.

In den Zeitungen lasen wir den erhebenden Abschiedsgruß des Königs Wilhelm von Preußen an sein Volk vom 31. Juli 1870. Mit ihm wußten wir uns einig in der Überzeugung, daß „Friedensbruch und Feindschaft" wahrlich nicht auf unserer Seite waren. Mit ihm waren wir entschlossen, „gleich unsern Vätern und in fester Zuversicht auf Gott den Kampf zu bestehen zur Errettung des Vaterlandes".

Und noch höher schlugen unsere Herzen, als kurz, bevor wir uns zur Ruhe begaben, der erste Armeebefehl unseres königlichen Oberfeldherrn verlesen wurde:

„An die Armee!

Ganz Deutschland steht einmütig in den Waffen gegen einen Nachbarstaat, der uns überraschend und ohne Grund den Krieg erklärt hat. Es gilt die Verteidigung des bedrohten Vaterlandes, unserer Ehre, des eigenen Herdes. Ich übernehme heute das Kommando über die gesamte Armee und ziehe getrost in einen Kampf, den unsere Väter in gleicher Lage einst ruhmvoll bestanden. Mit mir blickt das ganze Vaterland vertrauensvoll auf Euch. Gott der Herr wird mit unserer gerechten Sache sein!

Hauptquartier Mainz, den 2. August 1870.

Wilhelm."

III.

Einmarsch in Frankreich. Wörth.

So heiß der Tag gewesen war und so sehr wir alle unter den glühenden Strahlen der Sonne und im Staub des Biwaks nach der Kühle der Nacht uns gesehnt hatten, so wenig sollte uns diese Nacht vom 3. auf den 4. August die gewünschte Erholung bringen. Mit feierlichen Klängen hatte die Regimentsmusik das Ende des Tags verkündigt. Müde und matt suchte nach der gemeinschaftlichen Andacht jeder sein aus spärlichem Stroh bereitetes Lager auf und hüllte sich so gut es ging in den grauen Mantel. Unsere guten Zelte hatten wir zurücklassen müssen, weil die preußischen Kameraden auch keine hatten. Kaum hatte der erste Schlaf sich auf die müden Augen gesenkt, so öffnete der Himmel seine Schleusen und die ganze Nacht goß es fast ohne Unterbrechung auf die schutzlosen Schläfer hernieder. So begrüßten wir bis auf die Haut durchnäßt den anbrechenden Morgen, dessen Sonne es vorerst vorzog, hinter

grauen Wolken sich zu verhüllen. Rasch wurde Kaffee gekocht und, soweit von dem in den Feldkesseln herbeigeschafften Wasser noch etwas zu erhaschen war, der Schmutz und der Schlaf aus den Augen gewaschen. Um 6 Uhr ertönte der Ruf an die Gewehre und um 6½ Uhr begann die Division den Vormarsch gegen den Rhein.

In einer kleinen halben Stunde war die Schiffbrücke, welche bei Maxau über den Rhein führt, erreicht und unter patriotischen Gesängen, der hohen Bedeutung des Augenblicks uns ganz und voll bewußt, marschierten wir hinüber. Mit feurigem Hurra begrüßten wir das linke Rheinufer und dann ging's weiter zunächst durch die freundlichen Ortschaften und fruchtbaren Gelände der bayrischen Pfalz.

Kaum war das Regiment einige Stunden marschiert, als auf einmal von rechts her, zuerst schwach und vereinzelt, dann immer deutlicher und stärker rollend Kanonendonner ertönte, ein Zeichen, daß die Gegner sich gefunden hatten und zum erstenmal ihre Kräfte gegeneinander maßen. Bei dem pfälzischen Dorfe Hagenbach, auf einem Krautacker, marschierte das Bataillon in Kolonne nach der Mitte auf, und unter dem fortdauernden Eindruck des aus der Ferne herüberdringenden Geschützfeuers wurde zum erstenmal in diesem Feldzug scharf geladen. Wieder ein erhebender Augenblick! Die Gewehre wurden alsdann zusammengesetzt und hinter den Gewehrpyramiden versammelten sich die Freunde aus den beiden Nachbarkompagnien und drückten sich noch einmal ernst und feierlich die Hand. Unvergeßlich ist mir, wie Freund Bälz von der 7. Kompagnie mit feierlichem Ernst mir das Versprechen abnahm, daß ich, wenn er je fallen sollte, die in seiner Brusttasche befindlichen Briefe unfehlbar an ihre Adresse zuschicken werde.

Volle zwei Stunden lauschte die ganze Division dem Donner der Kanonen von Weißenburg. Allmählich ver-

stummte das Getöse des Geschützkampfes, und etwa um die Mittagsstunde wurden wir zu den Gewehren gerufen, um an diesem Tag noch bis zu der ehemaligen französischen Grenzfeste Lauterburg zu marschieren. Auf einer Anhöhe gegenüber diesem Städtchen überschritten wir mit einem Hoch auf unsern König die französische Grenze, und am Rande eines Forchenwäldchens wurde das Biwak bezogen. Stolz konnte ich meine erste Feldpostkarte von französischem Grund und Boden an die Lieben zu Hause senden. Ich berichtete, was uns bekannt geworden war von dem ersten glänzenden Erfolg, den die vereinten Bayern und Preußen durch Erstürmung der Stadt Weißenburg und des Gaisbergs errungen hatten, und gab der Hoffnung Ausdruck, daß es uns vergönnt sein werde, am andern Tag die siegreichen Preußen und Bayern abzulösen. Wir hatten das Biwak schon um 3 Uhr bezogen, und während ich dem Städtchen Lauterburg einen kurzen Besuch abstattete, war in unserem Feldlager alles bestens vorbereitet worden. Trefflich schmeckte zum französischen Wein das frugale Mahl. An dem großen Wachtfeuer tauschte man seine Gedanken über die großen Ereignisse und Eindrücke des Tages aus und leerte noch einige Gläser auf das Wohl der glücklichen Sieger. Dann streckten wir die müden Glieder und schliefen zum erstenmal auf französischer Erde.

Vom Regen blieben wir in dieser Nacht verschont, aber gegen Morgen wurde es trotz aller Schutzvorrichtungen empfindlich kühl. Die meisten erhoben sich deshalb schon vor Tagesanbruch und versammelten sich um die rasch wieder angefachten Biwakfeuer. Bei mir aber zeigte sich hier zum erstenmal eine Eigenschaft oder eine Fähigkeit, um die ich später von meinen Kameraden vielfach beneidet wurde, nämlich die Gabe, trotz Kälte, Wind und Feuchtigkeit auch

auf dem härtesten Lager, bei Tag und bei Nacht, erquickenden Schlaf leichter und länger als die große Mehrzahl zu finden. Diesem glücklichen Umstande verdanke ich es wohl vor allem, daß ich alle die großen Strapazen, welche die nächsten Wochen uns brachten, so leicht, und ohne auch nur ein einziges Mal krank oder unpäßlich zu werden, ertrug und daß ich selbst nach den Hungertagen und den großen Märschen vor Sedan durch meine frische Gesichtsfarbe und die von dauerhaftem Wohlbefinden zeugende runde Fülle der Wangen einen oft berufenen Gegensatz zu der großen Mehrzahl meiner Kameraden bildete. Freilich hat diese Gottesgabe eines guten und festen Schlafs mir auch manche Verlegenheit bereitet. Nur zu leicht verschlief ich im Kantonnement die Tagwache oder auch den Generalmarsch. Dann aber trat, wenn ich Dienst hatte, namentlich in der ersten Zeit, nicht selten der Oberfeldwebel scheltend und brummend an meine Lagerstatt, schüttelte mich unsanft aus dem Schlaf und hielt mir noch eine gehörige Standrede wegen meiner Pflichtvergessenheit. Es blieb mir schließlich nichts anderes übrig, als regelmäßig einen Mann meiner Obermannschaft besonders zu beauftragen, daß er mich, sobald die Tagwache geblasen oder geschlagen wurde, persönlich wecke. In der Regel übernahm dieses Amt ein alter Landwehrmann aus Heilbronn namens Weingand und, als ob es erst gestern zum letztenmal gewesen wäre, klingt es bei mir noch nach, wie er allemal in der dunklen Morgenfrühe mir in die Ohren schrie: „Herr Rottemaister, stehens uff! Allewail hat's gedrümmelt und geblâst!"

Am andern Morgen um 5 Uhr wurde abmarschiert, und mit Musik und Trommelschlag ging es durch Lauterburg und weiter nach Frankreich hinein in westlicher Richtung. Nach längeren heißen Märschen bezog die Brigade um 7 Uhr abends bei Aschbach an der Bahn zwischen Hagenau

und Weißenburg das Biwak. Der Lagerplatz des Bataillons war auf einem Ackerfeld, welches in eine kleine Talmulde abfiel, auf deren anderer Seite ein Buchenwäldchen mit dichtem Untergehölz sich befand. So schnell als möglich wurden in sinkender Nacht noch die Kochlöcher gegraben und die Tagesrationen gefaßt. Doch mußte man für diesen Abend mit gesottenen Kartoffeln und spärlichem Brot sich begnügen; denn das Kochen des Fleisches nahm gegen drei Stunden in Anspruch. Es wurde deshalb befohlen, daß das Fleisch, während der Nacht gekocht, erst am andern Morgen verteilt werden solle. Wer hierzu nicht kommandiert war, suchte schleunigst sein Lager auf. Stroh gab es in dieser Nacht nicht und ich glaubte mich in einer Ackerfurche ganz besonders gut gebettet zu haben.

Etwa um Mitternacht ergoß sich nun aber unter Donner und Sturm ein strömender Gewitterregen hernieder und noch heute gedenke ich mit Schrecken des unheimlichen Gefühls, das mich aus dem Schlafe weckte, als das in der Ackerfurche herabströmende Wasser mir in die rechte Hosentasche eindrang. Bald war uns klar, daß auf dem jetzigen Lagerplatz unseres Bleibens nicht war, wenn wir nicht weggeschwemmt werden wollten. Alle nahmen wir deshalb, einer unabhängig von dem andern und doch fast gleichzeitig, den Tornister in die Hand und rannten wie besessen über die Talmulde hinüber in das schon erwähnte Wäldchen, dessen Bäume wenigstens einigen Schutz gewährten. Es regnete und stürmte bis in den andern Morgen hinein. Man mußte darauf verzichten, Kaffee zu kochen, und mit einem Stück des kalt gewordenen, in der Nacht gesottenen Ochsenfleisches und ¼ Schoppen Wein sich begnügen. Nach den Anstrengungen und Entbehrungen des vorangegangenen Tags war das nicht viel. So schloß ich am Morgen des 6. August meine Feldpostkarte mit den Worten: „Da ist

ein ranziger Speck, ein schimmliges Brot willkommen, Ochsenfleisch, Kaffee und Fleischbrühe ein Hochgenuß!"

Vor 6 Uhr morgens ging es weiter, zunächst in südlicher Richtung gegen den Hagenauer Wald. Von 8 Uhr an ertönte der Donner der Kanonen, und deutlich unterschied das Ohr mehr und mehr auch das Knattern des Kleingewehrfeuers, das von Stunde zu Stunde heftiger wurde. Die Schlacht bei Wörth war in vollem Gange. Gegen 11 Uhr wurde in der Nähe von Schwabwiller Halt gemacht. In ständiger Gefechtsbereitschaft harrte hier die Brigade, von Stunde zu Stunde hoffend, daß wir auch noch daran kommen. Gegen 1 Uhr begann man abzukochen, allein trotz des großen Hungers, den alle verspürten, begrüßte man doch gegen 3 Uhr den Ruf an die Gewehre mit ungemischter Freude, obgleich Fleisch und Brühe halb fertig in die Kochlöcher ausgegossen werden mußten. Im Eilmarsch rückte die Brigade über Trimbach und Surburg gegen Gunstett vor. In Surburg trafen wir zum erstenmal preußische Kameraden in größerer Anzahl. Sie gehörten zu dem XI. Korps, das hinter Gunstett sich auf die Franzosen geworfen hatte. Alle erzählten von der großen Schlacht, die am Ufer des Sauerflüßchens entbrannt, deren Ausgang aber noch unbekannt war. Auch gefesselte Landbewohner, Männer in blauen Blusen und Weiber, wurden vorbeitransportiert. Mit Schaudern wendeten wir uns ab von diesen Unmenschen, von denen berichtet wurde, sie haben deutsche Verwundete verstümmelt und beraubt.

Unaufhaltsam eilten wir weiter. Immer näher und immer mächtiger tönten der Donner der Geschütze und die Salven der Infanterie. Beinahe atemlos langten wir in dem an der rechten Seite des Sauertals gelegenen Dorfe Gunstett an. Dort erfuhren wir, daß das heutige Tagwerk in der Hauptsache schon vollbracht und ein großer Sieg errungen

sei, — daß man aber unserer für heute nicht mehr bedürfe.

In Gunstett selbst war nicht gekämpft worden. Doch hatten französische Granaten von den Höhen des jenseitigen Ufers aus mehrere Gebäude in Brand geschossen. Als wir durchmarschierten, bot das von seinen Einwohnern fast gänzlich verlassene Dorf ein Bild schauerlicher Verwüstung dar. Das erste, was uns begegnete, waren Angehörige jener tapferen Regimenter des XI. Korps, welche den Übergang über die Sauer erzwungen und die jenseitigen Höhen erstürmt hatten. Gegen Abend waren sie abgelöst worden von der 2. Brigade unserer württembergischen Division, welche, glücklicher als wir, noch an dem Kampfe teilgenommen und den Sturm auf Fröschweiler mitgemacht hatte. Die meisten hatten Gewehre und Tornister abgelegt und waren voll Begeisterung und hoher Siegesfreude. Einige galoppierten auf Bentepferden durch die Gassen des Dorfes; andere saßen, behaglich ihre Pfeifen rauchend, in bunten Gruppen vor den Häusern; einer schoß, eben als wir vorbeimarschierten, eine ahnungslos im Freien sich ergehende Kuh mit seinem Zündnadelgewehr durch die Stirne, daß sie brüllend zusammenbrach. Kameradschaftliche Grüße und Zusprüche wurden ausgetauscht! „Na, heute ging's heiß her!" „Gehauen haben wir sie, aber noch nicht ganz!" „Morgen kommt ihr dran!" rief es herüber. „Mer wellet's ehne scho sage!" entgegneten unsere Schwaben zuversichtlich. Dabei erzählten die siegreichen Kameraden, die Franzosen schießen viel zu rasch, auf viel zu große Entfernungen, und ihre Kugeln gehen deshalb stets entweder zu hoch oder zu nieder. Bis man recht an sie herangekommen sei, haben sie meist ihre ganze Munition verschossen gehabt.

Auch die ersten verwundeten preußischen Kameraden sahen wir hier und waren voll Bewunderung für den Mut und die

Ergebung, mit der sie ihr Schicksal ertrugen. Mancher der bleichen Krieger war nicht sicher, ob er nur das Leben rette, andere standen vor der schrecklichen Gewißheit, daß sie zeitlebens zum Krüppel geschossen waren; und doch waren sie alle voll frohen Mutes und hoher Freude über den errungenen Sieg.

In langen Zügen wurden nun auch die ersten Gefangenen an uns vorbeitransportiert, Zuaven, Turkos, Linieninfanterie, Artilleristen und Kürassiere, alles bunt durcheinander gemengt. Den fremdartigsten Anblick boten die Zuaven und die Turkos. Die ersteren, kräftige, breitschulterige Gestalten mit gebräunten Gesichtern, schwarzen Haaren und Vollbart, machten den Eindruck von abgehärteten, in Kampf und Gefahren erprobten Kriegsmännern, von denen freilich der Besiegte keine Schonung zu erwarten haben mochte. Gegenüber von diesen erschienen uns weit weniger furchtbar die beim Ausbruch des Krieges so viel gerühmten Turkos, von deren wilder Tapferkeit die Franzosen sich Wunder versprochen hatten. Trotz ihrer schwarzen Hautfarbe und den wilden Gesichtern mit den dunkelroten Lippen und der aufgestülpten Nase, machten diese Söhne der Wüste mit ihren schlanken und elastischen Körperformen und in ihren schmucken, farbenglänzenden, aufs beste gepflegten Gewändern keineswegs den Eindruck von Soldaten, die alles unwiderstehlich vor sich niederwerfen. Man sah vielmehr in ihnen vor allem den eitlen, selbstgefälligen Krieger, dem Putz und Tand über alles geht, und der auf die Behendigkeit seiner Beine sich mindestens ebenso verläßt, wie auf die Kraft seiner Arme. Jetzt schritten sie meist mit stummer Gleichgültigkeit an den Reihen der immer wieder in laute Hurrarufe ausbrechenden deutschen Truppen vorüber, offenbar nur darüber verwundert, daß man sie bisher am Leben gelassen hatte. In den Gesichtern der andern Franzosen dagegen, welche meist mit finsterem Trotz vor

sich niedersahen, malte sich durchgängig schwere Niedergeschlagenheit und tiefe Entmutigung. Nicht wenige gaben, als sie an den hurrarufenden Deutschen vorbeigeführt wurden, ihrem Schmerz über den unglücklichen Ausgang des Tages lauten und ergreifenden Ausdruck.

Ohne Aufenthalt ging der Marsch weiter durch Gunstett und hinaus gegen das weite Tal der viel umstrittenen Sauer. Gunstett liegt an dem südlichen Abhang der Anhöhe, welche zwischen diesem Dorf und den weiter nördlich im Tal der Sauer gelegenen Ortschaften Spachbach und Wörth gegen die Sauer sich vorschiebt. Schon zwischen den Häusern von Gunstett hindurch winkte von links das Kirchlein des Dorfes Morsbronn herüber, von welch letzterem aus die französischen Kürassiere zu ihrem kühnen, aber erfolglosen Todesritt auf den linken Flügel des deutschen Heeres angesetzt hatten. Von dem westlichen Ausgang des Dorfes aber, wo rechts und links von der Straße tote Pferde von den hier aufgestellt gewesenen deutschen Batterien lagen, überblickte man das ganze weite Tal, fast den ganzen Schauplatz der Schlacht von Wörth. Von Morsbronn zu unserer Linken zog sich der grüne, vielfach eingeschnittene Bergkamm des Niederwalds bis nach den weiter zu unserer Rechten sichtbaren Häusern von Elsaßhausen und Fröschweiler. An dem Rand jenes Waldes, zu dem eine sanfte, durchweg ein freies Schußfeld gewährende Anhöhe hinansteigt, hatten die Franzosen in langen und dichten Linien sich eingegraben. Sie von da zu vertreiben war die schwere, aber heldenmütig durchgeführte Aufgabe des XI. Armeekorps gewesen.

Bei einer Mühle überschritten wir den Fluß und betraten damit das Schlachtfeld selbst, das in der mehr und mehr hereinbrechenden Abenddämmerung ein schauerliches Bild darbot. Die Verwundeten zwar waren mit wenigen Ausnahmen von den deutschen Ärzten und deren Hilfsmann-

schaften an die durch ihre weißen Fahnen mit dem roten Kreuz weithin sichtbaren Verbandstätten gebracht worden. Überall aber lagen zerstreut zwischen toten Pferden, Waffen und blutigen Montierungsstücken rechts und links von unserer Straße deutsche und französische Soldaten, welche den Tod auf dem Felde der Ehre gefunden hatten. Nicht selten mußten wir selbst über große Blutlachen wegschreiten. Es war ein ergreifender Anblick! Den einen hatte die Kugel im flüchtigen Laufe ereilt und ohne weiteres entseelt zu Boden gestreckt. Andere hatten sich noch an einen Baum oder eine Böschung geschleppt, um ein besseres Lager und Schutz vor den hin und her fliegenden Geschossen zu finden und waren da gestorben. Da und dort hatte einer wohl noch aus einem Gebetbuch Trost gesucht oder seiner Brieftasche den letzten Gruß an die Heimat anvertraut. Andere hatten aus der Feldflasche den brennenden Durst zu stillen oder sich einen notdürftigen Verband selbst anzulegen versucht. Die Züge der einen zeigten nur den stillen Frieden einer aller Sorgen dieser Welt ledig gewordenen Seele, während anderen der qualvolle Ausdruck eines schweren Todeskampfs auch jetzt noch verblieben war. Einen ganz besonders tiefen Eindruck machte auf mich ein junger, kräftiger Turko. Über seinen Tornister gebeugt, war dieser unter einem großen schattigen Obstbaum gestorben, hatte aber vorher in fieberhafter Hast seinen Tornister durchsucht und dessen ganzen Inhalt, namentlich ein schönes neues Kartenspiel, nach allen Richtungen zerstreut. Dieses Bild verfolgte mich während des ganzen Marsches. Sobald abends die Tornister abgelegt wurden, nahm ich in aller Stille mein Kartenspiel heraus und warf es weg.

Noch gegen zwei Stunden dauerte der Marsch. Zahlreiche preußische Kameraden, welche sichtlich im Anstürmen von der feindlichen Kugel getroffen worden waren, bedeckten das

Schlachtfeld und ließen erkennen, wie teuer der Erfolg des Tages erkauft werden mußte. Immer wieder wurden unzählige Gefangene an uns vorbeigeführt. Endlich bei sinkender Nacht, nach 8 Uhr abends, wurde Halt gemacht und auf einem Felde in der Nähe des Dorfes Eberbach auf dem äußersten linken Flügel der deutschen Schlachtlinie das Biwak bezogen. Fast den ganzen Tag waren wir auf den Beinen gewesen und hatten zum Schluß gegen fünf Stunden im Eilmarsch zurückgelegt. Alles war deshalb der Ruhe und Erholung dringend bedürftig. Doch konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, mit einigen Kameraden noch eine Schleichpatrouille durch das benachbarte Biwak der Artillerie und der Kavallerie zu machen, um dort etwas Stroh zu „requirieren". Dieser Streifzug hatte in der Tat den Erfolg, daß ich in dieser Nacht nicht auf dem kalten Erdreich, sondern auf reichlichem, wenn auch widerrechtlich zugeeignetem Strohlager kampieren konnte. Noch glücklicher war ein anderer Mann meiner Obermannschaft gewesen. Derselbe hatte eine frei vagabundierende, weiß und schwarz gefleckte junge Kuh eingefangen, und mit Stolz banden wir diese an einen in die Erde gerammten Pfosten an. Wohl riß sie mehrmals in der Nacht mit dem Pfosten aus, aber ihre Fluchtversuche wurden immer rechtzeitig entdeckt, und schließlich rief der Obermann Freiwillige auf, welche sich in der Bewachung des wertvollen Beutestücks ablösten. Am andern Morgen machte ich in aller Frühe den Versuch, dem guten Tier, ehe es geschlachtet wurde, einige Milch zu entziehen; allein dieser erste und einzige Melkversuch, den ich in meinem Leben gemacht habe, blieb ohne jeden Erfolg. Unter dem Hohngelächter der Kameraden mußte ich mich zurückziehen, nachdem es mir nur mit Mühe gelungen war, den Schlägen auszuweichen, welche das mit Recht erzürnte Tier mit seinen Hinterfüßen nach mir führte.

Am andern Morgen, es war Sonntag, der 7. August, ging die Sonne herrlich auf über der blutigen Walstatt. Wir wurden durch die Nachricht erfreut, daß heute Rasttag gehalten werden solle. Jetzt erst lernten wir die ganze Bedeutung des errungenen Sieges erkennen, der 200 französische Offiziere und 9000 Mann als Gefangene, 5 Fahnen, 28 Geschütze, 5 Mitrailleusen und das ganze feindliche Lager mit allen seinen reichen Vorräten in die Hände der verbündeten Deutschen geliefert hatte. Zum erstenmal hatte das in den Waffen geeinte, einzig auf seine eigene Kraft angewiesene deutsche Volk der Welt gezeigt, was es zu leisten imstande ist. Der mit ebensoviel Leichtsinn als Frevelhaftigkeit geplante Angriff auf deutsche Erde war abgewehrt und die großen Opfer an Blut und Menschenleben, welche von allen deutschen Stämmen an diesem Tage dem Vaterland dargebracht worden waren, durften wir als eine sichere Bürgschaft dafür betrachten, daß endlich der Traum der deutschen Einheit zur Wahrheit werde. Das Wort des alten Blücher aus dem Jahr 1815, daß die Federfuchser, die Diplomaten, alles wieder verhunzen, was die Waffen erkämpft, sollte diesmal nicht zur Wahrheit werden. Dafür bürgte uns allein schon der Name Bismarck!

Die Brigade versammelte sich zu einem feierlichen Feldgottesdienst, der an dem schönen Sonntagmorgen im Freien gehalten wurde. Mit den Klängen der Regimentsmusiken verbanden die Stimmen der Soldaten sich zu dem schönen Choral: „Nun danket alle Gott!“ Unser Feldgeistlicher, der auf seinem gefleckten Schimmel in der Mitte der Brigade sich aufgestellt hatte, gab mit ergreifenden Worten dem Danke Ausdruck gegen den Allmächtigen für seine gnädige Führung und der innigen Bitte, daß er auch fernerhin die deutschen Waffen segnen möge. Das Lied: „Eine feste

Burg" schloß die erhebende Feier, welche in uns allen die ruhige Zuversicht zurückließ:

„Der Herr hat bis hierher geholfen, er wird auch ferner mit uns sein!"

IV.

Vormarsch über die Vogesen in die Champagne.

Ein lebhaftes und bewegtes Treiben herrschte an dem sonnenhellen Sonntag, am 7. August, in dem Biwak der siegreichen Armee jenseits des mit dem Blut so vieler Kameraden erkämpften Schlachtfeldes. Nach dem Feldgottesdienst brachte unsere vortrefflich funktionierende Feldpost die Briefe aus der Heimat. Mit Begierde verschlang man die Nachrichten von den Lieben zu Hause; fühlte man doch nach den großartigen Eindrücken, die in den letzten 24 Stunden die Seele bewegt und erschüttert hatten, ganz besonders das Bedürfnis, mit den Seinigen in Beziehung zu treten. Auch der Schwäbische Merkur, der in mehreren Exemplaren eingetroffen war, ging von Hand zu Hand und wurde eifrig studiert. Fast jeder aber benützte die Muße, welche der Rasttag gewährte, um Briefe oder Postkarten nach Hause zu schreiben, und es war ein rührendes Bild, wie die Soldaten allenthalben am Boden sitzend oder der Länge nach sich ausstreckend eifrig ihre Erlebnisse und ihre Gefühle zu Papier brachten. Zum erstenmal wurde ich hier von solchen Kameraden, denen das Schreiben schwerer fiel als das Reinigen von Gewehr und Stiefeln, mit dem Vertrauen beehrt, ihre Briefe an Eltern, Ortsvorsteher und sonstige ihrem Herzen nahestehende Personen zu schreiben.

Auch Ausflüge in die Umgebung und private Rekognoszierungen nach Viktualien wurden unternommen. Eine

allgemeine Bewegung aber kam in unser Lager, als bekannt wurde, daß wenige Minuten von unserem Biwakplatz entfernt verlassene französische Bagagewagen entdeckt worden seien. Alles eilte dahin und in kürzester Frist waren die Wagen, welche die reiche Ausrüstung des Stabs eines französischen Kavallerieregiments enthielten, ihres Inhalts entledigt. Bald stolzierten unsere Soldaten jubelnd und triumphierend in französischen Offiziersuniformen und Helmen in dem Lager umher; andere vertauschten vergnüglich ihre alten, schmutzigen Hemden mit den feinen Flanellhemden, welche zur Feldausrüstung der französischen Offiziere gehört hatten. Ich holte mir ein französisches Kavallerieregiement und studierte auf dem prächtigen Feldbett eines französischen Reiteroffiziers dieses, sowie das Feldjournal einer Turkokompagnie, das mit seinen arabischen Namen, seinen Strafeinträgen ꝛc. uns besonders merkwürdig erschien. Um die Kochlöcher der Kompagnie waren den ganzen Tag über geschäftige Hände tätig. Nachdem die reichlichen Fleischportionen, welche die frisch geschlachtete Beutekuh geliefert hatte, gekocht und unter die Obermannschaften verteilt waren, entwickelte sich eine rege Privatindustrie, welcher erst der absolute Wassermangel ein Ende bereitete.

Nach der Hitze des Tages hatten wir auf eine mäßig abgekühlte trockene Augustnacht uns gefreut. Statt dessen begann es wieder, ähnlich wie fünf Tage vorher bei Knielingen, zu regnen, und fast die ganze Nacht hindurch goß es zwar nicht sehr heftig, dafür aber um so andauernder auf die Schlafenden hernieder. So waren wir wieder einmal alle bis auf die Haut durchnäßt, als mit Tagesanbruch das Regiment herausgetrommelt und unter Nebelgerieſel der Weitermarsch angetreten wurde.

Während die badische Division, mit der wir bisher unter General von Werder ein besonderes Armeekorps gebildet

hatten, zur Belagerung von Straßburg abmarschierte, wurde die württ. Division von jetzt ab dem V. Korps unter Generalleutnant von Kirchbach beigegeben und bildete zunächst die Vorhut dieses Korps. Rechts von demselben befanden sich die beiden bayrischen Armeekorps, auf unserem linken Flügel und hinter uns das XI. und das VI. Korps. Unsere Brigade marschierte als rechte Seitenkolonne der Division über die elsässischen Ortschaften Gumbrechtshofen, Urwiller, Schillersdorf nach dem am Fuß der Vogesen gelegenen Ingweiler. Überall zeigten sich die Spuren von Angehörigen der geschlagenen Armee, deren Trümmer in wilder Flucht hier durchgekommen waren und alles aufgegessen hatten. Scheu und verstört standen die wenigen Einwohner, welche nicht geflohen waren, vor ihren Häusern und zeigten wenig Neigung, sich auf die Witzworte einzulassen, welche unsere Soldaten aus Reih und Glied zu ihnen hinüberriefen.

Die Nacht war kalt und regnerisch, und als am anderen Morgen von Ingweiler aufgebrochen wurde, regnete es noch immer. Dies bedauerten wir um so mehr, als nun der interessante Marsch über die Vogesen, die zukünftige Grenze zwischen Frankreich und Deutschland, begann.

Gegen 8 Uhr ließ an jenem Morgen des 9. August der Regen nach, und bald brach sogar die Sonne durch die Wolken. Wir waren noch nicht lange marschiert, so ertönte vor uns Kanonendonner. Adjutanten sprengten in Karriere auf der linken Straßenhälfte, die stets frei gehalten werden mußte, an der Marschkolonne vorüber. Bald hörten wir, daß auf die vom Feind besetzte Vogesenfeste Lichtenberg von Abteilungen unserer 3. Brigade jener Angriff gemacht wurde, bei welchem der tapfere Kommandant unseres 1. Jägerbataillons, Oberstleutnant von Staiger, den Tod fürs Vaterland gefunden hat. Unsere

Brigade wurde durch diese Episode nicht weiter aufgehalten. Mehr und mehr kamen wir an die Berge selbst heran und immer steiler und beschwerlicher wurde der Weg. Gegen Mittag war jedoch die Paßhöhe erreicht, und auf hohem Plateau in der Nähe des Weilers Puberg wurde das Biwak bezogen.

Es war ein herrliches Panorama, welches sich von unserem Lagerplatz aus darbot. In prächtiger Abendbeleuchtung breiteten die wellenförmigen Linien der Bergspitzen und Taleinschnitte der Vogesen in weitem Umkreis sich aus bis in die blaue Ferne. Ganz besonders aber zog unsere Aufmerksamkeit auf sich die rauchende Festung Lichtenberg, welche von der württembergischen Artillerie in Brand geschossen war und beim Hereinbrechen der Nacht den Horizont mit rötlichem Glanz umsäumte. Noch am Abend wurde berichtet, daß die Feste mit ihrer zirka 100 Mann starken Besatzung und 240 Flüchtigen von der Schlacht von Wörth, welche nicht weniger als 24 verschiedenen französischen Regimentern angehörten, sich an den Kommandeur der 1. Brigade, General Freiherrn von Hügel, ergeben habe. Der Schlüssel zum Festungstor blieb in württembergischem Besitz und wird in dem Sommersitz unseres Königs, dem Kloster Bebenhausen bei Tübingen, aufbewahrt.

Als wir so die hohen Bergkämme und tief eingeschnittenen Täler der Vogesen überschauten, waren wir doch recht froh, daß die Franzosen von dem jähen Schrecken über ihre Niederlage sich nicht so rasch erholt hatten. Die Verteidigung dieser Pässe wäre nach unser aller Meinung für sie ein leichtes gewesen, und wenn wir den Übergang hätten erzwingen müssen, so hätte dieser Kampf auf ungleichem Terrain jedenfalls Ströme von Blut gekostet.

Seit die um Wörth konzentriert gewesenen Truppen wieder mehr auseinander gezogen worden waren, trat an

die Stelle der Verpflegung aus den Magazinen die sogenannte Requisitionsverpflegung. An Fleisch und Kartoffeln fehlte es in der Regel nicht, wohl aber war die Brotportion des Soldaten meist knapp bemessen, ja an einigen Tagen konnte überhaupt kein Brot verteilt werden. Das war schlimm; denn wir waren noch nicht so weit gekommen, um die Vorzüge des harten und so wenig schmackhaften Zwiebacks gehörig zu würdigen. Auch der Wein floß meist spärlich. In Puberg fehlte es überdies wieder an Wasser, das man insbesondere zum Waschen nur in geradezu homöopathischen Dosen erlangen konnte.

Durch mäßigen und warmen Regen in der Nachtruhe wenig beeinträchtigt stiegen die Regimenter andern Tages unter frohem Gesang hinunter in die Täler von Lothringen. Auch heute wieder hörte man vereinzelte Kanonenschüsse, welche zwischen der Besatzung der südlich von unserer Marschlinie gelegenen Festung Pfalzburg und deren Belagerern vom VI. Korps gewechselt wurden. Bald hellte das Wetter sich auf, und nach verhältnismäßig kurzem Marsche kam das Regiment schon gegen 11 Uhr bei Adamsweiler ins Biwak. Um auch einmal wieder recht gut schlafen zu können, baute ich mir aus Stroh und Buchenzweigen mit meinem Freunde Pfeifer eine prächtige Schutzhütte, in der wir eine ganz besonders gute Nacht zu verbringen hofften. Kaum aber waren wir vergnüglich in unsere Hütte geschlupft, so brach ein Gewitter los, wie wir noch keines erlebt hatten. Die ganze Nacht hindurch heulte der Sturm, und unter dem Rollen des Donners und dem Zucken der Blitze prasselte der Regen unaufhörlich auf uns nieder. Wie Spreu fegte der Wind unsere leichten Hütten weg, und sogar mir versagte bei solchem Unwetter der Schlaf. „So ist es noch nie gewesen!“ schrieb ich am folgenden Tag, am 11. August, nach Hause. Als das Regiment

am folgenden Morgen den Weitermarsch antrat, kam unser Brigadegeneral, dessen Sache es sonst nicht eben war, viele Worte zu machen, herangeritten und rief uns zu: „Ihr habt eine schreckliche Nacht gehabt; ich werde dafür sorgen, daß ihr nun auch einmal ins Quartier kommt!“ Das war höchste Zeit! Neun Nächte hatten wir hintereinander biwakiert, darunter sechs unter Regen und Sturm. Wie sehr alles hierunter litt, beweist am besten die ganz außerordentliche Zunahme der Zahl unserer Kranken. Am 31. Juli weist der Rapport des Regiments nur 4 Kranke auf, am 12. August aber zählte man deren nicht weniger als 154.

Zunächst war jedoch noch ein achtstündiger Marsch auf oft recht schlechten Wegen zu bestehen; denn unsere Division marschierte seitwärts der Hauptstraßen, die von anderen Kolonnen besetzt waren. Gegen 4 Uhr endlich rückte das Bataillon in Kirrberg, einem kleinen lothringenschen Dorf in einem Seitental der Saar, ein. Mit vierzig Mann wurde ich bei einem kinderreichen Bauern einquartiert, der uns kein anderes Lager bieten konnte als die Tenne seiner Scheune. Wenn indessen auch der Boden hart und kalt war und der Wind von beiden Seiten Zutritt hatte, man blieb doch trocken, und noch erinnere ich mich des erquickenden und langen Schlafes, den ich in Kirrberg in der Nacht vom 11. auf den 12. August getan habe.

Am andern Tag war Rasttag. Mit Eifer wurden die Reinigungsarbeiten an Leib, Kleidung und Waffen betrieben, und nicht weniger als viermal mußte an jenem Tag die Kompagnie zur Revision antreten. Doch fanden wir auch Zeit, mit unseren Quartiergebern nähere Bekanntschaft zu machen. Bald gaben diese ihre anfängliche Zurückhaltung auf und gegen Mittag saßen wir bereits in bunten Reihen um den Tisch der einzigen Stube und plauderten,

wie wenn wir seit Jahren die besten Freunde wären. Unser Hauswirt, ein älterer, viel gereister Mann, verwahrte sich mit großer Energie dagegen, daß er Deutscher werden solle, dagegen hoffte er sicher, daß bald ein Prinz aus dem Hause Orleans auf den Thron gesetzt und mit diesem ein billiger Friede abgeschlossen werde. Ähnliches war mir an diesem Tage in einem Briefe von Hause als das Neueste mitgeteilt worden, und der brave Mann war wenig erfreut, als ich ihm wörtlich vorlas, wie ich meinen Angehörigen als Antwort nach Hause schrieb, vorher wollen wir Württemberger auch noch darankommen; wir verwahren uns ganz entschieden dagegen, daß ein fauler Friede gemacht werde; überhaupt sei man bei uns der Meinung, daß der Friede nur in Paris geschlossen werden könne.

Die dritte Armee des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, zu welcher wir gehörten, hatte am 12. August mit ihrer ganzen Front die Vogesen überschritten und die Saar erreicht. Von dem Gegner hieß es, er habe sich bis Chalons zurückgezogen. Zunächst handelte es sich jetzt für unsere Armee darum, das Tal der Mosel und die Übergänge über die Maas zu gewinnen. Zugleich aber mußte ständige Verbindung erhalten werden mit der ersten und zweiten Armee, über welche König Wilhelm von Preußen am 8. August den Oberbefehl übernommen hatte, und welcher große Kämpfe mit dem auf Metz zurückgegangenen Marschall Bazaine bevorstanden. Während wir am 12. August ruhten, wurde die Kavallerie weit vorausgeschickt, um die Stellungen des Feindes zu erkunden und den Vormarsch der in langen Kolonnen gegen Westen heranrückenden Armee zu sichern. So verschwanden für längere Zeit aus unseren Augen die schmucken Ulanen- und Husarenregimenter, deren ungewohnter Anblick in den ersten Tagen nach der Schlacht bei Wörth uns so oft mit Stolz erfüllt hatte,

und die ihrerseits nicht weniger verwundert waren über ihre in kleinen Tuchmützen, grauen Mänteln und kurzen zweireihigen Waffenröcken einhermarschierenden schwäbischen Kameraden. In kühnen Ritten durchstreifte die Kavallerie weit vorwärts das feindliche Land und kündigte durch ihr Erscheinen den Städten und Dörfern der Champagne die Schrecken der Invasion an. Gefahrvoll und schwierig mag die Aufgabe dieser kühnen Reiterscharen gewesen sein. Wir aber haben sie oft beneidet, weniger allerdings wegen der reichen Abwechslung und des großen Reizes, den solche Ritte in Feindesland für romantische Gemüter darbieten, als deshalb, weil die Kavallerie überall Lebensmittel, Tabak ꝛc. in Hülle und Fülle antraf, während wir lediglich auf das angewiesen waren, was von dem requirierenden Offizier des Regiments am vorhergegangenen Tag in den schon vorher stark in Anspruch genommenen Ortschaften aufgetrieben und von dem Regimentsquartiermeister wieder an die Regimenter und Kompagnien verteilt wurde.

Am Morgen des 13. August nahmen wir herzlichen Abschied von unseren Quartierleuten in Kirrberg. Der Rasttag und der freundschaftliche Verkehr mit den Einwohnern — noch sprach ja alles deutsch — hatte der Mannschaft wohlgetan, die wundgelaufenen Füße waren wieder marschfähig, auch das Wetter schien ein Einsehen bekommen zu wollen. Daß die biederen Kirrberger, welche jetzt unsere Landsleute geworden sind, auch uns ein gutes Andenken bewahrten, mag der Umstand beweisen, daß mehr als zwei Jahre nachher, als ich aus Leipzig in die Herbstferien nach Stuttgart zurückkehrte, ich dort einen Brief meines ehemaligen Quartierwirts aus Kirrberg vorfand, in welchem dieser mich bat, ihm zu bezeugen, daß er am 12. August 1870 für die Verpflegung der in Kirrberg einquartierten Trup-

pen beträchtliche Lieferungen gemacht habe. Ich leistete ihm gerne diesen Dienst und hoffe nur, daß es dem Mann auch etwas genützt hat.

Vor dem Abmarsch wurde uns jener Armeebefehl unseres fürstlichen Heerführers, des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, vom 11. August bekanntgegeben, in welchem derselbe von seinem Hauptquartier in Petersbach am Fuße der Vogesen der Tapferkeit und Hingebung der Truppen, sowie der Ausdauer im Ertragen aller Schwierigkeiten und Anstrengungen volle Anerkennung zuteil werden ließ und mit den Worten schloß:

„Ich bin stolz, mich an der Spitze eines Heeres zu befinden, welchem der Feind bisher nicht standzuhalten vermochte und auf dessen Taten unser deutsches Vaterland mit Bewunderung blickt!"

Diese Worte von „unserem Fritz" erweckten von neuem in uns den Wunsch, nicht bloß auf Märschen und im Biwak, sondern auch in der Feldschlacht beweisen zu dürfen, daß auch wir ebenbürtige Mitkämpfer unserer preußischen und bayrischen Kameraden seien. Mit diesem Gefühle traten wir den Vormarsch an, hinein ins Französische. Wir überschritten die Saar und einige Stunden nachher auf einer bei Albecheaur von unserem Pionierdetachement geschlagenen Brücke den Saar-Marnekanal. Hier bekamen wir zum erstenmal einen Begriff von jenem großartigen und weitverzweigten System von Kanälen, welches ganz Frankreich durchzieht, und mit Staunen sahen unsere Soldaten die großen Bogenbrücken, welche die Wasserstraßen über die tiefen Taleinschnitte hinüberführen. Nach anstrengendem Marsch traf das Regiment abends um 4 Uhr zum Biwak bei Assenoncourt, in der Nähe eines großen Sees, ein. Auf eine kalte Nacht folgte ein herrlicher Sonntagmorgen, an dem zunächst einer jener erhebenden Feld-

gottesdienste unter freiem Himmel abgehalten wurde. Nach langem und heißem Marsch gelangten wir hierauf über Azondange und Maizières nach Besange le petit, einem kleinen, ärmlichen Dorf, in welchem die ganze Brigade auf Dach und Fach einquartiert wurde. Man war nunmehr ganz im Französischen und unseren Soldaten kam es ganz seltsam vor, daß die Leute sie nicht verstanden, wenn sie ihnen auch noch so laut und deutlich im reinsten Hochdeutsch in die Ohren schrien, was sie haben wollten. Ich selbst aber war angenehm überrascht durch die Wahrnehmung, daß ich mit meinen Sprachkenntnissen ganz gut durchkam, wenn mir auch anfangs die Kenntnis der französischen Bezeichnungen gerade für die notwendigsten Lebensbedürfnisse nicht selten fehlte. So brauchte ich z. B. mehrere Tage, bis ich herausbrachte, daß ein Brotlaib une miche heißt. Ich schrieb deshalb nach Hause um ein Taschenwörterbuch und verwahre noch jetzt mit großer Pietät die beiden kleinen Bändchen des bekannten Fellerschen Taschenwörterbuchs, welche mein würdiger Großvater dem jungen Vaterlandsverteidiger nach Frankreich schickte.

In Bésange, wo ich mit 20 Mann bei einem vermöglichen Bauern lag, kam es in meinem Quartier zu kleinen Ausschreitungen. Einige meiner Leute drangen in den großen und gefüllten Keller unseres Hausherrn ein, und aus einem Leinwandschrank sollte ein halbes Dutzend Hemden verschwunden sein. Heulend und schreiend lief unsere Hausfrau, ein schmieriges, keifendes Weib, auf die Stationswache, wo zufällig unser Oberst sich befand. Dieser kam sogleich aufs höchste erregt und aufgebracht in unsere Behausung und ließ ein furchtbares Donnerwetter über die ganze Mannschaft ergehen. Da ihm die französische Sprache nicht mehr ganz geläufig war, so mußte ich den Dolmetscher

machen und wurde beauftragt, eine eingehende Untersuchung anzustellen. Sämtliche Tornister wurden vor den Augen der angeblich Bestohlenen ausgepackt; allein es fand sich nichts vor. Unser Oberst, der gar nicht ungerne bei diesem Anlaß gleich zu Anfang ein Exempel statuiert hätte, beschränkte sich deshalb darauf, die Mannschaft aufs eindringlichste zu verwarnen. Noch heute sehe ich den mächtigen, breitschulterigen, ungewöhnlich korpulenten Mann, wie er vor der verschüchterten Mannschaft stand und mit seiner tiefen, vor Zorn und Entrüstung bebenden Stimme ihnen vorhielt, die Deutschen seien keine Räuber und Plünderer. Jedem, der derartiges sich zuschulden kommen lasse, sei eine Kugel vor den Kopf sicher.

Ich glaube diesen unliebsamen Vorgang nicht mit Stillschweigen übergehen zu sollen, einmal, um auch hier der Wahrheit die Ehre zu geben, dann aber, weil es wirklich die einzige gröbere Ausschreitung ist, die bei uns während des ganzen Feldzugs vorkam. Das aber werden doch selbst unsere Feinde zugeben müssen, daß in einem von feindlichen Truppen besetzten Land die Einwohner noch keinen Grund zu berechtigten Klagen haben, wenn sonst nichts geschieht, als daß einmal einige Soldaten an den Vorräten eines Kellers sich vergriffen oder daß dieselben ihr in dreiwöchigem Marschieren und zehn Biwaknächten stark mitgenommenes Leibweißzeug aus dem gefüllten Leinwandschrank eines reichen Bauern zu ergänzen suchten. So wirft meines Erachtens dieser Vorgang keineswegs ein schlechtes Licht auf die Manneszucht unserer Truppen, er beweist vielmehr nur, wie ernst unsere Vorgesetzten mit der Handhabung der Disziplin es genommen haben, — eine Tatsache, die auch durch die strenge Ahndung bestätigt wird, welche jeder, auch der an sich geringfügigste Verstoß gegen die Disziplin stets gefunden hat.

Seit wir die französische Sprachgrenze überschritten hatten, fiel es unseren Mannschaften, namentlich im Anfang, außerordentlich schwer, selbst um Geld etwas zu erlangen; nicht nur, weil sie sich nicht oder nur ungenügend verständlich machen konnten, sondern namentlich auch deshalb, weil ihr deutsches Geld nicht oder nur ungerne genommen wurde. Da ich mit französischem Gold ziemlich versehen war, so bot sich hier für mich Gelegenheit, vielfach vermittelnd einzutreten. Sobald in oder bei einer Ortschaft Quartier bezogen war, wurde ich von jeglichem Dienst in der Kompagnie freigelassen beziehungsweise durch andere vertreten und begab mich sofort nach dem Einrücken mit etlichen zuverlässigen Leuten in das Dorf. Dort kaufte ich so viel Wein, daß der Mann mindestens einen guten Schoppen bekam, und womöglich auch Brot. Letzteres aufzutreiben gelang freilich nur in seltenen Fällen, dagegen fanden wir fast immer einen ganz guten Wein. In der Regel war es nicht leicht, die Leute dazu zu bringen, daß sie mit ihren Vorräten herausrückten. In ihrer lebhaften und drastischen Weise verschworen sie sich anfangs hoch und teuer, daß sie lediglich nichts Eß- oder Trinkbares mehr besitzen. Dann pflegte ich ihnen aber einen goldenen Napoleon zu zeigen und ihnen auseinanderzusetzen, wofür sie jetzt von uns bares Geld erhalten, das würden die nach uns kommenden Truppenteile ihnen ja doch abnehmen, und dann müßten sie froh sein, wenn sie statt baren Geldes nur eine schriftliche Quittung dafür bekommen. Das leuchtete ihnen meist ein und mit den Worten: „Vous-avez bien raison“ und gegen das Versprechen, ja nichts zu verraten, nahmen sie uns mit in den Keller und gaben uns so viel wir verlangten. Wenn dann mein französisches Geld zu Ende ging und ich die ganze Tasche voll süddeutscher Sechser und Gulden hatte, so wendete ich mich an den Oberfeld-

webel, welcher mir immer wieder französisches Geld verschaffte.

Mit der Sprachgrenze hatten wir auch den westlichen Rand der von Hause mitgenommenen Karten überschritten. Da auch die Franzosen bei Wörth nur Karten des westlichen Deutschlands zurückgelassen hatten, so hielt es in den nächsten Wochen oft schwer, sich gehörig zu orientieren. Am 15. August hatten wir von Besange le Petit wieder einen großen und heißen Marsch über Rechicourt, Einville und Tronville nach Harrancourt. Aus Wegweisern und Meilensteinen ersahen wir, daß wir an der bekannten lothringenschen Stadt Lunéville ganz nahe vorbeigekommen waren, und jetzt befanden wir uns nur noch drei Stunden von Nancy entfernt, das einige Tage vorher von vier Ulanen in Besitz genommen worden war.

Am andern Tag war Rasttag. Der sogenannte große Train wurde herangezogen, und so hatte man willkommene Gelegenheit, seine Siebensachen wieder in Ordnung zu bringen. Auch Fett zum Gewehrreinigen, Bürsten ꝛc. konnten gefaßt werden, und der eiserne Bestand, welcher ebenso unter der Hitze und Feuchtigkeit wie unter dem Einfluß der spärlichen Tagesrationen Not gelitten hatte, wurde wieder ergänzt. Um diese Zeit wurden in jeder Kompagnie einige gelernte Schuhmacher von jedem Dienst befreit und mit dem nötigsten Handwerkszeug versehen. So oft man nun in eine Ortschaft kam, etablierten diese, meist bei einem Schuhmacher des Orts, eine Kommisschusterwerkstätte, und es war eine wahre Freude zu sehen, mit welchem Eifer und mit welcher Hingabe diese Biederen auch nach den größten Märschen die gewohnte Arbeit ihres Berufs aufnahmen und stets lustig und guter Dinge auf unsere Stiefel loshämmerten, um Sohlen zu erneuern, Risse im Oberleder zu verkleistern und schief getretene Absätze wieder geradezu-

richten. Große Verdienste hat sich da um die ganze Obermannschaft und speziell um mich, dessen Absätze eine ganz besonders intensive Neigung hatten, nach rechts oder nach links abzumarschieren, unser allezeit munterer Kamerad und Schuhmacher Diestel aus Schwenningen erworben, und ich freue mich aufrichtig, ihm auch heute noch unsere dankende Anerkennung hierfür aussprechen zu können.

Harrancourt war ein ziemlich ärmliches Dorf und mit den Einwohnern wenig anzufangen. Wie erregbar und leidenschaftlich die Franzosen aber auch in diesen einsamen und entlegenen Ortschaften sind, beweist ein Vorgang, der das ganze Dorf und auch uns nicht wenig in Aufregung versetzte. Während wir am 16. August bei dem selbstbereiteten Mahle saßen, ertönte auf einmal in dem benachbarten Hause, das von zwei alten Leutchen bewohnt war, mit denen ich noch an demselben Morgen einige Worte gewechselt hatte, ein furchtbares Jammergeschrei. Wir eilten hinüber, und auf der Schwelle kamen uns die Frau und die in diesem Haus einquartierten Mannschaften entgegen. Die erstere erzählte uns unter fortwährendem Klagen und Seufzen, schon lange habe ihrem Mann der Gedanke an das Unglück von la pauvre France keine Ruhe mehr gelassen und heute habe sein aufgeregter Zustand sich so sehr gesteigert, daß er in einem Augenblick des Paroxysmus mit dem Brotmesser sich die Kehle durchschnitten habe. Rasch holten wir den Arzt herbei, aber dieser konnte nur den bereits eingetretenen Tod des Unglücklichen konstatieren. Ein Glück für die in dem betreffenden Hause Einquartierten und für uns alle war, daß die auf so schreckliche Weise zur Witwe gewordene Greisin mitten in ihrem Jammer immer wieder versicherte, die Soldaten haben ihr und ihrem Manne auch nicht das geringste zu leid getan.

Am 17. August ließen wir zu unserem großen Leidwesen das schöne Nancy rechts liegen und passierten die Meurthe bei St. Nicolas, einem hübsch gelegenen Städtchen mit schöner gotischer Münsterkirche. Da war es doch auch einmal der Mühe wert, daß die Musik ihr Spiel erklingen ließ, und schon der Anblick der schönen Straßen und wohnlichen Häuser erfreute uns, wenn es uns auch nicht beschieden war, in denselben uns einzuquartieren. Mit besonderer Sehnsucht blickten wir nach den Kaufläden und nach den Tabakverschleißstellen. Der Mangel an Tabak und Zigarren war nachgerade zur Kalamität geworden und unsere Soldaten griffen in ihrer Not zu den sonderbarsten Ersatzmitteln. So war ich um diese Zeit ganz erstaunt, als ich unsern schon erwähnten Schuhmacher während des Marsches mächtig qualmen sah. Beim nächsten Halt fragte ich ihn, woher er denn seinen Tabak bezogen habe. Er gestand mir, er habe in der Frühe seinen Kaffee zwar gemahlen, aber nicht gekocht, er könne mich versichern, der Kaffee schmecke aus der Pfeife noch viel besser als aus der Kaffeeschale. Andere freilich, die das Beispiel nachahmen wollten, meinten, um das aushalten zu können, müsse einer schon eine zu Stein verhärtete Kehle haben.

Unser Regiment sollte in dem kleinen Dorf Chavigny zwischen Meurthe und Mosel Quartiere beziehen. Fast gleichzeitig mit uns kam jedoch ein bayerisches Regiment, das gleichfalls behauptete, Chavigny für diese Nacht als Quartier und Requisitionsobjekt angewiesen erhalten zu haben. Daß in dem kleinen Dorfe beide Regimenter zugleich nicht einquartiert werden konnten, darüber war alles einig. Nach kurzer Auseinandersetzung trafen deshalb die Regimentskommandeure eine kameradschaftliche Verständigung dahin, daß wir Württemberger unsere bereits requirierten Lebensmittel aus dem Dorf herausschaffen durften.

Dagegen wurde das Dorf selbst den bayerischen Kameraden überlassen, während wir außerhalb des Dorfes ein Biwak bezogen. Dies ist das einzige Mal auf allen Märschen, die ich mitgemacht habe, daß eine solche Kollision vorkam. Wenn man aber annimmt, wie leicht bei einer so großen Armee, deren einzelne Teile in so engem Anschluß untereinander sich unablässig vorwärts bewegten, es geschehen konnte, daß verschiedene Truppenteile gleichzeitig eines und dasselbe Dorf in Anspruch nahmen oder sich streitig machten, so bestätigt diese eine Ausnahme nur die Regel, daß unsere oberste Heeresleitung auch in der Direktion der Marschbewegungen eine musterhafte war.

Nach einer kalten Biwaknacht ohne Stroh ging es am andern Tag von Chavigny über die Mosel, welche bei Pont St. Vincent überschritten wurde, auf guter Straße in das Biwak bei Ochey.

Nach einem weiteren Biwak in Gibaumair überschritten wir am 20. August die Maas und marschierten durch das freundlich am linken Ufer dieses Flusses gelegene Städtchen Vaucouleurs und über den kleinen Weiler Dom Remy. Lauter historische Orte, als Heimat der Jungfrau von Orleans aus Schiller wohlbekannt! Wieder wäre ja den Franzosen eine heilige Jungfrau vonnöten gewesen, um „den Feind, den stolzen Überwinder, niederzumähen". Sollte am Ende gar die bigotte Kaiserin-Regentin Eugenie hoch zu Roß die Oriflamme ihren Landsleuten vorantragend an der Spitze der Armee von Chalons uns entgegentreten? Zunächst fürchteten wir sie so wenig als ihren neuen Kriegsminister Palikao. Dagegen begrüßten wir mit gemischten Gefühlen die glänzenden Siegesnachrichten, welche von den Schlachtfeldern von Metz zu uns herüberdrangen, über die blutigen Schlachten bei Colombey, Vionville, Mars la Tour, Gravelotte und über die Einschließung der Armee Bazaines

in Metz. Als wir aber vollends hörten, daß das ganze V. Korps vor uns marschiere und wir gänzlich in Reserve seien, kam in unsern Briefen und Postkarten die Verstimmung darüber, daß wir so wenig Aussicht haben, selbst bald ins Gefecht zu kommen, deutlich zum Ausdruck.

Auch eine freudige Begegnung hatten wir in der Nähe von Vaucouleurs, indem wir dort Tübinger Studenten begrüßen durften, welche als freiwillige Krankenpfleger unseren Spuren gefolgt waren. Sie hatten auf eigene Faust sich aufgemacht, und ein Teil von ihnen folgte der Division bis nach Sedan. Unzweifelhaft sind der Patriotismus und die opferwillige Liebe, welche diese Braven gezeigt haben, des höchsten Lobes wert. Aber es fehlte diesem Versuch der freiwilligen Krankenpflege bei der operierenden Armee an der genügenden Organisation. So kam es, daß manche von diesen Krankenpflegern bald selbst der Hilfe und Pflege bedurften, und daß manche nur wenig Gelegenheit fanden, solche anderen angedeihen lassen zu können. Es ist deshalb gewiß nur zu billigen, wenn jetzt unsere Kriegssanitätsordnung die freiwillige Krankenpflege im Felde durchweg der Militärsanitätsverwaltung unterstellt und eine planmäßige Vorbereitung der freiwilligen Krankenpflege verlangt.

Am Abend des 20. August rückte das Regiment in Bronssey en Bois, einem schmutzigen, fast ausgehungerten Waldnest, ein. Die beiden folgenden Tage waren Rasttage, die uns durch zahlreiche Appelle mit Gewehr, Montur, Mänteln ꝛc. und mit einem schneidigen Exerzieren im Bataillon versüßt wurden. Doch hatte man auch Zeit, sich gehörig auszuruhen und nach Hause zu schreiben. Mit Stolz konnte ich den lieben Eltern schreiben, meine Gesundheit lasse nichts zu wünschen übrig, weder die Kälte der Nächte, noch die Schwüle der Tage vermögen mir etwas anzuhaben.

Noch immer präsentiere ich mich in unverminderter Körperfülle, und mit den alten rosigen, wenn auch etwas gebräunten Wangen bilde ich nachgerade einen ziemlichen Kontrast zu meinen Kameraden, die alle mehr oder weniger eingefallen und abgemagert seien.

Über die Bewohner der Gegenden von Französisch-Lothringen, durch welche wir in den letzten Tagen gekommen waren, konnten wir uns weniger befriedigt aussprechen als über die Elsässer und über die Deutsch-Lothringer. Wenn sie auch äußerlich durchweg höflich und anständig waren, so zeigten sie sich doch wenig entgegenkommend. Meist maßen sie uns mit mißgünstigen Blicken und konnten es kaum verbergen, daß sie am liebsten selbst mit Hand angelegt hätten, um uns so rasch als möglich wieder aus dem Land zu jagen. Bei längerem Zusammensein verleugnete sich indessen die natürliche Liebenswürdigkeit des französischen Volkscharakters doch nicht.

Auf den 23. August war ein dritter Rasttag angesagt, allein in aller Frühe, schon um 3 Uhr morgens, wurde Generalmarsch geschlagen. Wieder einmal galt es, noch in dunkler Nacht in aller Eile seine Sachen zu packen und auf den Antrittsplatz zu stürzen. Nichts war geeigneter, ein Messer, seinen Becher, eine Socke, ein Taschentuch oder sonstige Gegenstände im Quartier zurückzulassen, als ein derartiger überstürzter Aufbruch. So durchzieht auch die täglichen Feldpostkarten des Feldsoldaten wie ein roter Faden die Klage um solche entschwundene Schätze und die fortgesetzte, nicht selten ungeduldige Bitte um Ersatz aus der Heimat.

Das Wetter am 23. August war regnerisch und schwül, die Wege meist schlecht und grundlos, und doch hatten wir einen nahezu neunstündigen Marsch, der mein Schuhwerk in so traurige Verfassung brachte, daß ich in meiner Not

sogar um ein Paar „Reservеabsätze" nach Hause schrieb. Wir überschritten den Ornain, einen Seitenfluß der Marne, und waren damit bereits im Stromgebiet der Seine an der Ostgrenze der Champagne angekommen. Es ging das Gerücht, wir sollten in Eilmärschen nach Westen vorgeschoben werden, um, wie die Strategen in der Kompagnie kalkulierten, den von Metz und Toul sich zurückziehenden Franzosen in den Rücken zu fallen. „Das wäre famos!" schrieb ich nach Hause und träumte schon wieder von Kampf und Sieg.

In dreitägigem Marsch gelangten wir durch das anmutige und fabrikreiche Tal des Saulx, eines Nebenflusses des Ornain, abwärts über Dammarie und Sandrupt nach dem gewerbreichen Städtchen Sermaize in der Nähe von Bar le Duc. Die Gegend hatte auf einmal einen wesentlich veränderten Charakter. Ganz anders als in dem öden, unfreundlichen Lothringen sahen die lachenden Fluren und die freundlichen Ortschaften der Champagne sich an. Die in dem schmucken Stil der französischen Renaissance erbauten Landhäuser der großen Fabrikbesitzer schauten mit ihren schieferbedeckten Zipfelkappendächern gar einladend und verführerisch aus dem dunkeln Grün der wohlgepflegten Parkanlagen heraus. Alles machte sich Hoffnung auf gute Quartiere. Allein zunächst wartete unser noch kein Kapua! In Dammarie lag ich mit 20 Mann bei einem armen, aber kinderreichen Fabrikarbeiter. Der Mann war Witwer und es war bei ihm lediglich nichts zu holen. Wir luden ihn mit seinen Kindern ein, unser frugales Mahl zu teilen, und ich war erstaunt, wie wohlerzogen und manierlich die einfach, aber reinlich gekleideten Kinder an der gemeinsamen Tafel sich benahmen. In Sandrupt, wo 2½ Brigaden unterzubringen waren, wurde ich mit 25 Mann in die bescheidene Hütte einer armen Drehersfamilie gewiesen, deren

35jähriges Haupt Weib und Kinder im Stich gelassen hatte, übrigens nicht, wie wir anfangs geglaubt hatten, um für sein Vaterland zu kämpfen, sondern, wie uns die Nachbarn erzählten, um im Land herumzuvagabundieren. „Ein Lump, kein Patriot!“ schrieb ich entrüstet nach Hause.

Besser trafen wir es in dem freundlichen Städtchen Sermaize, wo ich mit meiner ganzen Obermannschaft in das Haus eines hageren Schneidermeisters kam, der uns mit Zittern und Zagen empfing. Außer der Mannschaft war auch noch unser Leutnant Bödicker in dem Hause einquartiert. Während die übrige Mannschaft in mehreren Zimmern des zweiten Stockwerks auf Stroh kampierte, lud mich Leutnant Bödicker ein, auf einem bequemen Diwan, der in seinem Zimmer stand, meine Lagerstätte aufzuschlagen. Gerne entsprach ich der freundlichen Einladung, war ja doch seit dem Abmarsch aus der Heimat, also seit fast einem ganzen Monat, ein Strohlager auf hartem Boden mein bestes Nachtlager gewesen.

Auch sonst ging es uns in Sermaize nicht schlecht. Anfangs freilich stellte sich unser Schneiderlein wie die andern und tat, als ob bei ihm nichts zu holen wäre. Es gelang mir jedoch bald, sein Vertrauen zu gewinnen. Nachdem ich ihm strengste Verschwiegenheit zugesichert, führte er mich geheimnisvoll in einen Verschlag in seinem Hinterhause, wo in einem dunkeln Raum ein recht respektables Lager von größeren und kleineren Weinfässern sich befand. Und der gute Mann kargte nicht und maß mir so viel zu, daß ich in der Lage war, für jeden Mann meiner Obermannschaft beinahe 2 Schoppen recht guten, Herz und Magen stärkenden Rotweins um billigen Preis zur Verteilung zu bringen. Dafür versprach ich aber auch mein möglichstes zu tun, allen Gewalttätigkeiten und Eigenmächtigkeiten der Mannschaft entgegenzutreten, wogegen er zu der großen Freude

der ganzen Obermannschaft es unternahm, von dem lange und schmerzlich entbehrten Brot große Mengen in vortrefflicher Qualität herbeizuschaffen.

Gegen Abend deutete ich meinem Freund und Quartierherrn an, daß der Leutnant ihm noch einen viel wirksameren Schutz zu gewähren imstande wäre als ich. Er verstand den Wink und bat sich die Erlaubnis aus, dem Herrn Offizier ein Abendessen vorsetzen zu dürfen. Letzteres wurde gnädigst angenommen, und der Herr Leutnant hatte die Güte, den Quartierherrn, meinen Freund Pfeifer, der in einem benachbarten Haus wohnte, und mich dazu einzuladen. So tafelten wir in trauter Runde fröhlich in die Nacht hinein; einmal um das andere Mal verschwand der Hausherr und brachte immer wieder unter dem Arm eine oder mehrere gesiegelte Flaschen mit vortrefflichem Wein, der uns bald die Zunge löste. Unser Schneidermeister erzählte von seinen Wanderjahren, von den Herrlichkeiten von Paris und erging sich in aufrichtigem Mitleid, daß wir vor diesem uneinnehmbaren Bollwerk unser junges Leben werden darangeben müssen. Durch ihn erfuhren wir, daß den französischen Waffen der Sieg auch in diesem Kriege nicht hätte fehlen können, wenn Frankreich nicht von Napoleon und dessen Generalen schmählich verraten und preisgegeben worden wäre. Schon unser Schneider kleidete diese Überzeugung in die Worte: „Que voulez-vous, nous sommes trahis, vendus, perdus!“ Worte, welche schließlich jedem deutschen Soldaten ebenso geläufig waren wie das bekannte: „à la guerre comme à la guerre, malheur pour nous comme pour vous, malheur pour tout le monde.“ Es war 11 Uhr geworden, als wir endlich auseinandergingen, die Eigentümlichkeiten der Situation mit dem bekannten „à la guerre comme à la guerre“ uns gegenseitig zurechtlegend. Beim Abschied erwies unser

Freund uns die Ehre, uns auf den andern Tag, an welchem Rasttag gehalten werden sollte, zum Mittagessen en famille einzuladen.

Am andern Tag fand beim Mittagessen die Vorstellung der Töchter des Hauses statt. Sie waren freilich über die ersten Jahre der Jugendschönheit hinaus, und wir waren Barbaren genug, zunächst den Genüssen der Tafel, insbesondere einem bisher uns allen unbekannten Gericht, einem Ragout von Lapins, unsere Aufmerksamkeit fast ausschließlich zuzuwenden. Lange war es ja schon her, daß man zum letztenmal auf reinlichem Teller gespeist und den Wein aus blinkenden Gläsern getrunken hatte. Eines Appells wegen mußten wir, früher als uns lieb war, uns verabschieden; hoch erfreut über die Einladung auf den Abend, welche mich veranlaßte, nach Hause zu schreiben: „Ein feines Souper mit hübschen Französinnen und reichlichem Brot steht in Aussicht.“ So überkam uns mehr und mehr jenes Gefühl behaglichen Wohlseins, von dem man in Schwaben zu sagen pflegt, es gehe einem wie „dem Herrgott in Frankreich“, und wir hätten nur wünschen mögen, daß es auch eine Weile so fortgegangen wäre.

V.

Schwenkung nach Norden. Sedan.

Indessen der Soldat denkt und Moltke lenkt! Es war dafür gesorgt, daß die Champagne nicht zu einem Kapua für uns wurde. Schon vor einigen Tagen hatte unsere Kavallerie erkundet, daß Chalons vom Feinde geräumt sei, und über England war die Nachricht gekommen, daß Mac Mahon die Absicht habe, den mit der französischen Rhein-

armee in Metz eingeschlossenen Bazaine zu entsetzen, mit diesem die Armee des Prinzen Friedrich Karl zu vernichten und dann die gegen Paris marschierenden deutschen Armeen im Rücken zu fassen. Das deutsche Generalstabswerk nennt diesen Plan einen kühn angelegten. Allein zu seiner erfolgreichen Durchführung fehlten doch von Anfang an so sehr alle Voraussetzungen, daß man in dem deutschen Hauptquartier der Nachricht anfangs gar keinen Glauben beimessen wollte.

Uns war von dem allem am Nachmittag des 26. August lediglich nichts bekannt. Wir freuten uns der guten Quartiere und des in Aussicht stehenden Rasttags und hofften in einiger Zeit bei Chalons oder spätestens vor den Wällen von Paris die Entscheidungsschlacht schlagen zu dürfen. Da wurde man plötzlich durch die Wirbel des Generalmarsches jäh daran erinnert, daß man immer noch auf dem Kriegspfad sich befand. Das ganze 1. Regiment wurde um 6 Uhr nachmittags herausgetrommelt; kaum hatte man Zeit, seine Siebensachen zusammenzupacken und dem freundlichen Gastwirt flüchtig Adieu zu sagen; dann ging's hinaus in die unbekannte Ferne. Unsere Stimmung fand den richtigen Ausdruck durch das alsbald angestimmte heimische Volkslied: „Muß i denn, muß i denn zum Städtele 'naus!"

Noch vier Stunden hatte das Regiment in anstrengendem Tempo zu marschieren, und es war finstere Nacht geworden, als bei dem kleinen Dorfe Nettancourt Halt gemacht wurde. Man war schnell wieder bescheiden geworden und hätte sich gerne mit dem primitivsten Strohlager begnügt, allein unser Zug erhielt den Befehl, mitten in der Nacht jenseits des Dorfs Feldwache zu beziehen und die große Straße, welche von Bar le Duc über das Lager von Chalons nach Reims führt, zu bewachen. Schlafen durfte man in dieser Nacht nicht, auch fehlte jede Möglichkeit, in der herrschenden

wahrhaft egyptischen Finsternis sich Stroh oder andere Bequemlichkeiten zu verschaffen. Mit Mühe gelang es, einen Staketenzaun ausfindig zu machen, der uns wenigstens ermöglichte, ein Feuer anzuzünden, an welchem man die in der feuchten Kälte steif gewordenen Glieder wärmen konnte. Mit welcher Sehnsucht in dieser Nacht die Gedanken zurückwanderten nach dem gastfreundlichen Sermaize mit seinen lieblichen Schneiderstöchtern, seinen Fleischtöpfen und Brotlaiben, nach den Weinflaschen im Keller unseres Hauswirts und nach dem weichen Diwan in dem behaglichen Salon, das brauche ich wohl kaum näher auszuführen. Zu allem Unglück fing es auch noch nach Mitternacht an zu regnen, und man kann sich den Ärger denken, der uns mit Tagesanbruch erfüllte, als wir die Wahrnehmung machten, daß, kaum hundert Schritte von unserem Lagerplatz entfernt, mitten auf dem Feld große Schober standen, in denen Stroh für ein ganzes Bataillon aufgestapelt war. Hätten wir unsern gestrengen Bataillonskommandeur nicht gefürchtet, so hätten wir in unserem Grimm am liebsten den ganzen Strohschober in Brand gesteckt.

Mit dem folgenden Tage begannen die großen Märsche nach Norden mit ihren vielfachen Entbehrungen und Anstrengungen für die Mannschaft wie für die Offiziere. Die Zahl der Fußkranken und Nachzügler war schon auf dem Zug über die Vogesen und durch Lothringen keine geringe gewesen. Wohl war ich immer darauf bedacht, mit Hirschtalg, Salben und andern Schätzen meiner reichlich ausgestatteten Haus- beziehungsweise Tornisterapotheke nicht nur das eigene Fußwerk immer auf dem laufenden zu erhalten, sondern auch meine Kameraden zu reichlichem Schmieren und Salben zu veranlassen. Allein bei weitem nicht alle ließen sich von der Wahrheit des Spruchs überzeugen, daß dieses Mittel allenthalben helfe. So kam es,

daß schon früher und auch jetzt wieder gar mancher hinkend zurückblieb und erst eine oder zwei Stunden nach der Kompagnie in das Quartier oder Biwak einrückte. Damit die Zurückbleibenden möglichst geordnet und gesammelt nachkommen, war die Einrichtung getroffen, daß von jeder Kompagnie ein Unteroffizier am Ende der Bataillonskolonnen marschieren mußte. Sobald ein Mann der Kompagnie zurückblieb, hatte jener Unteroffizier alsdann die dornenvolle Aufgabe, bei demselben zu bleiben und mit Befehlen, Bitten und Drohungen ihn anzuspornen, daß er sich bemühte, wieder zur Kompagnie zu kommen. Im Verlauf eines Tagmarsches bekam man auf diese Weise regelmäßig ein ziemliches Häufchen beieinander und hatte nun seine liebe Not, die hinkenden und schmerzlich aufseufzenden Kameraden der Truppe nachzubringen. Wollte es bei dem einen oder dem andern gar nicht mehr gehen, und hatte man auch nicht das Glück, daß hinter der Infanterie Artillerie marschierte, welche sich meist der Maroden erbarmte und sie selbst oder wenigstens ihre Tornister und Gewehre auf einige Stunden auflud, so blieb nichts übrig, als den Mann allein zurückzulassen. Anfangs kam dies häufiger vor; denn mancher mochte wohl denken, dabei irgendetwas Eß- oder Trinkbares zu erhaschen. Als aber einmal ein solcher Nachzügler auch nach mehreren Tagen nicht wieder zur Kompagnie kam und schließlich nur die Annahme übrigblieb, daß er erschlagen worden sei, da fuhr in alle ein heilsamer Schrecken. Von der Zeit an ergingen sich die Nachzügler in den flehentlichsten Bitten, man möge sie doch ja nicht allein zurücklassen. Mehr und mehr wurden dann auch die Vorzüge meiner Hausmittel gewürdigt, und es war recht gut, daß ich noch in Sermaize eine reichliche Sendung von Hause erhalten hatte und so in der Lage war, allen Ansprüchen zu genügen.

Ganz besonders hatte man bei diesen langen Märschen auf den harten staubigen Straßen unter fortgesetztem Durst zu leiden. Während aber nach den jetzt geltenden Vorschriften die Mannschaft zu fleißigem Wassertrinken geradezu genötigt und die Vorgesetzten dafür verantwortlich gemacht werden, daß keine Gelegenheit zur Herbeischaffung von Trinkwasser auch während des Marsches versäumt wird, galt damals das Trinken während des Marsches für ungesund und war deshalb strengstens verboten. Schon im Badischen und im Elsaß, wo die Einwohner der Orte, durch welche wir kamen, nicht selten große Kübel mit Obstmost und Wasser zur Erfrischung für die Soldaten an die Straße gebracht hatten, wurden dieselben stets mit harten Worten weggewiesen. Später aber stellte man sogar regelmäßig an allen Brunnen der Ortschaften, durch welche das Regiment kam, Unteroffiziere auf mit dem strengen Befehl, niemanden trinken zu lassen. Auch mir ist häufig dieser Auftrag zugefallen. Für meine Person indessen stand ich schon damals auf dem fortgeschritteneren Standpunkt der heutigen Wissenschaft. So brachte ich es denn bald über mein Gewissen, sobald das Regiment um die Ecke verschwunden war, nach Herzenslust in langen Zügen das labende Wasser zu genießen; denn ich hatte ja nur den Befehl, der Mannschaft das Trinken zu verwehren, selbst zu trinken aber hatte mir niemand verboten.

Von unserer Feldwache bei Nettancourt wurde am 27. August der Weitermarsch in aller Frühe angetreten. In gesteigertem Tempo und bei großer Hitze ging es über acht Stunden weiter nach Le Chemin, wo ich bei einem alten Ehepaar mit vielen andern Soldaten eine kümmerliche Unterkunft fand. Am folgenden Tag regnete es zur Abwechslung wieder einmal in Strömen, und nach langem, beschwerlichem Marsch rückte das Regiment in dem kleinen,

seitwärts von der großen Straße gelegenen Dorfe Virginy ein. Zwei württembergische Brigaden und ein preußisches Regiment, also gegen 15 000 Mann, waren hier untergebracht. Mit 60 Mann kam ich in eine leere Scheuer, in der wir uns, so gut es eben ging, häuslich einrichteten. Fleisch gab es hier nicht und auch nur ganz wenig Brot; dagegen waren wir so glücklich, halbreife Kartoffeln aufzuspüren, welche mit Eifer gesotten wurden.

Mehr und mehr wurde uns klar, daß wir am Vorabend großer Ereignisse standen; denn unaufhörlich marschierten preußische Kolonnen mit klingendem Spiele an uns vorüber, oder es lagerten, solange wir marschierten, zahlreiche Truppen rechts und links von der Straße. An diesen Tagen konnte auch der einzelne Mann einen Begriff bekommen von den unübertrefflichen Leistungen unserer obersten Heeresleitung. Unsichtbar und doch überall gegenwärtig wirkte das Genie unseres Moltke und belebte mit seinem Geist, gehoben und getragen durch die klare Willenskraft und die ehrfurchtgebietende Autorität des obersten Kriegsherrn, die deutschen Heersäulen. Die einzelnen Straßen waren an die marschierenden Kolonnen ausgeteilt, keinen Augenblick gab es Stockungen und Kollisionen. Ruhig und ohne Widerrede, die Vorbeimarschierenden mit kameradschaftlichen Zurufen begrüßend, harrten die Regimenter und Artillerieabteilungen seitwärts der Straßen, bis diese für sie zur Benützung frei wurden. Überall bewies man das bereitwilligste Entgegenkommen. Alles ordnete sich neidlos und ohne durch ehrsüchtige oder eigennützige Sonderinteressen sich beirren zu lassen, nur dem *einen* großen Zweck unter, den Kampf für das Vaterland siegreich zu bestehen.

In aller Frühe ging es am 29. August von Virginy weiter. Ein schwächlicher Kaffee und ein Stück harten Zwie-

backs aus dem eisernen Bestand war alles, was gereicht werden konnte. Wieder wechselte Regen mit Sonnenschein. Malerisch erhob sich zu unserer Rechten das Waldgebirge der Argonnen, dessen westliche Ausläufer wir auf meist schlechten, vom Regen durchweichten Wegen überschritten. Der Marsch ging über Ville sur Tourbe, Cernay en Dormois und Boncourville. Mehrfach mußte Halt gemacht werden, um den vorbeimarschierenden preußischen Regimentern Platz zu machen. Oft hinwiederum standen diese in langen Reihen zu beiden Seiten der Straße.

Ein deutliches Zeichen, wie anstrengend die letzten Wochen gewesen waren, bot jetzt unsere zu Anfang so flotte Regimentsmusik. Immer mehr lichteten sich ihre Reihen; schon nach den Biwaknächten von Wörth versagte manchem Trompeter der Ton. Als wir aber jetzt gegen Sedan anmarschierten, da war sie so ziemlich auf die große Trommel und einige Klarinetten reduziert, und ihr Spiel erinnerte in bedenklicher Weise an Jahrmarktsmusik. „Höret er's, do vorne lasset se de Bäre wieder tanze!" hieß es höhnisch, wenn zum Marsch durch die Ortschaften gespielt wurde.

Gegen 4 Uhr nachmittags wurde am 29. August in der Nähe des Dorfes Montchentin Halt gemacht und Biwak bezogen. Fleisch gab's hier nicht, und das Brot, welches aufgetrieben werden konnte, reichte gerade zu einem kleinen Laib für die 36 Mann der Obermannschaft. Da auch der sogenannte kleine Train, welcher außer dem Offiziersgepäck auf fünf Leiterwagen die nötigsten Lebensmittel für die Brigade mit sich führte, zurückgeblieben war, so konnte nicht einmal Kaffee gefaßt werden. Aus dem Biwak von Montchentin sind mir zwei Vorgänge noch in der Erinnerung, welche für die Situation und die Persönlichkeiten bezeichnend sind. Kaum waren die Gewehre auf dem Biwakplatz zusammengesetzt und hinter denselben die Tornister

zugsweise in schönen geraden Linien abgelegt, so sah man die gesamte Mannschaft unserer Kompagnie und der benachbarten Kompagnien nach dem Rand des Dorfes eilen, wo aus dem Gehege ein Baum mit gelben Birnen herüberwinkte. Sobald jedoch der gestrenge Bataillonskommandeur dies sah, befahl er einem Unteroffizier, alsbald mit drei Mann hinüberzugehen und die Leute wegzujagen. Der Oberst aber, welcher zufällig dazukam, widerrief diesen Befehl und gab dem Unterarzt den Auftrag, die Birnen zu untersuchen, ob sie reif und nicht gesundheitsgefährlich seien, und fügte hinzu: „Wenn sie gut sind, bringen Sie mir auch einige herüber!“ — Als sodann einige Stunden später die Mannschaft am Kochfeuer ausruhend das Sieden der Kartoffeln beobachtete, rief auf einmal einer: „Gucket au, der Herr Oberst!“ Mitten in einem Gemüseland erblickte man die breite und schwere Gestalt unseres Obersten. Nicht ohne sichtliche Anstrengung zog er eigenhändig zwei große gelbe Rüben aus dem Boden, schlug sie gegeneinander, um die daran hängenden Erdklumpen zu beseitigen, schabte sie dann mit dem Messer ab, biß kräftig hinein und verzehrte sie mit Stumpf und Stil. „Die hent au ner übrigs' meh,“ sagten unsere Soldaten und klagten in der Folge viel weniger über die Entbehrungen, denen sie selbst ausgesetzt waren.

Die Nacht war trocken, aber bitter kalt, und am andern Morgen umsäumte sogar der erste Reif unsere Mäntel und die Felder. Es war Zeit, daß das Marschieren ein Ende nahm. Mit Freuden begrüßte man die Kunde, daß am vergangenen Tag die Avantgarde der Sachsen bei Nouart und Camply, etwa einen halben Tagmarsch nordwestlich von uns, das V. französische Korps gepackt habe, und daß am folgenden Tag, am 30. August, eine große Schlacht auf der ganzen Linie erwartet werde.

Die württembergische Division sollte auf dem linken Flügel der deutschen Heere über Longwé und Boult aux Bois gegen Le Chesne vorgehen, wo noch am 28. August das Gros der französischen Armee gestanden hatte. Der nächste Weg führte über das an der Aire gelegene Städtchen Grand Pré. Die Hauptstraße war aber von anderen Truppen belegt. Unsere Division marschierte deshalb in heißer Augustsonne auf schlechten Vizinalstraßen und holperigen Kolonnenwegen über Mouron, Savigny, Longwé und La Croix nach Boult aux Bois, wo sie eine Bereitschaftsstellung um 1 Uhr nachmittags einnahm. Es war ein heißer Marsch gewesen. Auch mich hatte zum ersten und einzigen Male in diesem Feldzug eine kleine Schwäche befallen, die ich jedoch mit dem letzten Rest von Schokolade, den ich noch besaß, und mit einer Mischung von Wasser und Hallers Sauertropfen glücklich niederkämpfte.

Aus der Ferne herüber ertönte der Kanonendonner von Beaumont. Man war deshalb trotz Hunger und Mattigkeit wenig erbaut, als der Befehl zum Abkochen kam; denn man glaubte daraus schließen zu müssen, daß es den Württembergern abermals nicht beschieden sein werde, an dem Kampf teilzunehmen.

Die Kompagnie hatte eine Kuh erbeutet. Dieselbe wurde rasch geschlachtet, und bald brodelte das Fleisch in den Kesseln. Allein ehe das Abkochen beendet war, ertönte der Generalmarsch, die siedenden Kessel mußten ausgegossen und das halb gekochte Fleisch als Speise für die Vögel des Himmels zurückgelassen werden. Gegen Norden und Westen ward der Kanonendonner immer stärker und die Division setzte sich eilig in Marsch, um das Vorgehen des V. Korps auf Stonne und La Besage zu unterstützen. Auf schlechten Feld- und Kolonnenwegen bewegte man sich so rasch als möglich vorwärts, aber unter vielfachen Stockungen

und Unterbrechungen durch andere Truppenkörper, welche unsere Marschlinie durchquerten. Es wurde Nacht, stockfinstere Nacht, so daß man kaum die Vordermänner mehr unterscheiden konnte, aber immer noch ging es weiter durch das von den Einwohnern gänzlich verlassene Verrières über Felder und Gräben. Endlich, gegen 1 Uhr nachts, wurde Halt gemacht in der Gegend von La Berlière und Oches. Am Morgen des 30. August hatte hier noch das ganze VII. Korps der Franzosen gestanden. Todmüde legte sich jeder nieder, wo er gerade Platz fand; von Abkochen oder Strohfassen war gar keine Rede. Dies war unser anstrengendster Tag während des ganzen Feldzugs. Von 5 Uhr morgens bis 1 Uhr nachts waren wir ohne jegliche Nahrung auf den Beinen und hatten im ganzen mehr als fünf Meilen zurückgelegt.

Die Nacht war trocken und mäßig kühl, so daß man wenigstens im Schlaf einige Erholung fand. Am andern Morgen wurde Kaffee gebrannt, auch war es einigen unternehmenden Leuten gelungen, Kartoffeln zu erbeuten, an welchen die nicht weniger als wir hungernden Offiziere gleichfalls ihren Anteil bekamen. Mit Bedauern vernahmen wir, daß man die württembergische Division auf dem Schlachtfeld erwartet habe. Wir beruhigten uns jedoch, als wir hörten, daß auch das XI. Korps, welches, auf den Hauptstraßen marschierend, sich inzwischen vor uns geschoben hatte, nicht mehr recht zum Eingreifen gekommen sei. Zugleich kam die Nachricht von dem glänzenden Sieg, den die Bayern, Sachsen und das IV. preußische und das Gardekorps bei Stonne und Beaumont errungen hatten.

Für den 31. August war energische Fortsetzung der Vorbewegung der beiden Armeen, der Maasarmee unter dem Kronprinzen von Sachsen und der mehr und mehr auf der linken Seite in die Linie eingerückten dritten Armee des

Kronprinzen von Preußen, angeordnet. Letzterer hatte die Aufgabe, mit seiner Armee sich gegen die Front und die rechte Flanke der Franzosen, die gegen Sedan sich zurückgezogen hatten, zu wenden und dieselben möglichst auf belgisches Gebiet zu drängen. Daß der Feind sogar von Belgien abgeschnitten werden könne, scheint man im deutschen Hauptquartier damals noch nicht in den Bereich der Möglichkeit gezogen zu haben. Die württembergische Division sollte die linke Flanke der dritten Armee gegen Mézières decken, wo, wie man wußte, General Vinoy mit dem XIII. französischen Korps stand.

Um 8 Uhr morgens wurde am 31. August beim schönsten Wetter aufgebrochen. Der Marsch ging über das tags zuvor eroberte und teilweise eingeäscherte Stonne auf schöner Straße über die waldigen Bergrücken der Ardennen. Von Stunde zu Stunde mehrten sich die Anzeichen von der unmittelbaren Nähe des Feindes. Allerorten lagen rechts und links von der Straße weggeworfene Tornister, Feldkessel, Zeltstangen, Mützen und andere Ausrüstungsgegenstände, — lauter Anzeichen, daß man den Franzosen, bei denen die Mannszucht offenbar schon bedeutend gelockert war, nachgerade gehörig auf den Hacken saß. Als das Regiment gegen 3 Uhr nachmittags sich eben anschickte, durch einen herrlichen Wald von einem der letzten Ausläufer des Ardennengebirges in das Tal der Maas herabzusteigen, da ertönte auf einmal vor uns Kanonendonner und Kleingewehrfeuer, und mit allgemeiner Freude wurde die Nachricht begrüßt, daß unsere Avantgarde, die 3. Brigade unter Generalmajor von Hügel, auf den Feind gestoßen sei. Allein es waren nur kleine französische Rekognoszierungsabteilungen, welche sich schleunigst gegen Mézières zurückzogen.

In einem kleinen Dorf am südlichen Rand des Maastales, in Boutancourt, bezogen wir mit der 2. Brigade

Alarmquartiere. Das Haus, in welchem ich mit meiner Obermannschaft die Nacht zubringen sollte, war so ärmlich und schmutzig, daß ich keineswegs unangenehm berührt war, als ich den Befehl erhielt, von 10 Uhr nachts bis zur Tagwache die Unteroffizierswache im Kompagnierevier zu beziehen, zumal da es eifrigem Nachsuchen eines auf Strafwache kommandierten Soldaten gelang, im Keller verborgene Schätze von Wein, Schmalz und Äpfeln zu entdecken.

Am andern Morgen — es war der 1. September — wurde schon um 2 Uhr alarmiert. Allenthalben wimmelte es von Truppen, welche raschen Schrittes der Gegend zueilten, wo die Entscheidungsschlacht geschlagen werden sollte. Die Hauptstraße war von preußischen Truppen belegt, und so marschierten wir auf schlechten Wegen durch das an dem linken Ufer der Maas gelegene Flize. Etwa drei Kilometer flußaufwärts von diesem Dorf stand gegen 6 Uhr die ganze Division in Gefechtsbereitschaft. Wieder einmal wurde der Versuch gemacht, abzukochen. Von Anfang an schüttelten wir den Kopf zu diesem Beginnen, denn mächtiger, als wir es je gehört hatten, begann schon in der frühen Morgenstunde der Donner der Kanonen. Die große Ausdehnung, welche das Geschützfeuer rasch erhielt, bewies unverkennbar, daß die Hauptschlacht eröffnet sei. In der Tat konnte das Abkochen auch nicht beendet werden. Kurz nach 7 Uhr wurde aufgebrochen, und eilenden Schrittes ging es an die Maas, welche auf einer von unserem Pionierkorps errichteten Schiffbrücke bei Nouvion überschritten wurde.

Die Division hatte die Aufgabe, bei Vivier au Court an der Straße von Sedan nach Mézières Stellung zu nehmen, um nach Bedarf entweder flußaufwärts gegen Sedan hin verwendet zu werden oder dem etwa von Mézières heranrückenden Feinde entgegenzutreten. In gesteigertem Tempo, mächtig erregt von dem immer lauter und immer näher

ertönenden Donner der Kanonen, mit dem schon auch das Knattern des Kleingewehrfeuers und das schnarrende Rollen der Mitrailleusen sich vermischte, eilten wir vor in der Richtung gegen Vivier au Court. Mit Weinbergen besetzte Hügel verdeckten anfangs den Ausblick nach der Richtung, von welcher der Lärm der Schlacht kam. Endlich erreichte das Regiment eine Anhöhe, auf welcher Halt gemacht wurde. Von hier übersah man das weite Tal der Maas, die unmittelbar vor uns einen großen Bogen beschrieb. Jenseits des Tals erstreckten sich weithin steile, oben mit Wald gekrönte Höhen. Dort hatten die Franzosen unter General Douai Stellung genommen. Allenthalben stieg aus den in voller Tätigkeit befindlichen Batterien der bläulich-weiße Dampf der Geschütze auf. Deutlich konnte man wahrnehmen, wie mehr und mehr auf der ganzen Linie der Kampf entbrannte. Endlose preußische Marschkolonnen bewegten sich durch das Tal in der Richtung nach den vom Feind besetzten Anhöhen. Hinter der deutschen Infanterie rückte in langen Zügen die Kavallerie heran, auch ihrerseits bereit, im Notfall einzugreifen. Rechts und links aber begann die deutsche Artillerie mit wuchtigen Tönen einzustimmen in das schauerliche Konzert, von dem am 1. September bei Sedan der erbitterte Kampf der Truppen begleitet war, betäubender und erschütternder als wohl an jedem andern Schlachttag dieses Krieges.

Nicht viel länger, als nötig war, um das großartige Bild gehörig zu übersehen, hielt das Regiment. Bald kam der Befehl zum Vormarsch. Es hieß, die Division solle in östlicher Richtung über Vrigne au bois bis an die Straße nach Sedan vorgehen und sich dort gefechtsbereit halten. Allein die Truppen des V. und des XI. Korps, welche bei Donchery die Maas überschritten hatten, waren uns bereits zuvorgekommen. Sie hatten ihren linken Flügel bis zu dem auf

dem äußersten rechten Flügel kämpfenden Gardekorps vorgeschoben und so um Sedan und die französische Armee einen festen Ring geschlossen, daß für diese kein Entrinnen mehr möglich war. Wir Württemberger aber mußten abermals darauf verzichten, an dem Kampfe teilzunehmen. Die Division erhielt den Befehl, an die Maas zurückzumarschieren und nördlich von Donchery als allgemeine Reserve für den linken Flügel der deutschen Schlachtlinie eine Bereitschaftsstellung einzunehmen.

Um die Mittagsstunde langte unser Regiment an der vorgeschriebenen Stelle an. Untätig, mitten in dem weiten Tal der Maas in heißer Sonnenglut gelagert, mußten wir nun den riesigen Entscheidungskampf vor unseren Augen sich abspielen sehen. Wir waren den Kämpfenden so nahe, daß man alle Einzelheiten aufs genaueste unterscheiden konnte. Bei jedem Schuß, den die französischen Batterien abgaben, sah man das Aufleuchten aus dem Geschützrohr; deutlich konnte man beobachten, wie die feindlichen Schrapnells meist hoch in der Luft über unserer Infanterie platzten. Mit Bewunderung waren wir Zeugen, wie die preußischen Bataillone in dichten Schützenschwärmen anstürmten gegen die von Artillerie und Infanterie stark besetzten Waldhöhen hinter Illy, Floing und Cazal, von denen ein verheerender Kugelregen ihnen entgegenschlug. Zwei- und dreimal mußten sie anfangs unverrichteter Dinge wieder umkehren, aber in ebenso guter Ordnung, wie sie vorgestürmt waren, gingen sie auch wieder zurück. Immer fanden sie bald wieder einen Punkt, wo sie sich einnisteten, ein lebhaftes Feuergefecht gegen den Feind unterhielten und die Gegenstöße der französischen Infanterie unerschütterlich zurückwiesen.

Inzwischen waren den feindlichen Stellungen gegenüber immer mehr deutsche Batterien aufgefahren, und immer

betäubender wurde der Lärm der Schlacht. Nicht weniger als 26 deutsche Batterien standen schließlich den von den Franzosen besetzten Anhöhen bei Floing und Cazal gegenüber. Überdies schlugen in die rechte Flanke der Franzosen und in ihren Rücken die Geschosse der bei Givonne nördlich von Sedan aufgefahrenen Gardeartillerie ein. Es war ein Bild von wunderbarer Erhabenheit! In der Mitte lagen die unaufhörlich mit dem heftigsten Feuer sich überschüttenden Plänklerketten der Infanterie, und über sie hinweg focht die beiderseitige Artillerie den furchtbaren Zweikampf aus, der die endliche Entscheidung vorbereiten sollte. Mehr und mehr kam die Überlegenheit der deutschen Artillerie zur Geltung. Nicht selten übertönte die Explosion französischer Pulver- und Munitionswagen den Donner der Kanonen.

Immer schwächer erwiderten die Franzosen das Feuer der deutschen Batterien, und die Anzeichen mehrten sich, daß auf deutscher Seite demnächst alles zum Sturm vorgehen könne. Da zeigten sich plötzlich gegenüber der rechten Flanke der deutschen Batterien riesige Schwärme feindlicher Kavallerie. Afrikanische Jäger, Lanciers und Kürassiere sprengten hintereinander gegen die Linien der vordringenden Infanterie heran. Mächtig räumt unter ihnen das Feuer der vordersten Schützenschwärme auf, doch gelingt es ihnen, diese zum Teil zu überreiten. Aber die hinter den Schützen befindlichen geschlossenen Infanterieabteilungen stehen wie eine Mauer. Vor ihren Salven zerstäuben die stolzen Reiterscharen. In wildem Getümmel jagen sie planlos zwischen den Intervallen der auch ihnen gegenüber siegreichen Infanteriekolonnen einher. Bald sind sie verschwunden. Die deutsche Infanterie, welcher der Todesritt dieser drei schönen Reiterbrigaden nur wenig Verluste gebracht hat, kann die auf kurze Zeit unterbrochenen Angriffsbewegungen wieder aufnehmen. Zuerst gelang es dem

linken Flügel der Deutschen, die Höhen zu erklimmen. Sein Beispiel feuerte die andern an. Wie verzweifelt wehrte sich der Feind, namentlich an einer vorspringenden Waldecke auch dann noch, als rechts und links die anderen Batterien allmählich abgefahren und mit der Infanterie in die Talschluchten des Wäldchens de la Garenne oder in die Stadt Sedan sich geflüchtet hatten. Endlich, es war 3 Uhr nachmittags vorüber, verstummte auch auf diesem Punkte das feindliche Feuer. Die deutschen Batterien konnten in die feindlichen Stellungen einrücken und den fliehenden Feinden ihre todbringenden Geschosse nachsenden.

Daß abermals den deutschen Waffen der Sieg gehörte, war unzweifelhaft. Allein von dem vollen Umfang des errungenen Erfolges hatten wir entfernt keine Kenntnis; ja wir hofften immer noch, daß für den andern Tag vielleicht doch auch für uns noch etwas zu tun übrig geblieben sei. Auch als um 5 Uhr abends der Kanonendonner gänzlich verstummte, hielten wir das nur für die Ruhe vor der Arbeit des nächsten Tages. Eifrigst wurde abgekocht; Requisitionskommandos gingen ab nach Donchery und Le Dancourt, und zu dem ersten Fleisch seit vier Tagen erhielt der Mann einen Schoppen Wein und französischen Zwieback, so viel er wollte.

Mittlerweile war es 8 Uhr geworden. Schon dachte man nach dem heißen Tage daran, sich zur Ruhe zu begeben. Da wurde das Bataillon noch einmal an die Gewehre gerufen. Nicht eben erfreut traten wir an, denn wir glaubten nicht anders, als es stehe uns noch ein nächtlicher Marsch bevor. Ernst und feierlich trat der Oberstleutnant vor das Bataillon und sprach: „Nicht ohne schmerzliches Bedauern darüber, daß es dem Bataillon nicht vergönnt war, mitzukämpfen, teile ich euch mit, daß ein großer Sieg errungen ist. Die ganze Armee Mac Mahons mit dem Kaiser Na-

poleon ist in Sedan eingeschlossen. Es bleibt den Franzosen nichts anderes übrig, als sich auf Gnade oder Ungnade zu ergeben." — Den Eindruck, den diese überwältigende Kunde auf die ganze Mannschaft machte, mit Worten zu schildern, ist kaum möglich. Der Befehl zum Wegtreten war längst gegeben, aber mehrere Augenblicke vergingen, ohne daß *einer* von der Stelle sich gerührt oder ein Wort gesprochen hätte. In schweigendem Staunen beugte sich jeder vor dem mächtigen Walten des Schicksals, das vor unseren Augen sich vollzogen hatte. Dann ging ein dumpfes Murmeln durch die Reihen, da und dort ertönte auch lauter Jubel, und allmählich erklangen allenthalten stürmische Hoch- und Hurrarufe. Im Grund aber blieb an diesem Abend die Stimmung vorwiegend eine ernste. Mit innigem Danke gegen Gott stimmte das ganze Regiment mit ein, als kurz nachher die Musik die Choräle anstimmte: „Nun danket alle Gott!" und „Eine feste Burg ist unser Gott". Mit feierlichem Ernst drückte der Freund dem Freunde die Hand. Dann suchte jeder sein Lager auf, für die Arbeit des kommenden Tages sich neu zu stärken. Mir aber wollten Heines französische Grenadiere nicht aus dem Sinn:

„Besiegt und zerschlagen das große Heer
Und der Kaiser, der Kaiser gefangen!"

VI.

Von Sedan bis vor Paris.

Der folgende Tag war Biwakrasttag. Die Tagwache wurde deshalb erst später geblasen. Allein alles war mit dem Anbruch des Tages auf den Beinen; man war zu begierig, Näheres über die Vorgänge der großen Schlacht und

über die weitere Entwicklung der Ereignisse zu hören. Nicht ohne Neid vernahm man, daß es einem Teil unserer 3. Brigade unter Generalmajor von Hügel vergönnt gewesen war, auf dem rechten und linken Ufer der Maas flußabwärts einen siegreichen Vorstoß gegen die Festung Mézières zu machen. In der Nähe dieser Festung hatte General Vinoy sein etwa aus 40 000 Mann bestehendes Armeekorps, einschließlich 8 Schwadronen Husaren, 72 Geschützen und 18 Mitrailleusen, gesammelt und sich durch einen Generalstabsoffizier am Morgen des 1. September die weiteren Befehle des Kaisers Napoleon erbeten. Die zu diesem Korps gehörige Brigade Guilhelm, bestehend aus den beiden in der Eile von Rom und Civita Vecchia heimberufenen Linienregimentern Nr. 35 und 42, mit denen wir vor Paris wieder zusammenstießen, war auf dem linken Maasufer mit starker Artillerie vorgegangen. Sie hatte aber den Angriffen des Bataillons von Wölkern vom 8. württembergischen Infanterieregiment nicht standgehalten, sondern sich mit Zurücklassung der Tornister in Unordnung schleunigst nach Mézières zurückgezogen.

In seinem Werk über die Operationen des XIII. Armeekorps hat General Vinoy diesen Rückzug und seine Untätigkeit am Tag von Sedan damit entschuldigt, daß seine Truppen einer Übermacht von 12 Bataillonen sich gegenüberbefunden haben. In Wahrheit aber waren auf dem rechten und auf dem linken Ufer der Maas kaum so viele Kompagnien gegen Mézières vorgegangen, als der französische General Bataillone gezählt hatte. Warum General Vinoy nicht, wie einst Mac Mahon bei Magenta, dem Donner der Kanonen folgend den ernstlichen Versuch gemacht hat, seinem bei Sedan so schwer bedrängten Herrn und Meister beizustehen, ist mir nie recht verständlich gewesen. Wäre bei Sedan die Absicht Ducrots, zeitig mit allen Kräften den

Ausweg nach Mézières zu suchen, mit aller Energie verfolgt worden und hätte Vinoy gehörig eingegriffen, so hätte dies den auf dem linken Flügel im Aufmarsch begriffenen deutschen Truppen ohne Zweifel beträchtliche Schwierigkeiten bereitet, wenn auch an dem endlichen Erfolg dadurch wohl kaum etwas geändert worden wäre. So hat Vinoy durch seine vorsichtige Zurückhaltung und seinen schleunigen Rückzug wohl seinem Lande ein Armeekorps gerettet. Einigermaßen aber wird es ihm doch immer zum Vorwurf gereichen, daß er an der Spitze von 40 000 Mann Gewehr bei Fuß mit zugesehen hat, wie kaum drei Stunden von ihm entfernt das Schicksal Frankreichs entschieden und sein Kaiser und dessen Heer zur Kapitulation gezwungen wurden.

Da ich am 2. September als Ordonnanz bei dem Bataillonskommando Lagerdienst hatte, so konnte ich nicht, wie ich gerne getan hätte, unsere Sanitätssoldaten auf das Schlachtfeld begleiten, von welchem diese die ergreifendsten Schilderungen machten. Ebenso mußte ich darauf verzichten, mit einem Wasser- oder anderen Kommando nach Donchery oder Le Dancourt zu gehen. In ersterem Städtchen hätte ich Gelegenheit gehabt, den Kaiser Napoleon zu sehen, vor welchem mein früherer Kompagniekamerad Ludwig Eisenlohr, nun Fähnrich im 2. württembergischen Infanterieregiment (zurzeit Oberbaurat in Stuttgart) mit seinem Zug während einiger Stunden die Ehrenwache gegeben hatte. Überdies gab es in beiden Orten auch sonst noch manches zu requirieren. Doch ließen die Freunde sich nicht schlecht finden. Der eine hatte eine Flasche Wein erbeutet, dem andern hatte gar der ständige Requisitionsoffizier des Regiments eine Flasche Champagner zugesteckt. Zwieback und Fleisch waren auch in Hülle und Fülle vorhanden. Gegen Mittag traf endlich noch unsere Feldpost

ein und überbrachte unter anderem von einem wohlwollenden Oheim aus Stuttgart ein Paket mit geräucherten Würsten, Zigarren und anderen Liebesgaben. Dieser Gruß aus der Heimat an solchem Tage wurde von den beiden Freundespaaren der 7. und 8. Kompagnie, die eben daran waren, abseits einen frohen Siegestrunk in französischem Beutechampagner zu tun, mit stürmischem Jubel begrüßt.

Wenn wir schon so in freudig gehobener Stimmung uns befanden, so sollte diese bald sich noch ganz anders steigern. Gegen 2 Uhr nachmittags ertönte bei den benachbarten Truppenteilen lautes Hurra- und Hochrufen. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich durch das Lager die Kunde, unser sieggekrönter Oberbefehlshaber, König Wilhelm von Preußen, statte den Württembergern einen Besuch ab. Alles eilte an den Weg, auf dem er kommen sollte; und wie er nun heransprengte, da tönte aus den Kehlen der schwäbischen Krieger ein nicht endenwollendes, begeistertes Hoch- und Hurrarufen ihm entgegen. Die meisten unter uns sahen den ehrwürdigen Heldengreis zum erstenmal in ihrem Leben und waren erstaunt, wie stramm und schneidig er zu Pferde saß. Und als er nun mit freundlichem Wohlwollen nach allen Seiten grüßte, da meinte jeder, ein Blick wenigstens aus diesen hoheitsvollen und doch so unendlich wohlwollenden Augen habe ihm besonders gegolten. Mit stolzer Freude aber ruhten unsere Blicke auch auf der ritterlichen Gestalt des Kronprinzen, unseres siegreichen Heerführers, der an der Seite seines königlichen Vaters ritt; auch Moltke, Blumenthal, Roon und vor allen der eiserne Kanzler Graf Bismarck bildeten den Gegenstand allseitigen Interesses; mit besonderer Freude grüßte endlich noch das Auge unseren jugendlichen Thronfolger, den Prinzen Wilhelm von Württemberg, war doch seine Gegenwart für sich allein schon

ein glückverheißendes Zeichen für die künftige Gestaltung des deutschen Vaterlandes!

Unser Regimentskommandeur war dem König von Preußen in Berlin vorgestellt worden. Dieser erkannte ihn sofort wieder, ritt auf ihn zu, reichte ihm die Hand und sprach sich in anerkennender Weise über die tüchtigen Leistungen und die gute Haltung der Württemberger bei den anstrengenden Märschen aus. Unser Oberst konnte sich nicht enthalten, dem uns alle beherrschenden Gefühl des Bedauerns darüber Ausdruck zu geben, daß wir nicht an dem Kampf selbst haben teilnehmen dürfen, worauf der hohe Herr ihn mit freundlichem Lächeln zu begütigen suchte, indem er sagte: „Na, Sie haben wenigstens tüchtig nachgedrückt!“ Ein ähnliches Gespräch fand gleichzeitig zwischen dem Grafen Bismarck und dem noch nicht 18 Jahre alten Freiwilligen Dillenius, einem liebenswürdigen angehenden Polytechniker aus Stuttgart, statt, der ähnlich wie meine Freunde Eyth und Bälz bei der 7. Kompagnie, noch vor dem Ausmarsch aus Stuttgart bei der 1. Kompagnie eingetreten war. Auf die Frage des Kanzlers, wie es ihm gehe, erwiderte dieser: „Schon gut so weit, Exzellenz, aber wir dürfen eben nicht dran!“ Bismarck lächelte und sagte: „Na, nur Geduld! es ist noch nicht aller Tage Abend; es kommt auch noch an Sie!“ Der Kanzler sollte nur zu sehr recht behalten! Jener jugendfrische, tatendurstige Freiwillige hat am 30. November 1870 bei Champigny im Kampf für das Vaterland die Todeswunde erhalten.

Noch einmal wiederholten sich die brausenden Zurufe, als der König mit seinem glänzenden Gefolge sich wieder entfernte. Jeder war sich bewußt, daß unser jubelnder Gruß den Männern galt, die mit fester Hand in das Rad der Geschichte eingegriffen und die kühnsten Hoffnungen und

Träume der Deutschen in ungeahnter Herrlichkeit ihrer Erfüllung nahegebracht hatten. So gehört diese Stunde zu dem Mächtigsten und Eindrucksvollsten, das in diesem ganzen Feldzug und das überhaupt in meinem Leben mir die Seele bewegt hat. Tief und unerschütterlich hat sich seitdem in meiner und in so manches anderen schwäbischen Kriegers Brust der feste Vorsatz eingewurzelt, für unseren sieggekrönten Kriegsherrn und für das, was er dem deutschen Vaterland erstritten, überall und zu jeder Zeit einzutreten bis zum letzten Atemzuge!

Über die politischen Folgen des großen Sieges bei Sedan hatte man nur unbestimmte Vermutungen, und im einzelnen gingen die Ansichten und Erwartungen vielfach auseinander. In einem Gefühl, in einem Verlangen aber waren wir alle einig: „Nun so rasch als möglich auf nach Paris!“ Wir begrüßten es deshalb mit großer Freude, als am 3. September abmarschiert wurde. Während des Marsches durch das gänzlich ausgegessene Donchery sprengte plötzlich eine Abteilung schwarzer Husaren an uns vorbei. Ihnen folgte in einem mit sechs edlen Pferden bespannten offenen Wagen der gefangene Franzosenkaiser Napoleon. Sichtlich gebrochen und scheu um sich blickend saß er da, an seiner Seite ein französischer General (Castelnau). Weitere Wagen mit französischen Offizieren, mit dem ganzen Troß der Dienerschaft und dem Reisegepäck des gefangenen Kaisers folgten nach. Eine Abteilung Husaren schloß den Zug. Welch ein Kontrast zwischen dem siegesfrohen königlichen Helden, dem wir gestern im Kreise seiner Paladine zugejubelt hatten, und dem so jäh zu Fall gekommenen Napoleoniden, der nun unter den Verwünschungen seiner Untertanen, über die er so schweres Unheil gebracht hatte, als ein Gefangener das Land verlassen mußte!

Auf guten Straßen ging es über die Maas und durch das schon bekannte Flize in der Richtung gegen Rheims, während Napoleon den Weg nach der belgischen Grenze nahm. Nach langem, beschwerlichem Marsch bezog unser Bataillon Quartier in Villiers sur Mont, einem „Ardennerdreckneſt", wie ich es in einem Feldpostbrief drastisch bezeichnete. Ich kam mit dem größeren Teil meiner Obermannschaft zu armen Bauersleuten, die selbst nichts zu nagen und zu beißen hatten. Wohl aber war in ihrem Haus ein großer Backofen, und darauf bauten wir alsbald unseren Plan. Es gelang mir, eine ziemliche Quantität Mehl zu kaufen; einem biederen Bäckerburschen aus Tübingen, der zu der Obermannschaft gehörte, lachte das Herz vor Freude, daß er wieder einmal in seinem Handwerk tätig sein dürfe, und ich hatte nur noch große Mühe, Sauerteig aufzutreiben, namentlich deshalb, weil ich den französischen Ausdruck dafür (levain) nicht kannte und den Leuten nur durch die umständlichen Umschreibungen klarmachen konnte, was ich wollte. Endlich war auch das glücklich erreicht, und wohlgeknetet und -geformt prangte bald der Teig in den Backkörben. Wie sehr freuten wir uns auf unser eigenes Brot! Gerade daran hatte es uns ja seit Sermaize und namentlich auch noch bei Sedan fast gänzlich gefehlt. Guten Mutes besuchte ich die Freunde von der 7. Kompagnie und versprach in der Freude meines Herzens auch ihnen jedem einen halben Laib. Aber wie groß war mein Schrecken, als bei meiner Rückkehr ins Quartier die Leute mit verdutzten Köpfen herumstanden und sich in schweren Injurien über den Regimentsquartiermeister Currlin ergingen. Sie erzählten, derselbe sei gekommen und habe den Teig samt den Körben durch seine Schergen wegtragen lassen und dabei gesagt: „Was braucht ihr Extrabrot, wenn das Regiment nicht genug hat!" Auch ich habe dem Mann ob dieser Untat

lange gegrollt und schon aus Rachegefühl mir späterhin, namentlich vor Paris, gar manches Mal kein Gewissen daraus gemacht, ihn, so oft es unbemerkt geschehen konnte, von seinen oft überreichen Vorräten an Wein und Brot zu erleichtern. Zehn Jahre später vereinte mich das Schicksal mit unserem früheren Regimentsquartiermeister, der inzwischen württembergischer Finanzrat geworden war, in demselben Kollegium. Hier habe ich indessen durch das, was er als Regimentsquartiermeister an uns gesündigt, mich nicht abhalten lassen, recht gute Freundschaft mit ihm zu schließen.

Ziemlich früh wurde am 4. September in Villiers sur Mont aufgebrochen. Auf guter Straße hatten wir die weite, mehr als 40 Kilometer lange Wegstrecke nach dem freundlichen Städtchen Rethel zurückzulegen. Dort kam ich in ein gutes Quartier zu einer alten Witwe. Am folgenden Tag ging es nach Warméville, wohin unsere Kompagnie auf zwei Tage zur Bedeckung des Armeehauptquartiers des Kronprinzen von Preußen detachiert war. Ich kam mit 40 Mann zu Bauersleuten, bei denen wir in eine enge Scheune eingepfercht wurden.

Nach einem Rasttag hieß es, unser nächstes Quartier sollte die alte französische Krönungsstadt Rheims sein, welche keine 4 Stunden entfernt war. Überdies machte man uns Hoffnung, die Einquartierung werde mit Verpflegung durch die Bürger erfolgen, so daß man einmal der Umständlichkeiten des Fassens, Verteilens und Zubereitens der Lebensmittel überhoben wäre. Wirklich kamen wir unter abwechselnd regnerischem und schönem Wetter auch bald hinein in die schöne Stadt mit der herrlichen Kathedrale und den schönen Palästen und durften vor dem König von Preußen, der dort sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, vorbeidefilieren. Aber dann ging es zum anderen Ende der Stadt

hinaus, und durch prächtige Obstgärten und Rebengelände kamen wir in ein etwa 2 Stunden von Rheims entferntes Winzerdorf namens Ecueil. Wir waren indessen beschieden geworden; in einem Brief nach Hause erkannte ich mit Dank an, daß wir wenigstens durch die Stadt geführt worden waren und nicht, wie bei Nancy, um dieselbe herum. Die Quartiere in Ecueil waren besser, als man erwartet hatte. Die Einwohner waren freundlich und entgegenkommend, und das schöne, patriarchalische Familienleben unserer Hauswirte und der Nachbarn machte den wohltuendsten Eindruck. Auch hier sprachen sich die Alten für eine orleanistische Restauration aus, während die Jungen für die Republik schwärmten, von deren Proklamation die Nachricht bereits in diese rebumkränzten Gaue gedrungen war.

Es war in Aussicht genommen, daß das Bataillon einige Tage in Ecueil bleiben sollte. Allein am Freitag, den 9. September, ertönte auf einmal gegen 4 Uhr nachmittags der Generalmarsch, und unter strömendem Regen ging es im Eilmarsch nach Epernay. Diese Stadt sollte durch eine Einquartierung dafür gestraft werden, daß einige Tage vorher ein deutscher Offizier daselbst getötet worden war. Mit einem Offizier und einigen anderen Unteroffizieren wurde ich vorausgeschickt, um Quartier zu machen, aber nicht für die eigene, sondern für eine andere, die 5. Kompagnie. Das war, gänzlich unangemeldet, wie wir kamen, und um 10 Uhr nachts, keine leichte Aufgabe. Auf der Mairie wurde mir ein ortskundiger Mann beigegeben. Mit ihm ging ich in die Gegend der Stadt, die mir zugewiesen war. Eine Wirtschaft war noch offen. In diese trat ich zuerst ein und kündigte dem Wirt, der mich sprachlos anstarrte, an, in einer halben Stunde werde er 10 Mann ins Quartier bekommen. Einigen Billard spielenden Franzosen nahm ich die Kreide

vom Tisch weg und machte mich dann an die Arbeit. Mit dem Gewehrkolben klopfte ich an ein Haus nach dem andern, und nach kurzer Rücksprache mit den mich in immer größerer Zahl begleitenden Franzosen schrieb ich mit Kreide die Zahl der Unteroffiziere und Soldaten, die in jedes Haus kommen sollten, sowie die Nummern des Regiments und der Kompagnie an die Tür. Mit diesem summarischen Verfahren wurde ich eben fertig, als das Bataillon einmarschierte. Ich geleitete die Kompagnie in ihre Quartiere, und erst nachdem diese glücklich versorgt war, fiel mir ein, daß ich für mich noch keine Unterkunft hatte. Da ich nicht wußte, in welcher Gegend meine eigene Kompagnie lag, so quartierte ich mich mit einem Unteroffizier, mit dem ich zufällig zusammentraf, in einem Café bei zwei alten vergilbten Jungfrauen ein, die erst nach langem Klopfen mit Zittern und Zagen die Pforten ihres Hauses öffneten, uns indessen vortrefflich bewirteten und uns auf dem Billard mit Matrazen ein bequemes Nachtlager bereiteten.

Am andern Tag kam ich auf die Bahnhofswache und von da zu dem Direktor der Gasfabrik, einem ehemaligen französischen Hauptmann, der bei Sebastopol mit dabei gewesen war. Er lud mich zum Abendessen ein und setzte mir in die Länge und in die Breite auseinander, daß Paris für uns uneinnehmbar sei. Fast noch besser als mit ihm stellte ich mich mit seiner Frau und seinem munteren, etwa zehnjährigen Töchterchen, mit denen ich behaglich plaudern konnte.

Am andern Morgen mußte ich abermals umziehen in ein von seinen Einwohnern gänzlich verlassenes Haus, in welchem bereits etwa 12 Mann meiner Obermannschaft untergebracht waren. In dem Parterre war eine Schreinerwerkstätte; die Wohnräume waren gänzlich leer. Ich richtete mir im ersten Stock, so gut es eben ging, ein Zimmer ein

und begab mich abends mit meinen Freunden in ein feines Restaurant. Seit Sermaize saßen wir zum ersten Male wieder an einem ordnungsmäßig gedeckten Tisch; eine bessere Restauration hatten wir seit Stuttgart nicht mehr gesehen. Unser Diner mit Suppe, Beefsteak, Omelette und Nachtisch, gewürzt durch feurigen Burgunder, erschien uns deshalb als ein ganz unerhörter Luxus; wir entwickelten in Vertilgung der trefflichen Erzeugnisse der französischen Küche eine Leistungsfähigkeit, die wirklich staunenerregend war. Bald perlte auch der Champagner in den Gläsern, und preußische Husaren, die ihrem Regiment nachreisten, saßen mit uns in froher Runde. Sie lehrten uns mit Eifer sämtliche Verse der Wacht am Rhein, von der wir bis dahin immer noch nicht viel mehr als den Refrain gekannt hatten.

Heiter und zufrieden suchte ich mein Quartier auf und gedachte, mich schleunigst auf dem Strohlager für die leidigen Exerzierübungen zu stärken, die am andern Morgen in aller Frühe beginnen sollten. Zu meiner Verwunderung waren indessen meine Leute noch nicht zu Bette, und ich merkte bald, daß etwas Besonderes vorging. Kaum hatte ich mich niedergelegt und das Licht gelöscht, so wurden in dem Nebenzimmer unterdrückte Stimmen und ein sonderbares Klirren vernehmbar. Ich ging hinüber und sah nun in der schönen Mondscheinnacht eine unbeschreiblich komische Szene sich abspielen. Hinter unserem Haus war ein etwa 3 Meter breiter, nicht sehr tiefer Fabrikkanal. Jenseits desselben befand sich ein Garten und in demselben ein Düngerhaufen. An diesem letzteren hatten unsere Soldaten während des Tags einen Franzosen hantieren sehen. Als sie gegen Abend die Sache näher untersuchten, fanden sie in demselben ein ganzes Lager von Champagnerflaschen verborgen. Um leicht und trockenen Fußes hinüber und herüber zu gelangen, hatten die Soldaten eine Hobelbank mitten

in den Kanal gestellt, Bretter und Leitern darübergelegt und trugen nun im Schein des Mondes Arme voll Champagnerflaschen herüber in unser verlassenes Haus. Bald hatten wir gegen 100 Flaschen beisammen. An der Rechtmäßigkeit des Erwerbes zweifelten wir keinen Augenblick. Hätte der Mann seine Sachen ruhig in seinem Keller gelassen, so wären sie vor uns sicher gewesen. Das ungerechtfertigte Mißtrauen aber, das er gegen die Deutschen bekundete, indem er den Wein vergrub, war entschieden eine Beleidigung, welche gestraft werden mußte.

In den nun folgenden Tagen hatte die 3. Obermannschaft der 8. Kompagnie ein herrliches Leben. Statt Kaffee und Wasser den ganzen Tag nichts als Champagner; nicht selten knallten bei dem täglichen Exerzieren die Pfropfen der Feldflaschen, so daß die Offiziere verwundert fragten, was denn die Leute für Getränke in ihren Flaschen haben. Wir hielten unseren Fund so viel als möglich geheim, doch ließ ich mir's nicht nehmen, den Freunden von unserem Überfluß mitzuteilen. Einer derselben war bei einem Spezereihändler einquartiert, und bei Champagner und Gesang verlebten wir in der Familie des letzteren einen behaglichen Abend. Ganz besonders erfreuten wir uns an dem kaum über 12 Jahre alten Töchterchen des Hauses, das mit seinem Stimmchen und echt französischer Lebendigkeit und Koketterie nicht müde wurde, uns die Marseillaise und andere Lieder und Liedchen zum besten zu geben, von denen namentlich eines, das mit den Worten begann: „Ah si j'étais grande dame", unseren besonderen Beifall fand.

Die vier Rasttage in Epernay, wenn sie auch durch fortwährendes Exerzieren und Revidieren nicht eben versüßt wurden, taten der Mannschaft wohl. Der erleichterte Verkehr mit der Heimat brachte uns auch sonst wieder mehr auf das laufende. Mit Interesse studierten

wir die an allen Straßenecken angeschlagene Proklamation der am 4. September an die Stelle Napoleons und der Kaiserinregentin getretenen Regierung der Nationalverteidigung. Der Schlußsatz dieses Schriftstücks: „Morgen werdet Ihr mit der Armee die Rächer des Vaterlandes sein!“ schien darauf hinzuweisen, daß man noch nicht am Ende der Kämpfe angelangt sei, eine Aussicht, die uns mit nicht geringer Befriedigung erfüllte.

Am 13. September wurde der Vormarsch gegen Paris angetreten, immer entlang dem Stromlauf der Marne mitten durch die herrlichen Fluren, Rebgelände und Obstgärten der Champagne. Die prächtige Gegend erinnerte sehr an unser heimisches Neckartal. In einem Brief verglich ich die malerischen Hügelketten, welche, fast ganz von Weinbergen übersät, bis dicht an die Ufer der an Windungen reichen Marne herantreten, mit der Gegend bei unserer alten Reichsstadt Eßlingen. An den herrlichen, oft pfundschweren Birnen, an den saftigen Trauben und an den delikaten Pflaumen, Mirabellen, Aprikosen, Pfirsichen ꝛc. konnten wir uns nicht genug satt essen. Wohl waren sie noch nicht alle ganz reif, allein die heimische Schokolade und der reichlich zu erlangende Rotwein genügten, um etwaigen nachteiligen Folgen vorzubeugen.

Nicht selten waren die Brücken über die Marne gesprengt, so daß die Marschkolonne oft auf schlechten Seitenstraßen und nicht unbeträchtlichen Umwegen den Windungen der Marne folgen mußte. Die Quartiere waren bis auf einige Tagemärsche vor Paris meist in größeren, wohlhabenden Ortschaften, in denen trotz der in zahllosen Mengen durchziehenden Truppen für Geld und gute Worte stets noch etwas zu haben war. Auch die Requisitionen des Regiments wurden ergiebiger, und die Feldpost brachte mehr und mehr neben den Briefen auch Pakete. So gewöhnte man sich bald

an einen gewissen Wohlstand. Ich speziell wurde am 15. September in Esommes, einem kleinen Städtchen in der Nähe von Chateau-Thierry, hoch erfreut durch eine große Kiste, welche mir namentlich die seit Wörth in mehr als einem Dutzend von Briefen und Postkarten herbeigesehnten wasserdichten Normalstiefel brachte, in der Tat ein in jeder Hinsicht vollendetes Meisterwerk der Stuttgarter Schuhmacherkunst, wohl geeignet, den Strapazen auch des längsten Feldzuges zu trotzen.

Noch fünf Tagemärsche hatten wir bei meist heißem Wetter zurückzulegen, bis wir vor Paris ankamen. In Dormans, Esommes, Signy-Signet, Nanteuil les Meaux und in Torcy (eine Stunde westlich von Lagny) waren wir der Reihe nach einquartiert. Alles war in gehobener Stimmung, kam man doch dem Ziel unserer Wünsche, der französischen Hauptstadt, immer näher! Großen Spaß machte es unsern Soldaten, wenn sie unter den mageren Klängen unserer Musik durch die Ortschaften marschierten, den Leuten zuzurufen: „Maintenant à Paris! Napoléon caput! Français caput! Paris caput!“ und ähnliches. Auch das schon früher erwähnte: „Malheur pour nous comme pour vous“, sowie die regelmäßigen Klageworte: „Nous sommes trahis, vendus, perdus“! schallten immer wieder aus dem Munde der zahlreichen Spaßmacher der Kompagnie den verblüfft am Wege stehenden Franzosen entgegen. Dabei war die breite Heerstraße dicht bedeckt mit marschierenden Truppen und meist von doppelten, nicht selten auf kurze Zeit sogar von dreifachen Kolonnen in Anspruch genommen. Abteilungen aus den verschiedensten Teilen des deutschen Vaterlandes kamen hier zum erstenmal miteinander in Berührung. Von den Pferden, von den Kanonen herab wurde den Infanteristen die Bruderhand gereicht und: „Auf Wiedersehen in Paris!“ war der Gruß und die Losung aller.

Je näher man der französischen Hauptstadt kam, desto mehr waren die Ortschaften entvölkert. Schon in Nanteuil war man wieder so ziemlich auf das angewiesen, was man vom Regiment faßte. Allein unsere findigen Soldaten hatten es bald heraus, daß die geflüchteten Einwohner ihre reichen Weinvorräte unmöglich mitgenommen haben konnten. Nicht lange stand es an, so wurden aus dem Garten des Hauses, in dem wir lagen, große Mengen von Flaschen herausgegraben. Auch Mehl und Speck fand sich vor, und unser Obermannschaftsbäcker bereitete uns herrliche Pfannkuchen, bei denen man sich freilich die Eier hinzudenken mußte. Auch ihr ganzes Porzellangeschirr ꝛc. hatten die guten Leute vor ihrer Flucht vergraben, und es gewährte den Soldaten ein kindliches Vergnügen, die Teller, Schüsseln und Gläser in schönster Ordnung wieder in die Schränke zu stellen. Ein Mann meiner Obermannschaft fand sogar eine Blechkapsel mit einer beträchtlichen Anzahl von Wertpapieren. Diese wurden dem Maire des Orts ausgehändigt, welcher die Ehrlichkeit des Mannes mit einem Geschenk von 80 Frcs. belohnte.

In Torcy waren wir nur noch wenige Stunden von den im Südosten von Paris gelegenen Forts entfernt, und am 19. sollte die Einschließung von Paris vollzogen werden. Der württembergischen Division war auf dem rechten Flügel der 3. Armee die Linie Ormesson—Noisy le Grand zur Beobachtung angewiesen. Nach links (Westen) hatte sie Verbindung mit dem VI. Korps, nach rechts (Nordosten) mit den Sachsen, welche am rechten Ufer der Marne standen.

Während das Gros der Brigade zur Besetzung der Dörfer Villiers sur Marne, Noisy le Grand, Coeuilly, Ormesson und Chennevières vormarschierte, hatte unser Zug als Seitendeckung gegen das an der Marne gelegene Dorf Gournay, wo unser Pionierkorps eine Brücke über die

Marne zu schlagen hatte, vorzugehen und daselbst Feldwache zu beziehen. Dort lagen wir vom 19. bis 23. September, also drei Tage und Nächte hintereinander; doch hatte dieser erste Vorpostendienst keinen sehr kriegerischen Charakter. Wir vertrieben uns die Zeit durch Errichtung eines großen Kreisfeuers; ferner requirierte man in dem nahen Champs und in vereinzelten Gehöften Wein, Brot, Fleisch, Hafer für unsere Meldereiter und anderes. Bei diesen Streifzügen kamen wir auch in eine mitten im Walde gelegene Meierei, in der wir namentlich Hafer zu finden hofften. Vergebens hatten wir alles durchsucht, als wir endlich auf dem Speicher des Wohnhauses auf eine verschlossene Türe stießen. Je eifriger der Hausherr uns versicherte, daß auch dort lediglich nichts für Mensch oder Vieh Eßbares zu finden sei, desto größer wurde unsere Zuversicht, endlich die gesuchten Schätze gefunden zu haben. Als er nun vollends behauptete, den Schlüssel verlegt zu haben, sprengten wir ungeduldig mit Gewehrkolben und Beilen die dünne Bretttüre. Allein wer beschreibt unser Erstaunen und das homerische Gelächter, das sich erhob, als wir die Kammer gänzlich leer fanden, bis auf e i n e Ecke, aus welcher todesbleich und am ganzen Leibe zitternd wie ein Espenlaub eine hübsche junge Französin uns entgegenstarrte. Ritterlich übergaben wir das schwer geängstigte Mädchen in die Arme des Vaters, der sich mit gerührtem Dank von uns verabschiedete, als wir bald darauf den Rückweg antraten.

Vom Feind war auf unserer Feldwache nichts zu sehen; man hätte deshalb fast glauben können, wir befänden uns mitten im Frieden, wenn nicht von Zeit zu Zeit vereinzelte Kanonenschüsse von den Pariser Forts und entferntes Kleingewehrfeuer uns daran erinnert hätten, daß vor uns sich ernstere Dinge vorbereiteten. Wir erfuhren auch, daß die anderen Kompagnien unseres Bataillons in Brie sur Marne

von Znaven und Mobilgarden vom jenseitigen Ufer der Marne aus und aus den Häusern des Orts selbst von Einwohnern beschossen worden seien, und daß man deshalb vier Zivilisten standrechtlich behandelt und den Ort zum Teil in Brand gesteckt habe.

Am Mittag des 23. September stießen wir wieder zu der Kompagnie und bezogen für die nächsten drei Tage Standquartiere in Villiers sur Marne, dessen Einwohner fast sämtlich geflüchtet waren. So gut als möglich suchten wir in den verlassenen Häusern uns einzurichten. Auch die Nachforschungen nach vergrabenen Weinlagern wurden aufs emsigste betrieben, soweit die Revisionen und die Schanzarbeiten dies zuließen. Um jene Zeit verloren wir unsern strengen, aber tüchtigen Bataillonskommandeur, Oberstleutnant von Brandenstein, welcher das Kommando des 1. württ. Jägerbataillons übernahm. An seine Stelle trat der bisherige älteste Hauptmann des 7. Infanterieregiments, Major Schäffer.

Eine große Freude brachte der 26. September. An diesem Tag traf nämlich der erste Nachschub aus der Heimat ein, bei dem sich zahlreiche Freunde vom Stuttgarter Polytechnikum und Gymnasium, sowie von der Universität Tübingen befanden. Auch von unserem Sonderbund waren mehrere darunter: einer, Theodor Schön-leber (jetzt Geh. Baurat in Dresden), kam mit seinem Bruder Max (am 2. Dezember gefallen) in meine Kompagnie und Obermannschaft, ein anderer, der schon am Schluß des ersten Kapitels erwähnte Gustav Mayer, kam in die 7. Kompagnie, welcher auch mein nachmaliger Freund und Studiengenosse, der noch nicht 18 Jahre alte Karl Weizsäcker aus Tübingen (jetzt Ministerpräsident in Stuttgart), zugewiesen wurde. Auch dem 1. Jägerbataillon und den in der Nähe kampierenden Batterien der Artillerie waren

einige Freunde zugeteilt, so daß nachgerade eine ziemlich beträchtliche Zahl von Genossen des Bundes beisammen war.

Ganz besonders erfreut aber wurden wir durch das unerwartete Erscheinen unseres Freundes Adolf Blezinger, eines „alten Herrn" unserer Gesellschaft mit dem Kneipnamen „Hettel" (jetzt Zivilingenieur in Duisburg). Dieser war als Hüttentechniker in Westfalen angestellt. Im Frühsommer 1870 hatte er einige Wochen bei seinen Eltern in Stuttgart zugebracht und durch seine heitere Liebenswürdigkeit und seinen unerschöpflichen Humor unser aller Herzen gewonnen. Er hatte uns in die Geheimnisse des Skatspiels eingeweiht. Der Ausdruck: „Han ihm auf den Platenkopp", mit dem er gern das Abfangen eines blanken Zehners begleitete, war bei uns geflügeltes Wort geworden. Als nun einige Monate nachher der Krieg ausbrach, war es unser erstes, nach Hattingen an der Ruhr zu telegraphieren: „Hettel! Han sie auf den Platenkopp!" Unser braver Freund nahm die Aufforderung buchstäblich. Obwohl längst nicht mehr kriegsdienstpflichtig, wußte er nichts Schleunigeres zu tun, als Reisbrett und Lineal an die Wand zu werfen und stehenden Fußes nach Stuttgart zu eilen, um dort als Freiwilliger sich einreihen zu lassen. Leider kam er in ein anderes Bataillon, so daß der Verkehr mit ihm einigermaßen erschwert war.

Für uns Einjährige und Freiwillige, die wir bis jetzt doch nur ein kleines Häuflein gebildet hatten und in Reih und Glied voneinander getrennt standen, war die Ankunft des Nachschubs aus der Heimat von der größten Wichtigkeit. Wohl vertrugen wir mit der Mannschaft und den Unteroffizieren uns durchweg aufs beste; allein bei der Verschiedenheit des Bildungsgangs und des gesamten Ideen- und Interessenkreises vermochte der ausschließliche Verkehr mit diesen auf die Dauer uns doch nicht zu genügen. Wir

sehnten uns allmählich nach dem Umgang mit Genossen, welche uns geistig und gesellschaftlich näherstanden. So begrüßten wir jubelnd das Eintreffen der Freunde aus der Heimat. Freudig verteilte ich unter die ermatteten Ankömmlinge, was ich an Wein und Zigarren noch besaß. Glückselig schrieb ich in mein Tagebuch: „26. September Exerzieren. Ankunft der Ersatzreservisten. Freudentag!"

VII.

Zwei Monate auf Vorposten am Ufer der Marne vor Paris.

So war man denn endlich vor der französischen Hauptstadt angelangt und schaute mit verlangenden Blicken von der Hochfläche Noisy-Villiers über die Wälle und Zinnen der Vorwerke von Nogent und Rosny hinüber nach den Türmen und Kuppeln der Kirchen und Baudenkmale von Paris. Deutlich unterschied das Auge die mächtigen Kuppeln des Pantheon und des Invalidenhotels, die Türme von St. Jaques und Notre Dame und den riesigen Block des Arc d'Etoile, die bei günstiger Abendbeleuchtung malerisch aus dem fernen blauen Häusermeer hervorragten und einen prächtigen Anblick gewährten. Seit wir am 4. August den Rhein überschritten hatten, waren wir in 23 Marsch- und 5 Rasttagen bis Sedan und von da in 11 Marsch- und 7 Rasttagen (die 5 Rasttage bei Rheims und in Epernay mit inbegriffen) bis vor Paris gekommen. Hier wartete unser eine von der bisherigen wesentlich verschiedene Art der kriegerischen Tätigkeit, der Dienst auf Vorposten im Angesicht der belagerten Festung. Auch dieser Dienst brachte manche Schwierigkeit und Anstrengung, namentlich war er

bei der fortwährenden unmittelbaren Nähe des Feindes nicht selten mit persönlicher Gefahr verbunden. Überdies machte jetzt die Ungunst der Jahreszeit, die allmählich von dem Herbst in den Winter überging, mehr und mehr sich fühlbar. Allein uns „Alten", die wir auf den eben aus der Heimat angelangten Nachschub mit dem hochmütigen Wohlwollen altgedienter Feldsoldaten gegenüber von Rekruten herunterfahen, erschienen doch die beiden nun folgenden Monate der Belagerung vor Paris viel weniger anstrengend und aufreibend als die unaufhörlichen Märsche und Biwaks, welche wir bisher durchzumachen gehabt hatten.

Es würde zu weit führen, wollte ich auch hier die Zeitfolge festhalten und eine fortlaufende Darstellung unserer Erlebnisse geben. Doch dürfte ein kurzer Überblick über unsere Aufgabe und Tätigkeit als Teil der Belagerungsarmee und über die Leiden und Freuden der Mannschaft auf den Vorposten immerhin einiges Interesse gewähren. Bezüglich der örtlichen Verhältnisse kann auf das nachstehende Kärtchen verwiesen werden.

Gelände bei Villiers und Champigny.

Geograph Anstalt von Wagner & Debes, Leipzig

1:200000 1 2 3 4 5 6 7 8 9 Kilometer

Die 1. Brigade der württembergischen Felddivision hatte die Aufgabe, die Linie Noisy le Grand—Bric—Villiers—Champigny zu besetzen und gegen etwaige Angriffe von seiten der Belagerten zu halten. Anfangs war auf der ganzen Linie, auch auf dem am meisten gegen Paris vorspringenden Teil der Halbinsel von Joinville, die Marne zwischen den beiderseitigen Vorposten. Dieser Umstand, sowie die natürlichen Vorteile, welche der steil abfallende Rand der Hochfläche Noisy—Villiers—Coeuilly—Chennevières für die Verteidigung darbot, waren die Ursache, daß im Vergleich zu anderen Teilen der Einschließungslinie nur verhältnismäßig wenig zur künstlichen Verstärkung der Verteidigungsstellung geschah. Doch wurden die Mauern der Parke von Noisy, Villiers und Coeuilly mit Schießscharten und Brustwehren versehen; ferner wurden in der Nähe der für die Artillerie vorbereiteten Geschützstände Schützengräben errichtet und auch sonst noch einige kleinere Arbeiten zum Schutze der Vorposten ausgeführt.

Die Vorposten der Brigade standen in acht Feldwachen von Noisy bis hinter Champigny, dem Ufer der Marne entlang, die Feldwachen selbst etwas weiter zurückgezogen. Anfangs wurde alles mit einer gewissen ängstlichen Vorsicht ausgeführt. Die Feldwachen waren zum Teil mitten auf dem Felde; es durfte kein Licht gebrannt werden, und wenn die Franzosen mit Scheinwerfern die ganze Gegend beleuchteten oder aus den Kanonen ihrer Forts und Redouten ihre großen Granaten herüberfandten, welche mit mächtigem Zischen da und dort einschlugen und sich donnernd entluden, so warf sich alles glatt auf den Boden, bis es wieder ruhig wurde. Auch lauschte man mit andächtiger Verwunderung dem nicht endenwollenden Lärm der französischen Trommler, Hornisten und Pfeifer, welche auf den benachbarten Forts mit unglaublicher Ausdauer bis in die

spätе Nacht hinein ihr an sich schon wenig melodisches Spiel durcheinander klingen ließen. Rasch indessen gewöhnte man sich an alles. Man richtete sich behaglicher ein und ließ sich nicht so leicht mehr stören. Die Feldwachen wurden in Häuser verlegt, in denen meist ungeniert Licht gebrannt werden durfte. Auch durch die nächtliche Beleuchtung mit den elektrischen Scheinwerfern und das Rasseln der Granaten ließ man sich kaum mehr beunruhigen. In der Tat ist ja auch für unsere Vorposten das Feuer der französischen Verteidigungsgeschütze keineswegs gefährlich gewesen. Sind doch nach einer Berechnung unseres damaligen Brigadeadjutanten von Schmid, welcher den Anteil der 1. württembergischen Feldbrigade an dem Kriege in einer verdienstvollen Schrift beschrieben hat, von den 10 000 bis 15 000 Granaten, mit welchen während der Belagerung die württembergischen Vorposten beworfen wurden, im ganzen nicht mehr als sechs Mann verwundet und nur einer getötet worden.

Während der ersten sechs Wochen, bis zum 17. November 1870, war unserem Regiment als Vorpostenlinie das Marneufer von Noisy bis zum Südrand von Brie zugewiesen. Die Alarmquartiere des Regiments waren in Noisy le Grand. Dabei war der Dienst so geregelt, daß die beiden Bataillone des Regiments sich immer nach Verfluß einiger Tage wechselseitig ablösten. Dasjenige Bataillon, welches auf Vorposten war, hatte mit zwei Kompagnien vier Feldwachen, welche vom rechten Flügel ab numeriert waren, und zwei sogenannte Unteroffizierspostеn zu geben. Die beiden andern Kompagnien lagen auf Replis in Baracken oder Scheunen, welche etwas weiter zurück für den Bereitschaftsdienst besonders eingerichtet waren. Als Rottenmeister mußte ich nicht mehr auf Posten, dagegen war es regelmäßig meine Aufgabe, auf der Feldwache die Ablösung der

Vorposten und auf den Replis den Patrouillengang einzurichten und zu leiten.

Die Feldwachen waren, sowohl was die Bequemlichkeit als was die Gefährlichkeit anbelangt, keineswegs alle gleich. Am wenigsten den feindlichen Schützen vom andern Marneufer ausgesetzt waren diejenigen auf dem rechten Flügel, zwischen Brie und den von Noisy an die Marne abfallenden Weingärten, ebenso eine Feldwache in Brie selbst in der Nähe der Brücke nach Nogent sur Marne. Weniger behaglich war es auf den unterhalb Brie an der Marne aufgestellten Feldwachen. Diesen gegenüber waren immer eine größere Anzahl von Franzosen teils in Uniform, teils in Zivil tätig, welche trotz der Entfernung von über 600 Meter eifrig auf alles schossen, was sich irgend bei uns zeigte. Anfangs wurde das Feuer von unsern Leuten lebhaft erwidert, und auch ich habe wiederholt auf der Lauer gelegen und aus einem der Chassepots, die, weil sie weiter und sicherer trugen als unsere Zündnadelgewehre, auf jeder Feldwache zu haben waren, mehrere Kugeln über die Marne hinübergejagt. Ich glaube jedoch ziemlich bestimmt versichern zu können, daß ich damals kein Blut vergossen habe, so wenig als die fünf oder sechs Kugeln mir etwas zuleide taten, welche eines schönen Morgens nach mir über die Marne herübergeschickt wurden, als ich, das Gewehr über den Rücken umgehängt, unter den Strahlen der kaum aufgegangenen Sonne sorglos der Marne entlang schlenderte, um die Posten zu visitieren. Ich will jedoch nicht leugnen, daß ich mich schleunigst in Galopp setzte, um mein teures Leben in Sicherheit zu bringen, als die Kugeln an mir vorbeipfiffen und in die Parkmauer hinter mir einschlugen.

Übrigens lief es doch nicht immer ganz ohne Verluste ab. Bei einem solchen Scharmützel am 10. Oktober wurde ein Soldat meiner Obermannschaft, nachdem er selbst von

seinem Schützengraben aus seinen ganzen Munitionsvorrat verbraucht und vor den Augen des Leutnants zwei Franzosen niedergestreckt hatte, durch einen Schuß in die Stirne getroffen. Er war der erste von unserem Regiment, der vor dem Feinde fiel. Tags darauf wurde er unter dem Donner der Kanonen der Pariser Forts auf dem Kirchhof von Noisy le Grand feierlich bestattet. Von dem Brigadekommando aber kam infolge dieses Vorfalls der gemessene Befehl, daß in Zukunft nur noch aus besonderen Gründen geschossen werden dürfe. Dagegen wurden die Posten zum Schutze gegen das feindliche Gewehrfeuer eingegraben.

Infolge der uns auferlegten Zurückhaltung wurden die Franzosen immer frecher. Ganze Trupps plänkelten nicht selten gegen das Marneufer vor und schossen ungezählte und ungezielte Kugeln über die Marne herüber. Da machten sich dann unsere Soldaten gerne das Vergnügen, eine mit Stroh ausgestopfte Puppe an einen Stock zu binden und an einem weithin sichtbaren Platze über eine Parkmauer emporzuhalten. Wenn dann die Franzosen unter vielem Lärm und Geschrei Hunderte von Kugeln nach dem vermeintlichen Feind herübersandten, so rieben unsere Leute in ihrer gedeckten Stellung sich die Hände voll Vergnügen über den gelungenen Spaß.

Noch eine andere Erscheinung erregte die größte Verwunderung unserer Vorposten. Von Mitte Oktober ab zeigte sich fast jeden Tag eine Menge von Männern in blauen Blusen und auch Frauen, welche eifrigst die Kartoffeln, Gemüse ꝛc. auf den Feldern sammelten und dieselben in Kärren, Säcken oder großen Bündeln wegführten. Hier war es schwer, der Versuchung zu widerstehen, diesen Leuten dann und wann eine Kugel über die Köpfe zu jagen, denn es gewährte einen zu possierlichen Anblick, wie sie dann allemal angstvoll übereinander pur-

zelten und, regungslos am Boden liegend, sich von ihrem Schrecken zu erholen suchten. Doch die Ruhe dauerte nicht allzu lange. Sobald es ruhig geworden war, erhob einer nach dem andern den Kopf, und bald wimmelte es wieder in den Kartoffelfeldern und Krautäckern wie in einem Ameisenhaufen. Waren unsere Vorposten schlechter Laune, so feuerten sie wohl auch häufiger und zielten auf die Leute selbst. Dann kam es nicht selten vor, daß diese, alles im Stiche lassend, über Hals und Kopf nach der Stadt zurückeilten.

Als Beweis für die humane Gesinnung der obersten Heeresleitung der deutschen Armee mag übrigens hier angeführt werden, daß wegen dieser Kohlsucher ein besonderer Befehl herauskam, welcher allgemein der persönlichen Einwirkung des obersten Kriegsherrn zugeschrieben wurde. Hiernach waren die Vorposten anzuweisen, auf die Leute nicht zu schießen, sondern wenn sie zu nahe herankommen, ihnen zu winken, daß sie zurückgehen sollen. Erst wenn sie auf wiederholtes Winken keine Folge leisten, hieß es in dem Befehl, solle über ihre Köpfe hinweggeschossen werden. Damals habe ich mir freilich nicht träumen lassen, daß von den unter solchen Fährlichkeiten geernteten Kartoffeln und Krautköpfen ein gutes Teil mir selbst in dem Lazarett von St. Maur zugute kommen werde.

Von Mitte Oktober ab steigerte sich die Beunruhigung unserer Vorposten ganz wesentlich. Zu den Kanonen bei den Forts Nogent und Rosny gesellten sich diejenigen der Redouten von St. Maur, von Gravelle und Faisanderie, welche fast vor unseren Augen errichtet worden waren. Bei dem Dorf Nogent gegenüber von Brie und bei St. Maur waren überdies Mitrailleusen stationiert, welche mit einer gewissen Regelmäßigkeit ihre Geschosse über die Marne herübersandten. Da unsere Artillerie beharrlich stumm

blieb, so wurden die Franzosen immer kühner. Bei schönem Wetter konnte man deutlich sehen, wie eine ganze Menge von Zuschauern sich in den Redouten herumtrieb. Unsere Offiziere wollten sogar mit dem Fernrohr beobachtet haben, wie jüngere Pariserinnen eigenhändig Mitrailleusen gegen uns abfeuerten. Auch das vermehrte Geschützfeuer vermochte uns indessen nicht ernsthaft zu belästigen. Wenn das eigentümliche Knarren und Poltern der Mitrailleusen sich hören ließ, so pflegten unsere Soldaten nur zu sagen: „Jetzt laden sie drüben wieder Steine ab!“

Eine größere Rekognoszierung wurde von den Franzosen am 21. Oktober von Joinville aus gegen das in Champigny stehende 7. Infanterieregiment und das 2. Jägerbataillon unternommen. Der Feind wurde jedoch ohne Mühe zurückgeworfen. Von unserem Regiment war nur ein Zug des 1. Bataillons beteiligt, von dem ein Mann verwundet wurde; das 7. Regiment und das 2. Jägerbataillon hatten einen Verlust von zusammen 6 Toten und 34 Verwundeten.

Neben dem ordentlichen Dienst in der Postenkette und auf der Patrouille hatte der Soldat, während das Bataillon auf Vorposten war, noch eine andere, mehr oder weniger private Aufgabe zu erfüllen, das Suchen nach Wein und anderen Lebensmitteln. Hier boten die verlassenen Dörfer und Landhäuser eine unerschöpfliche Fundgrube. Meist indessen waren die Weinfässer und die oft überreichen Flaschenvorräte sorgfältig verborgen und konnten nach langem Suchen und Graben nur von den gewandtesten und schärfsten Spürnasen der Kompagnie aufgefunden werden. In den Gärten bedienten sich diese Schatzgräber meist einer Gießkanne; denn wo das Wasser rascher eindrang, da konnte man sicher annehmen, daß etwas vergraben war. In den Häusern und Speichern aber wurde mit Beil und Pickeln in die durch Bretterwände oder regelrechte Mauern ver-

deckten Lagerräume der Weg gebahnt. Auch weite Streifzüge, selbst zu Nachen, wurden auf die Inseln der Marne unternommen. So verging fast kein Vorpostentag, an dem nicht reichliche Funde die Möglichkeit gewährt hätten, jeden einzelnen Mann mit trefflichem, Herz und Magen stärkendem Wein zu versehen, ein Umstand, der ganz wesentlich zur Erhaltung eines günstigen Gesundheitszustandes beitrug.

Nach vier- bis achttägigem Dienst in der Vorpostenlinie zog sich das Bataillon in die Alarmquartiere zu Noisy le Grand zurück. Wohl war man auch dort noch im Bereich der feindlichen Kanonen. Allein man kümmerte sich um die Kanonen der Forts so gut wie gar nicht. Kaum war man in später Nacht von den Vorposten eingerückt und hatte am Morgen seine Uniform und Waffen wieder in den Stand gesetzt, so mußte man alsbald wieder zum Exerzieren ausrücken. Handgriffe und Übungen im Einzelmarsch wechselten mit Kompagnie- und Bataillonsexerzieren. Nicht selten begleiteten die Kanonen der Forts diese Übungen mit ihrer wenig anmutenden Musik. Einmal kam es sogar vor, daß mehrere Granaten auf dem Exerzierplatz selbst einschlugen. Dies hatte zur Folge, daß das Exerzieren auf einige Zeit eingestellt wurde, und so waren wir Soldaten für diese willkommene Störung unserer Übungen aufrichtig dankbar.

Soweit nicht exerziert oder geschanzt wurde, mußte in Noisy die Mannschaft vielfach auch ausrücken, um Kartoffeln und andere Früchte des Feldes zu sammeln; auch die Weinberge wurden geleert und von den Trauben ein ganz erträglicher Wein bereitet.

Die mannigfachen Unannehmlichkeiten und Plackereien des Dienstes hinderten uns nicht, in den Alarmquartieren zu Noisy le Grand uns es so behaglich als möglich zu

machen. Da Raum genug vorhanden war, erhielt jede Kompagnie eine bestimmte Anzahl von Häusern zugewiesen, welche leer blieben, solange die Kompagnie auf Vorposten war. So konnte man sich vollkommen häuslich einrichten, und das Schönste, was man in den Landhäusern an der Marne vorfand, wurde mitgenommen, um in der Haushaltung verwendet zu werden. Mit den beiden Brüdern Schönleber und einem munteren Hornisten namens Schwarz (gefallen am 2. Dezember) hatte ich zwei Zimmer in dem Hause eines Schmieds bezogen. Bald speisten wir auf bestem Porzellan mit prächtigem Monogramm; den Kaffee tranken wir aus den feinsten Mokkaschalen und den Tee aus echten Sèvrestassen. Große Fortschritte machten wir namentlich in der Kochkunst.

In die häuslichen Geschäfte des Beibringens von Fleisch und anderen Lebensmitteln, des Herbeischaffens und Zerkleinerns von Holz, des Reinhaltens von Zimmer und Geschirr teilten wir uns mit Eifer und waren nicht wenig stolz darauf, als nach einiger Zeit Freund Max Schönleber, dem das Reinigen der Teller besonders oblag, darauf kam, daß mit warmem Wasser die Teller, Schüsseln und Tassen sich viel besser reinigen ließen als mit kaltem.

Die Sorge für des täglichen Lebens Nahrung und Notdurft wurde uns vor Paris ganz besonders erleichtert durch unsere unübertreffliche Feldpost. Die verhältnismäßige Nähe des Heimatlandes und die reichliche, direkte Bahnverbindung mit demselben gestattete einen ausgiebigen Brief- und Päckereiverkehr mit den Angehörigen. Während die Ankunft eines größeren Postpakets früher immer in der Kompagnie als ein Ereignis angesehen und der glückliche Empfänger fast mit neidischen Augen betrachtet wurde, wuchs nun die Zahl der Paketsendungen, welche von der Post täglich in die Kompagnie kamen, ins Ungemessene.

Die zärtliche Liebe und Fürsorge der Angehörigen in der Heimat, die so lange sich darauf hatte beschränken müssen, ihre Teilnahme und ihr Mitgefühl mit dem Feldsoldaten in Briefen zum Ausdruck zu bringen, fand jetzt willkommene Gelegenheit, in fast überreichem Maße sich auch praktisch tätig zu erweisen. Auch Onkel, Tanten und liebenswürdige Basen fanden sich mit ihren Gaben ein. Da die letzteren mit feinem Zartgefühl es verstanden, das Schöne mit dem Nützlichen zu verbinden, so prangten bald an unsern Pfeifen und Tabaksbeuteln schwarz-weiß-rote Schnüre und Quasten, mit denen die Säckchen mit Salz, Pfeffer, Zucker und anderem geschmackvoll umwunden waren. Besondere Freude machte mir eine von mir sehr verehrte Base durch selbstgestrickte, rosafarbige Socken von feiner, weicher Wolle. Diese wurden am 2. Dezember bei meiner Verwundung von der feindlichen Kugel durchbohrt und werden noch heute aufbewahrt als teures Erinnerungszeichen an jene Zeiten.

Auch unser Württembergischer Sanitätsverein unter dem Protektorat der Königin Olga, des hohen Chefs unseres Regiments, und unter dem Ehrenpräsidium des Prinzen Herrmann zu Sachsen-Weimar, des Schwagers unseres Königs, leistete ganz Außerordentliches. So hat er namentlich durch seine umfassende Fürsorge für wärmere Bekleidung der Mannschaft sich die größten Verdienste erworben. Mit Freuden begrüßte deshalb auch unser Bataillon den schon damals im ganzen Land beliebten Prinzen Weimar, als er anfangs November im Auftrag unserer Königin uns in Noisy besuchte.

Unter den Freunden in der 7. und 8. Kompagnie bestand natürlich vollkommene Gütergemeinschaft. Das später geflügelt gewordene Wort: „Kamerad hat nichts, Kamerad hat alles!“ kam bei uns in reichstem Maße zur Anwendung.

Man darf übrigens nicht glauben, daß unsere Gemeinschaft sich nur auf materielle und kulinarische Dinge erstreckte. Mit Eifer waren wir bemüht, uns auch geistig zu konservieren und auf dem Gebiet der Politik und Tagesgeschichte uns wieder auf das laufende zu bringen. Eine förmliche Leseanstalt wurde von den Freunden der 7. und 8. Kompagnie errichtet, zu der jeder seinen Beitrag liefern mußte. So machten regelmäßig unter uns die Runde: der Schwäbische Merkur, die Kölnische Zeitung, die Norddeutsche Allgemeine Zeitung, die Gartenlaube, der Kladderadatsch und andere illustrierte Zeitschriften, auf welche wir uns meist direkt abonniert hatten. Mit den Illustrationen, namentlich des Kladderadatsch, tapezierten wir als Überraschung für die geflüchteten Hauseigentümer die Wände unserer Wohnungen und Wachlokale aus.

Die politischen Vorgänge in der Heimat verfolgten wir mit dem größten Interesse. Für unsere Entrüstung konnten wir kaum genügend starke Ausdrücke finden, als wir einmal in der Kölnischen Zeitung lasen, daß nun auch Württemberg, durch Bayerns Beispiel angesteckt, hinsichtlich des Eintritts in den Norddeutschen Bund Schwierigkeiten machen wollte. Andererseits begrüßten wir mit Freuden die Nachricht von der Auflösung unserer partikularistisch-demokratischen Ständekammer und zollten ungeteilten Beifall der im Staatsanzeiger veröffentlichten Erklärung, daß unser König entschlossen sei, diejenigen Opfer zu bringen, welche die Einigung Deutschlands erfordere. In feurigen Briefen sprachen wir die bestimmte Erwartung aus, daß überall nur entschieden national gesinnte Männer, welche die Durchführung der Einigung Deutschlands als ihre erste und wichtigste Aufgabe erachten, am 5. Dezember in den neuen Landtag gewählt werden.

Auch mit den Bundesbrüdern, die bei anderen Truppenteilen standen, unterhielten wir einen regen Freundschaftsverkehr. Am 15. Oktober versammelten sich nicht weniger als zehn Genossen unseres Sonderbunds, welche zum Teil von dem 7. und 2. Infanterieregiment und von der 2. und 3. Feldbatterie herübergekommen waren, in dem Quartier der Freunde von der 7. Kompagnie in Noisy le Grand bei Punsch und Apfelküchlein zur Feier unseres Stiftungsfestes. Dieses Fest und die behaglichen Abende, welche man bei Tee und Grog oder bei trefflichem Bentewein im trauten Freundeskreis verbrachte, zählen zu meinen angenehmsten Feldzugserinnerungen. Wie behaglich plauderte sich's da von der Heimat und von allem, was den jugendlichen Kriegern wichtig und teuer war! Wie konnte man sich da frei von der Leber weg den gleichgesinnten Freunden gegenüber rückhaltslos aussprechen und seinen Gefühlen Luft machen! Keiner aber verstand es besser, die Stimmung der Einjährigen und Freiwilligen und den bald mehr, bald weniger berechtigten Unmut derselben über das ewige und ermüdende Einerlei des Dienstes und über die nötigen und unnötigen Plackereien von seiten der Vorgesetzten zum Ausdruck zu bringen, als unser lieber alter Freund Blezinger, der schon oben erwähnte Kriegsfreiwillige, welcher aus Westfalen unserem Rufe gefolgt war. Wie ein Patriarch thronte er in unserer Mitte, und mit Andacht lauschten wir seinen drastischen, oft recht scharfen, aber meist zutreffenden und niemals ernstlich bös gemeinten Ausfällen über die mannigfachen wirklichen oder vermeintlichen Verkehrtheiten und Mißgriffe, welche von den Oberen gemacht wurden. Daß wir mit unserer Kritik immer im Recht gewesen wären, will ich keineswegs behaupten. Jeder aber, der es einmal an sich selbst erlebt hat, wie wohltuend und beruhigend es wirkt, wenn man dann und wann einmal in

vertrautem Kreise so recht frei raisonnieren kann, der wird es auch uns nachempfinden können, mit welchem Gefühl der Erleichterung wir nach solchen Stunden des vertraulichen Meinungsaustausches regelmäßig auseinandergingen.

So angenehm namentlich in materieller Beziehung unsere Verhältnisse in Noisy waren, so vermochten sie uns auf die Dauer doch nicht zu befriedigen. Mit der Ungeduld der Jugend wünschten wir vorwärts zu kommen. Die Feldpostbriefe aus jener Zeit bringen immer wieder das ungestüme Verlangen zum Ausdruck, daß nunmehr bald Ernst gemacht und uns gestattet werde, die „lumpigen Forts" mit stürmender Hand zu nehmen. Als am 11. November der erste Schnee fiel und immer noch nichts geschehen war, da grollten wir ernsthaft mit unserer obersten Heeresleitung, daß nicht wenigstens Belagerungsgeschütz herbeigeschafft und den immer aufdringlicher werdenden Franzosen der Mund gründlich gestopft werde.

Der 17. November brachte eine Änderung in unseren äußeren Verhältnissen. Zu Anfang der Belagerung war die württembergische Division als selbständiger Truppenteil dem VI. Armeekorps attachiert gewesen. Am 25. Oktober wurde dieselbe mit der 17. Division dem Befehl des Großherzogs von Mecklenburg unterstellt. Am 8. November marschierte die 17. Division an die Loire ab, und wir wurden dem II. Armeekorps unter General von Fransecky zugeteilt. Am 18. November trat das ganze II. Armeekorps auf das linke Seineufer über, und die württembergische Division wurde der Maasarmee unter dem Oberbefehl des Kronprinzen von Sachsen einverleibt. Mit dieser letzteren Maßregel war eine Verschiebung nach links verbunden, und die beiden Bataillone unseres Regiments mit dem 2. Jägerbataillon erhielten die Aufgabe, die Linie Champigny-

Chennevières zu besetzen. Dies geschah in der Weise, daß abwechselnd immer je auf 8 Tage ein Bataillon in Coeuilly, eines in Champigny und eines in Chennevières lag.

So durften wir denn am Morgen des 18. November nicht in unser geliebtes Noisy zurück, sondern mußten von Brie, wo wir auf Feldwache gelegen waren, über Villiers nach Coeuilly marschieren. Dort hatten wir die nächsten 8 Tage in Alarmquartieren zuzubringen. Coeuilly war ein ärmliches Dorf neben einem unförmigen, aber sehr geräumigen Schloß, in dem die Offiziersquartiere und das Wachlokal sich befanden, aus höchstens 20 bis 30 Hütten, Wohnungen von Taglöhnern und Bediensteten bestehend. Da die 1000 Mann des Bataillons in den vorhandenen Wohngebäuden nicht alle untergebracht werden konnten, so wurden auch die Gewächshäuser, ja sogar Kuh- und Schweineställe, kurz alles, was ein Dach hatte, zu Quartieren umgewandelt. Überdies waren noch aus Brettern leichte Baracken errichtet worden. Eine solche wurde mir mit 14 Mann meiner Obermannschaft zugewiesen. Von einem Tisch war hier keine Rede; auch einen Ofen beschafften wir uns erst mit vieler Mühe am Tag nach unserer Ankunft. Die behagliche Privatkocherei am eigenen Kamin hörte auf. Wie in früheren Zeiten, wurde wieder für alle 14 Mann am offenen Kochloch das Fleisch gesotten. Besonders schlimm aber war es um die Reinlichkeit bestellt. Ein Mann meiner Obermannschaft hatte nur zu sehr recht, wenn er nach kurzem Verweilen in unserem neuen Heim in die Worte ausbrach: „Pfui Teufel, das ist ja die reinste Lauskaserne!“ In der Tat blieb auch meinem Freunde Theodor Schönleber und mir die nähere Bekanntschaft mit diesen kleinen schwarzen Untieren, die, wie ein anderer Zimmergenosse witzig bemerkte, sämtlich das eiserne Kreuz auf dem Rücken tragen, nicht erspart. Noch jetzt juckt und gruselt mir's am

ganzen Leibe, wenn ich an das Gefühl des Ekels denke, mit dem ich damals die gesamte Wäsche, die ich auf dem Leibe trug, in den Ofen warf.

Am 22. November kam unser Bataillon hinunter nach Champigny. Hier änderte sich die Szene wieder ganz und gar. Nicht nur, daß jenseits der Marne bei Champignolle und St. Maur der Feind sich allenthalben zahlreich eingenistet hatte und jeden, der ahnungslos eine der nach der Marne führenden Querstraßen von Champigny überschreiten wollte, mit Chassepotkugeln begrüßte, auch diesseits der Marne bis gegen Poulangis und Le Tremblay hatten seit Anfang des Monats Oktober die Franzosen sich festgesetzt, die Brücke von Joinville wenigstens für den Fußverkehr wieder hergestellt und gerade in den letzten Wochen die Zahl ihrer Vorposten auf dem linken (deutschen) Marneufer ganz beträchtlich vermehrt. Dabei lag Champigny so sehr unter den Kanonen der Forts Rosny, Nogent und Charenton und der Redouten von Faisanderie, Gravelle und St. Maur, daß es mit einem wahren Hagel von Geschossen von allen Seiten überschüttet werden konnte. Trotzdem war befohlen, daß das in Champigny stehende Bataillon diesen Ort im Falle eines Angriffes so lange als irgend möglich zu halten habe und seine Stellung nur bei sehr überlegenem Angriff verlassen dürfe. Aus diesem Grund war hier auch mehr als anderwärts zur Verteidigung geschehen. An der Straße nach Joinville waren mächtige Barrikaden errichtet, und von Le Plant bis zu dem Ostrand von Champigny hatte man Laufgräben angelegt, welche einen gedeckten Verkehr unter den Vorposten auch bei Tag ermöglichten. Die gegen Joinville vorspringenden Häuser waren bis auf die Grundmauern niedergerissen oder niedergebrannt worden und diese mit Schießscharten versehen. Die Stellungen der Feldwache, welche das Bataillon in Champigny am west-

lichen Ausgang des Orts an der Straße nach Joinville zu geben hatte, sowie der drei in der Richtung gegen Joinville, St. Maur und Champigniolle vorgeschobenen Unteroffiziersposten waren gleichfalls so viel als möglich zur Verteidigung eingerichtet. Weniger notwendig erschien dies bei der zweiten, zwischen Champigny und Chennevières aufgestellten Feldwache, da hier der steil abfallende Rand der Hochfläche Villiers—Coeuilly ganz nahe an das Ufer der Marne herantrat. Den beiden jeweils nicht auf Vorposten befindlichen Kompagnien des Bataillons waren der Kirchhof und der Garten des Generals Bourbaki als Verteidigungsstellung angewiesen.

Nach rechts hatten die Vorposten in Champigny Verbindung mit einer Feldwache des 7. Regiments bei Le Plant, welche ihrerseits an den linken Flügel der in Brie stehenden Sachsen anschloß; links von den Vorposten in Champigny stand ein Bataillon in Chennevières und weiter links bis an die Seine die 2. und 3. württembergische Brigade.

Der Dienst in Champigny war in der Art geregelt, daß nach je zwei Tagen abwechselnd stets zwei Kompagnien in den Alarmquartieren und zwei auf Vorposten waren. Von den letzteren befand sich je die Hälfte einen Tag und eine Nacht auf Feldwache, beziehungsweise auf einem der detachierten Unteroffiziersposten, und die andere Hälfte auf Replis.

In den Alarmquartieren von Champigny fühlten wir uns außerordentlich wohl. Die Nähe des Feindes genierte in keiner Weise; sie bot vielmehr den Vorteil, daß nicht exerziert, ja kaum Revisionen abgehalten werden konnten. Um diesen Preis aber setzte man sich gerne der Gefahr einer etwaigen Alarmierung aus und unterwarf sich willig der Vorschrift, daß über Nacht Stiefel und Beinkleider nicht abgelegt werden durften. Der große Ort, welcher von seinen

Einwohnern mit Ausnahme einer der Mannschaft verbotenen Wirtschaft „zum weißen Roß" gänzlich verlassen war, bot mit seinen geräumigen, solid und bequem gebauten Häusern eine treffliche Unterkunft. Mit meinen beiden Freunden Schönleber bewohnte ich ein behaglich eingerichtetes Zimmer, aus dem wir den Tag über nur herauskamen, um Lebensmittel zu fassen oder Holz und anderes herbeizuschaffen. Da gewöhnliches Brennholz in der Nähe nicht zu finden war, so holte ich in dem benachbarten Schulhaus ganze Schulbänke, mit denen sich trefflich einheizen ließ. Im übrigen studierten wir die Zeitungen, spielten Karten und schrieben lange Briefe, in denen die Ungeduld darüber, daß wir so lange nicht nach Paris hineinkommen, immer stärker zum Ausdruck kam.

Auf Feldwache kam ich in Champigny zweimal, das erstemal mit 16 Mann auf einen Unteroffizierspostен an der Brücke nach Champignolle. Die Feinde standen in unserer nächsten Nähe, waren aber durch die Marne von uns getrennt. Solange man also in der engen, aber gegen Flintenkugeln Sicherheit gewährenden Baracke blieb, hatte man lediglich nichts zu befürchten, und das einzig Merkwürdige an dieser Feldwache war, daß den ganzen Tag über eine unzählige Menge von Chassepotkugeln an uns vorbeipfiffen oder in die Wände unserer Hütte einschlugen.

Um so interessanter war es auf demjenigen Teil unserer Vorposten, welche nicht durch den Fluß vom Feind getrennt waren, zwischen Champigny und Joinville. Für besonders gefährlich galten dort zwei Unteroffizierspostен, welche vor die Feldwache an der Straße nach Joinville vorgeschoben waren, der „Kosaken"- und der „Nudelposten". Ersterer war an der Straße nach Joinville und sollte einen Mann bis an das Rondell vorschieben, bei dem die Straßen zusammenstoßen, welche von Brie und von Champigny

nach Joinville führen. Auf dem Kosakenposten ereignete sich manches spaßhafte Abenteuer. So glaubten einmal acht Angehörige des 7. Regiments in einer einige hundert Schritte vor diesem Posten befindlichen Kiesgrube deutlich die Stimmen einiger Franzosen zu hören. Mutig machten sie einen Bajonettangriff und freuten sich schon, im Triumph einige Gefangene mit heimzubringen. Als sie aber an den Schauplatz des vermuteten Kampfes kamen, fanden sie da nichts als ein französisches Eselein, das sich verlaufen hatte und in seiner Verlassenheit klagende Töne ausstieß. Enttäuscht zogen sie mit dieser bescheidenen Beute ab, und bis zum 30. November hat das Grautier das Gepäck der Offiziere einer Kompagnie getragen. Der sogenannte Nudelposten war weiter links in einer etwa 300 m von der Marne entfernten Geschirrhütte. Er lag einer der Redouten von St. Maur gerade gegenüber. Hier wurde man auf der linken (westlichen) Seite über die Marne herüber fortwährend beschossen. Gerade aus, auf unserem Ufer, etwa 1500 Meter entfernt, waren die Schützengräben, aus denen die Franzosen jeden Augenblick hervorbrechen konnten. Seinen Namen hatte der Nudelposten daher, daß einmal ein Angehöriger vom 7. Infanterieregiment oder vom Jägerbataillon, der der Besatzung dieses Postens zwei Feldkessel Nudelsuppe bringen sollte, unterwegs durch Chassepotfeuer so sehr erschreckt wurde, daß er mit Zurücklassung der Kessel sich aus dem Staube machte. Seitdem mußten die Mannschaften, welche auf diesen Posten kamen, ihren Mundvorrat für den ganzen Tag mit hinausnehmen.

Die gedachten beiden Posten waren für den Fall eines Angriffs als sogenannte verlorene Posten anzusehen. Zurückweichen gab es hier nicht; man hatte die Pflicht, den Feind mit Preisgebung des eigenen Lebens so lange als möglich hinzuhalten, damit die dahinter liegenden Truppen

sich in Bereitschaft setzen konnten. Diese Posten wurden deshalb stets mit Freiwilligen besetzt, und für die Nacht vom 28. auf den 29. November meldete ich mich als Wachkommandant auf den Nudelposten. Mit sechs Mann meiner Obermannschaft zog ich am 28. vor Tagesanbruch auf. Den ganzen Tag über saßen wir in der engen Geschirrhütte, durch Schießscharten die ganze Umgebung eifrig und gewissenhaft beobachtend. Jenseits der Marne war vom frühesten Morgen alles lebendig; ganze Schwärme französischer Soldaten lagen hinter Mauern und feuerten unablässig bald in Salven auf Kommando, bald einzeln zu uns herüber. Nachmittags kamen die Franzosen bis an die Marne herunter. Es waren Angehörige eines Mobilgardebataillons aus dem Süden von Frankreich. Sie wurden schließlich so frech, daß ich den Unfug nicht länger ruhig mit ansehen konnte. Wir schätzten die Entfernung auf 800 bis 1000 Fuß; ich stellte mein Visier und gab hintereinander 6 bis 8 Schüsse auf die Feinde ab, welche sich rasch zurückzogen. Von einem derselben glaubten wir auch zu sehen, daß er getroffen wurde. Ich werde später Veranlassung haben, auf diesen Vorfall noch einmal zurückzukommen.

War schon der Tag ziemlich aufregend gewesen, so sollte es die Nacht in noch viel höherem Grade werden. Schon nach dem Eintritt der Dunkelheit machte sich jenseits der Marne eine ganz verdächtige Bewegung vernehmbar, welche sich bis Mitternacht mehr und mehr steigerte. Bahnzüge fuhren an und wieder weg. Schwere Lastwagen wurden bis an die Marne geführt und abgeladen; deutlich hörte man den Zuruf der Fuhrleute, den Lärm von herabgeworfenen Balken und Brettern. Mit drei Mann meines Postens schlich ich mich bis nahe an die Marne vor und hatte schließlich keinen Zweifel mehr, daß der Feind irgend etwas Besonderes vorbereite. Ich eilte zurück und meldete auf der

Feldwache dem Wachkommandanten, Oberleutnant von Wöllwarth, jenseits der Marne werde aufs eifrigste gearbeitet; ich glaube, daß ein Brückenschlag vorbereitet werde, doch könnte es möglicherweise auch nur um die Errichtung von Geschützständen sich handeln. Der Oberleutnant gab die Meldung weiter; am anderen Morgen aber sagte er mir, der Bataillonskommandeur habe sie zurückgehalten und ihn wegen seiner Ängstlichkeit ausgelacht. Dabei hielt er entgegen seiner sonstigen Liebenswürdigkeit auch mir gegenüber nicht zurück mit einigen mißliebigen Bemerkungen wegen des blinden Lärms, den ich angestiftet.

In der Tat erfolgte auch am 29. November gegen Champigny weiter nichts, außer daß, wie schon am 27. und 28. November, ein lebhaftes Geschützfeuer aus den französischen Forts und Redouten unterhalten wurde. Dagegen fand am 29. wie schon am 27. November ein bedeutender Ausfall in südlicher Richtung gegen Thiais, L'Hay und Choisy le Roi auf dem linken Ufer der Seine statt. Auch sonst wurden im Norden und Westen von Paris verschiedene Scheinangriffe gemacht, und überdies verschanzten sich die Franzosen auf dem am rechten Marneufer bei Neuilly gelegenen Mont Avron, von welchem Noisy le Grand und Brie unter wirksames Feuer genommen werden konnten. Schon am 28. November war bei der Division die telegraphische Mitteilung aus dem Hauptquartier in Versailles eingekommen, daß ein starker Ausfall gegen die württembergischen Vorposten bevorstehe. Jene Vorstöße der Franzosen entlang der Seine gegen L'Hay und Choisy le Roi scheinen nun aber die irrige Vorstellung erweckt zu haben, daß der linke Flügel der Württemberger zwischen Choisy le Roi und Bonneuil am meisten bedroht sei. Um diesen zu verstärken, erfolgte der verhängnisvolle Befehl, daß am frühen Morgen des 30. November ein Bataillon des sächsischen 107. Regi-

ments unser Bataillon in Champigny ablösen, unser Regiment aber in Ormesson hinter der 2. Brigade Stellung nehmen sollte.

Wir waren wenig erfreut, als wir diese Anordnung vernahmen. Wieder einmal schien es, als ob wir gerade im kritischen Augenblick in die zweite Linie gestellt werden sollten und uns somit abermals die Gelegenheit, kriegerische Lorbeeren zu ernten, entgehen sollte. Diesesmal jedoch erwies sich unsere Besorgnis als unbegründet.

VIII.

Die Schlacht bei Champigny und Villiers.

Die Meldung, welche ich als Wachkommandant des Nadelpostens in der Nacht vom 28. auf den 29. November über die Vorbereitungen der Franzosen zum Übergang über die Marne erstattet hatte, war, wie ich zuerst in Paris erfuhr und wie seitdem allgemein bekannt geworden ist, keineswegs ein blinder Lärm gewesen. Nach dem Plan des Generals Ducrot hätten in der Tat in der Nacht vom 28. auf den 29. November bei Joinville und zwischen diesem Ort und Brie mehrere Brücken über die Marne geschlagen werden sollen, so daß der Durchbruchsversuch über Champigny und Brie nach Lagny am Morgen des 29. November mit dem ersten Tagesgrauen hätte gemacht werden können. Wider Erwarten vermochte jedoch der Schleppdampfer die Kähne, welche das Material für die oberhalb der (gesprengten) Brücke von Joinville bei der Insel Fanck vorgesehenen vier Brücken enthielten und welche in derselben Nacht durch den Kanal von St. Maur geschleppt worden waren, nicht rechtzeitig an

den für den Brückenschlag vorgesehenen Platz oberhalb der gesprengten Brücke von Joinville zu bringen. Zur Weiterbeförderung des Brückenmaterials zu Land war nichts vorbereitet; so mußte General Ducrot sich wohl oder übel bequemen, den Angriff um einen Tag zu verschieben. Offenbar lag hier eine grobe Fahrlässigkeit der mit der Vorbereitung des Brückenschlags beauftragten Genieoffiziere vor. Diese entschuldigten sich mit der später als zweifellos unwahr nachgewiesenen Behauptung, die Marne sei gerade in jener Nacht vorübergehend stark gestiegen. Trochu und Ducrot nahmen diese Behauptung ohne weiteres auf und erhöhten in ihren Tagesbefehlen jene später viel bestrittene Steigung (crue) der Marne von 0,70 Meter, wie sie in dem Bericht des Chefingenieurs Krantz angegeben war, ohne weiteres auf 1,50 Meter!

Den Franzosen brachte indessen diese Verzögerung um einen Tag keineswegs bloß Nachteile, sondern wenigstens für ihren Angriff auf Champigny auch einen nicht unerheblichen Vorteil. Am 29. November wären die Franzosen in Champigny auf den Widerstand unseres vollkommen lokalkundigen, auf den Angriff wohlvorbereiteten Bataillons gestoßen. So aber hatten sie, als sie am Morgen des 30. November aus Joinville hervorbrachen, die eben erst in das ihnen völlig unbekannte Gelände eingerückten Sachsen sich gegenüber. Für diese war es geradezu unmöglich, in dem Morgennebel und unter dem heftigen, stärker als je zuvor von allen Seiten zugleich auf Champigny gerichteten Geschützfeuer in dem Gewirr von Häusern und Parkmauern sich zurechtzufinden. Sie waren deshalb außerstande, auch nur auf kurze Zeit das Vordringen des Feindes aufzuhalten, als dieser auf einmal mit weit überlegenen Streitkräften über sie herfiel. — Doch es ist nicht meine Aufgabe, eine erschöpfende Darstellung der Schlacht bei Villiers zu

geben; ich muß mich vielmehr darauf beschränken, meine eigenen Erlebnisse in Kürze zu erzählen.

Kaum waren am 30. November um 6 Uhr morgens die Sachsen in Champigny eingerückt, so trat unser Bataillon den Abmarsch an. Ich erhielt den Befehl, in Champigny zu bleiben und an die Sachsen die Quartiere zu übergeben, auch sie über die Gegend einigermaßen zu orientieren. Noch bei halber Dunkelheit vollzog ich diesen Auftrag und beeilte mich alsdann, meiner Kompagnie nachzufolgen. Inzwischen hatte das Geschützfeuer, welches die ganze Nacht hindurch gedauert hatte, immer mehr an Heftigkeit zugenommen. Allenthalben schlugen feindliche Granaten ein. Schon brannten mehrere Häuser in Champigny. In den Donner der Kanonen mischte sich auch das Rollen der Mitrailleusen von St. Maur. Von dem Rand der Hochfläche Villiers – Coeuilly, welche unmittelbar hinter Champigny sich erhebt, gewährte die furchtbare Kanonade in dem durch die Strahlen der eben aufgegangenen Sonne da und dort zerrissenen Morgennebel einen großartigen Anblick.

Eilends begab ich mich nach Coeuilly. Dort stand unser erstes Bataillon gefechtsbereit. Ich schloß mich der 5. Kompagnie unseres Bataillons an. Diese war die Nacht über auf Feldwache gewesen und deshalb erst später, durch feindliche Granaten nicht wenig belästigt, von Champigny abgezogen. Mit ihr suchte ich die drei andern Kompagnien des Bataillons wieder zu erreichen, von denen es hieß, sie seien nach Ormesson abmarschiert. Unter dem heftigsten Kanonendonner marschierten wir nach Ormesson und über diesen Ort hinaus, ohne übrigens die andern Kompagnien des Bataillons zu treffen. Da sprengte plötzlich der Bataillonsadjutant Oberleutnant Hiller (jetzt General der Infanterie z. D. in Stuttgart) auf schaumbedecktem Pferde herbei und brachte den Befehl, die Kom-

pagnie solle sofort nach Coeuilly zurückkehren. Während wir in eilendem Schritt zurückmarschierten, nahm der Lärm der Schlacht immer mehr zu; zu dem Donner der Kanonen und dem Schnarren der Mitrailleusen gesellte sich bereits ein immer heftiger werdendes Kleingewehrfeuer.

In Coeuilly angelangt, fanden wir hinter dem Schloß einige Kompagnien unseres 1. Bataillons, während andere Abteilungen des Regiments die gegen Champigny gelegene Mauer des Parks von Coeuilly besetzt hatten. Hier hörten wir, daß die Franzosen Champigny und Brie in raschem Anlauf genommen und bereits den äußersten Rand der Hochfläche, etwa 1000—1500 Meter von dem Park von Coeuilly entfernt, erstiegen haben. Die 7. und 8. Kompagnie, hieß es, seien vor wenigen Minuten zur Unterstützung des 7. Regiments abmarschiert nach Villiers, um welches ein heftiger Kampf entbrannt sei, während die 5. Kompagnie zunächst als Reserve zurückzubleiben habe. Schon auf dem Marsch von Ormesson nach Coeuilly hatte ich immer befürchtet, meine Kompagnie könnte ins Gefecht kommen, ehe ich wieder zu ihr stoße, und nun schien es wirklich so zu sein. Das erstemal, daß man ordentlich ins Feuer kommt, und ich nicht dabei! Der Gedanke war mir unerträglich. Ich klagte mein Leid dem mir persönlich bekannten Leutnant Wöllhaf der 5. Kompagnie (jetzt Oberstleutnant z. D. in Niederröden im Elsaß). Dieser sprach mit dem stellvertretenden Regimentskommandanten Major Haldenwang (gestorben als General der Infanterie am 18. April 1897 in Stuttgart). Von letzterem erhielt ich die Erlaubnis, beziehungsweise den Befehl, so rasch als möglich meiner Kompagnie nach Villiers zu folgen.

Froh, das Los meiner Kameraden teilen zu dürfen, schloß ich mich zwei Krankenträgern meiner Kompagnie an, die unsern Fourierunteroffizier Beck (gestorben als Schloß-

verwalter auf dem K. Lustschloß Solitude) zurückgebracht hatten, dem von einer Granate der Arm weggerissen worden war. Fortwährend sausten die feindlichen Granaten über unsere Köpfe und schlugen vor und hinter uns ein, mit donnerndem Krachen sich entladend. Bereits aber waren auch unsere Feldbatterien vor dem Park aufgefahren und entsendeten ihre Geschosse in die Reihen der von Champigny heransdringenden Feinde. Rasch eilte ich über die Felder und Obstgärten in gerader Richtung nach Villiers, in dessen Straßen ich deutlich geschlossene Abteilungen bemerkte. Da und dort stieß ich auf versprengte Sachsen und Angehörige des 7. Regiments. Auch Soldaten unserer Kompagnie traf ich, welche, noch vor Schrecken bleich, mir erzählten, mehrere Granaten haben in die Kompagnie geschlagen und ganze Sektionen niedergeschmettert. Die Kompagnie sei auseinander gekommen; sie wissen nicht, wo sie jetzt sei. Ich eilte weiter, entschlossen, mich der nächsten besten geschlossenen Abteilung anzuschließen, wenn ich die eigene Kompagnie nicht finden sollte.

Bald hatte ich Villiers erreicht. Zu meiner großen Freude war die erste Abteilung, auf welche ich stieß, die allerdings ziemlich stark gelichtete 8. Kompagnie. Dieselbe sollte von Villiers aus längs des Bahndamms der Linie Paris—Mülhausen mit der 7. Kompagnie vordringen. Ehe indessen dieser Befehl zur Ausführung gebracht wurde, kam die Nachricht, daß die Stellung in Coeuilly stark gefährdet sei; die Kompagnie erhielt deshalb den Befehl, so rasch als möglich nach Coeuilly zurückzukehren. Dies geschah; allein als wir, durch Granaten und verirrte Chassepotkugeln vielfach aufgehalten, gegen 4 Uhr nachmittags in dem Park von Coeuilly ankamen, war auch dort die Arbeit des Tages in der Hauptsache geschehen. Der Angriff des Feindes war mit Erfolg zurückgewiesen. Nur die in der Nähe des Parks

aufgestellten Batterien unserer Feldartillerie, welche durch ihre opfermutige Ausdauer und durch geschicktes Flankieren des Gegners soviel zum Erfolg des Tages beigetragen hatten, unterhielten noch ein lebhaftes Feuer gegen die bis an den Rand der Hochfläche zurückgegangenen Franzosen. So war es am 30. November unserer Kompagnie nicht vergönnt, tätig in das Gefecht mit einzugreifen.

Mit Staunen ließen wir uns von den Kämpfen erzählen, die vor den Mauern des Parks von Coeuilly stattgehabt hatten, von dem kühnen, aber verlustreichen Vorstoß, den vier Kompagnien unseres Regiments gegen die um mehr als das Fünffache überlegenen Franzosen gemacht hatten und bei dem unser tapferer Oberst von Berger zum Tod verwundet, unser Major Schäffer in das Knie geschossen und dem Major Haldenwang das Pferd unter dem Leibe getötet worden war. Noch viele Offiziere und Freiwillige wurden als tot oder schwer verwundet genannt, und auch mein lieber alter Freund Blezinger von der 2. Kompagnie, hieß es, liege mit durchschossener Brust auf der Walstatt. Auch Freund Bälz von der 7. Kompagnie war durch einen Schuß in die Hand verwundet worden.

Bis 6 Uhr abends verblieben wir in ständiger Gefechtsbereitschaft. Dann machte ich mit noch einigen andern Freiwilligen der Kompagnie eine große Patrouille auf das Schlachtfeld, hauptsächlich um den Freund Blezinger zu suchen. Wir fanden ihn jedoch nicht, hörten aber, er sei schwer verwundet zurückgebracht worden und liege in dem Schloß in Coeuilly, das rasch zum Lazarett umgewandelt worden war.

Als wir von dem Schlachtfeld zurückkehrten, tauschten wir noch unsere Eindrücke aus mit zwei als Wachtposten an dem Parktor von Coeuilly stehenden Freiwilligen von der 4. Kompagnie unseres Regiments, Goldmann aus

Cannstatt (jetzt Reichsgerichtsrat in Leipzig) und Willich aus Oldenburg (jetzt Landgerichtspräsident a. D. in Ellwangen). Beide gehörten der Tübinger Burschenschaft an. Mit dem ersteren, den ich von früher her kannte, habe ich später bei dem Amtsgericht in Cannstatt zwei Jahre lang gemeinsam gearbeitet und nahe Freundschaft geschlossen. Der zweite hatte vor Jahren als Fuchs bei der Burschenschaft Germania in Tübingen an unserem Schwabenland so viel Gefallen gefunden, daß er die bescheidene Laufbahn eines württembergischen Staatsbeamten einschlug. Er war bereits Referendar und zog als Freiwilliger mit ins Feld. Ihn lernte ich in jener Nacht zum erstenmal kennen. Später sind wir uns besonders nahe getreten; er hat 7 Jahre nachher meine einzige Schwester geheiratet. Uns Schwägern aber gereicht es stets zu besonderer Freude, daß unsere Wege gerade an jenem denkwürdigen Abend zum erstenmal sich gekreuzt haben.

Die Nacht wurde in den wohlbekannten Baracken zugebracht, doch waren heute zwei Bataillone in demselben engen Raum beisammen, in welchem vorher ein Bataillon kaum genügend Platz gefunden hatte. Allerseits hatte man für den anderen Tag eine Wiederholung des am 30. November nur mit Mühe abgewehrten Angriffs erwartet. Da die erbetenen Verstärkungen immer noch nicht eingetroffen waren, so hätte die durch die Verluste des vorangegangenen Tages bedeutend geschwächte Brigade wieder einen schweren Stand gehabt. Mit dem frühesten Morgen nahm man die Verteidigungsstellung bei Coeuilly ein. Allein es erfolgte kein Angriff. Nur vereinzelte Granaten kamen von Zeit zu Zeit von den Forts und von dem Mont Avron herüber. Bis gegen Abend stand das ganze Regiment unter dem Gewehr. Die Krankenträger durchsuchten das Schlachtfeld nach Verwundeten und sam-

melten die Toten; kleinere Abteilungen hoben Gräber für die Gefallenen aus.

Das Schloß von Coeuilly war angefüllt von Verwundeten. Es war ergreifend und bejammernswert, wie sie da auf Tragbahren und auf Stroh dicht nebeneinander lagen, die meisten schwer getroffen und ungewiß, ob sie überhaupt die Heimat und die Ihrigen noch einmal sehen. Auch Freund Blezinger von der 2. Kompagnie war darunter. Mit mattem Lächeln reichte er mir die Hand und erzählte mir, wie er bei dem Vorstoß aus dem Park von Coeuilly getroffen worden, wie er, dem Tod mit Fassung entgegensehend, den ganzen Tag über dagelegen, wie die Franzosen zweimal im Vor- und im Zurückgehen über ihn weggeschritten und wie er endlich bei schon einbrechender Nacht geholt worden war. Er hatte einen Schuß durch die Lunge und hoffte, bald in ein Feldspital weiter rückwärts verbracht zu werden. Darüber, daß sein Leben schwer gefährdet sei, gab er sich keinem Zweifel hin und reichte mir bewegt die Hand zum Abschied mit dem herzlichen Wunsche, daß es mir besser ergehen möge als ihm. Mit wehmütiger Teilnahme und schwerer Besorgnis schied ich von dem Freund. Ich hätte nie geglaubt, daß ich ihn kaum zwei Monate später nahezu erholt und der sicheren, vollständigen Genesung entgegengehend in Stuttgart wiedersehen werde.

Gegen Abend traf, freudig und dankbar begrüßt, die Spitze der Marschkolonne des Generals Franseky ein, der mit 22 pommerischen Bataillonen zu unserer Unterstützung heranrückte. Zugleich kam der Befehl, kompagnieweise abzukochen. Auch die Feldpost stellte sich ein und brachte Briefe und ein hochwillkommenes Paket mit Lebensmitteln aller Art, darunter insbesondere ein Gansschlegel von dem Geburtstagstisch des Großvaters. Kaum reichte die Zeit,

in aller Kürze die Mitteilung nach Hause gelangen zu lassen, daß man gesund und unverletzt geblieben sei; dann ging es in der Abenddämmerung hinaus auf Vorposten. Mit dem Einbrechen der Nacht wurde die Postenkette weit vorgeschoben bis nahe an den Champigny zugekehrten Rand der Hochfläche, welchen die Franzosen noch besetzt hielten. Wir drangen weiter vor, als bei Tag unsere Krankenträger hatten gelangen können, So kam es, daß da und dort noch verwundete Franzosen lagen, deren Seufzen und Stöhnen in der Stille der Nacht einen schauerlichen Eindruck machte. Verschiedene derselben suchten wir bei unseren Patrouillengängen auf und bedeckten sie, so gut es ging, mit Mänteln und Zelttüchern. Was wir an Wein und Kirschwasser hatten, gaben wir gerne daran, den armen Verwundeten, unter denen ein Tambour von der Linie mit einer Kugel im Unterleib unser Mitleid in besonders hohem Maß erweckte, in ihrer schrecklichen Lage möglichste Erleichterung zu verschaffen.

Es war ein gefährlicher Sicherheitsdienst, den wir zu versehen hatten. Wo der Gegner stand, wußte man keineswegs mit Bestimmtheit, und doch mußte man jeden Augenblick darauf gefaßt sein, daß derselbe zu einem Überfall hervorbreche. Wir patrouillierten deshalb eifrig nach allen Richtungen und überzeugten uns immer mehr davon, wie nahe wir an dem Feind waren. So kam auf einem Patrouillengang ein berittener französischer Offizier gegen uns herangesprengt und rief uns entgegen: „Où est la troisième batterie?“ Statt ihn ruhig herankommen zu lassen, gaben meine Begleiter sofort Feuer, fehlten ihn aber, und so entkam er uns unter dem Schutze der Dunkelheit.

Die Nacht war stockfinster und bitter kalt. Von einem Lagerfeuer konnte natürlich keine Rede sein und die Mannschaften, welche nicht eben auf Posten standen oder zu

patrouillieren hatten, suchten vor der Kälte sich dadurch einigermaßen zu schützen, daß sie, in die Mäntel gehüllt, zu sechsen und noch mehr auf dem nackten Erdreich sich eng aneinander schmiegten. Gegen Mitternacht wurden wir von Franseckys Pommern abgelöst und suchten und fanden in den Baracken von Coeuilly, in welche wir nun mit pommerschen Kameraden uns teilen mußten, wenigstens noch für einige Stunden die erwünschte Ruhe und Erholung. Auch der mir später so nahe befreundete, hochverdiente Vorkämpfer für das deutsche Kriegervereinswesen, der jetzige Geheime Regierungsrat Professor Dr. A. Westphal in Berlin, befand sich unter diesen Pommern. Ich habe ihn jedoch erst 15 Jahre später kennen gelernt.

Am andern Morgen trat das Bataillon vor Tagesanbruch an und rüstete sich in aller Stille zum Abmarsch. Auf dem Antrittsplatz begrüßten wir die Freunde der 7. Kompagnie, von denen einer, Hermann Bälz, wie schon erwähnt, mit einem Schuß durch die Hand in das Feldspital abgegangen war. Von dem Freiwilligen Karl Weizsäcker aus Tübingen, der am 1. Dezember noch bei der Kompagnie ausgehalten hatte und später das Eiserne Kreuz erhielt, meldete der Feldwebel dem Hauptmann, er habe wegen einer Schußwunde im Arm sich gleichfalls in das Lazarett begeben. Nach seiner Wiedergenesung kam er als Fähnrich zum zweiten Regiment.

In Villiers, hieß es, sollten wir vorläufig Quartiere beziehen und überhaupt demnächst im Vorpostendienst von der 2. Brigade abgelöst werden. Noch dämmerte es kaum, als wir aus Coeuilly herausmarschierten. Während aber die beiden anderen Kompagnien des Bataillons den Marsch nach Villiers fortsetzten, machten die 7. und 8. Kompagnie einige hundert Schritte vor dem Damm der Bahnlinie Paris—Mülhausen Halt. Die Sektionen schwenkten ein.

Hauptmann Freiherr von Lützow, der an Stelle des verwundeten Major Schäffer das Kommando über das Bataillon übernommen hatte, berief die Offiziere der beiden Kompagnien zu sich. Bald wurde auch der Mannschaft eröffnet, es sei der Befehl gekommen, die Dörfer Brie und Champigny dem Feinde wieder zu entreißen und diesen über die Marne hinüberzuwerfen. Die 1. württembergische Brigade habe das Dorf Champigny, eine sächsische das Dorf Brie zu stürmen. Unser Halbbataillon speziell solle die Franzosen aus ihrer Stellung bei den Kalköfen und dem Gehölz von Le Plant vertreiben.

Die Kompagnien wurden auseinander gezogen. Die 8. Kompagnie auf dem linken Flügel sollte Verbindung suchen mit dem rechten Flügel des 7. Regiments, von dem aber vorerst nichts zu sehen war. Die Schützenzüge schwärmten aus, die anderen Züge folgten geschlossen. In aller Stille rückten wir vor durch die Postenkette der Pommern, welche mit Tagesanbruch weit zurückgezogen worden waren. Bald krachten vorne die ersten Schüsse; unsere Schützen, geführt von Leutnant Bödicker, waren am Feind, der durch den Angriff vollständig überrascht wurde. Ein weiterer Zug schwärmte aus, und das Ganze rückte mit Mantel und Tornister im Laufschritt noch mehr als 500 Schritte vor. Jetzt kam das Gefecht zum Stehen und gleichzeitig bewies lebhaftes Gewehrfeuer, das von Brie auf unserer rechten und von Champigny auf der linken Seite herüberscholl, daß auch dort der Kampf begonnen hatte. Unmittelbar vor uns war ein vom Feind besetztes kleines Gehölz, durch welches der Bach La Lande floß; links von diesem auf sanft ansteigender Höhe befanden sich die Kalköfen, bei welchen eine Batterie und zwei Mitrailleusen aufgefahren waren. Immer stärker wurde der Lärm des Gewehrfeuers, in welches schon von beiden Seiten der

Donner der Kanonen, sowie das schnarrende Rollen der uns gegenüberstehenden Mitrailleusen sich mischte. Auch um unseren Zug, der noch immer geschlossen als Unterstützung zurückgehalten wurde, schwirrten die feindlichen Kugeln. Wie eine wahre Erlösung begrüßten wir es deshalb, als unser tapferer Führer Hauptmann von Lützow, den Säbel schwingend, auch uns den Befehl zum Angriff, zunächst auf das Gehölz, erteilte. Es war sein letzter Befehl! In demselben Augenblick traf ihn eine feindliche Kugel; er fiel tot an meiner Seite nieder.

Erbittert über den Verlust des Führers stürmten wir mit lautem Hurra vor in die Schützenkette. Fest an meiner Seite hielten meine treuen Schlafkameraden, die beiden Brüder Schönleber. Noch im Anstürmen vertrauten wir uns, einer dem andern, die letzten Grüße an die Heimat an. Je weiter wir vordrangen, desto unheimlicher wurde das pfeifende Zischen der Kugeln, die rechts und links an uns vorbeisausten und in unsere Reihen einschlugen. Ein braver Unteroffizier, Obermann Jahn, wird wenige Schritte von mir entfernt von einer Kugel mitten durch die Stirne getroffen und stürzt lautlos zusammen. Kurz darauf sehe ich Th. Schönleber, den älteren der beiden Brüder, fallen. Rasch ist der jüngere, Max, an seiner Seite, ebenso schnell aber hat er mich wieder erreicht und teilt mir mit, es sei ein Schuß in den Arm und scheine nicht gefährlich zu sein. So war es auch in der Tat, aber wenige Augenblicke nachher muß der Bruder Max die Todeswunde erhalten haben. Ich selbst sah und hörte an jenem Tag nichts mehr von ihm, so oft ich mich auch nach ihm umschaute. Erst später erfuhr ich, daß unser lieber und guter Kamerad Max Schönleber, der wegen seines stets heiteren Sinnes und seines stets gefälligen Wesens ein besonderer Liebling aller gewesen ist, abends am Saume des

Gehölzes, bis zu welchem wir allmählich vorgedrungen waren, von zwei Kugeln durchbohrt, tot aufgefunden worden sei.

Beinahe atemlos langten wir bei unseren Schützen an und rissen diese bis in die Mitte des Gehölzes mit vor. Hier stießen wir auf einen Drahtverhau, welcher weiteres Vordringen erschwerte. Wir umgingen ihn auf der linken Seite. Nunmehr aber traten in dem Wäldchen selbst zahlreiche Feinde, welche allmählich von ihrer Überraschung sich erholt hatten, uns entgegen. Auch außerhalb des Wäldchens auf der links seitwärts vor uns ansteigenden Anhöhe vor den Kalköfen und den dort postierten Kanonen und Mitrailleusen befanden sich feindliche Schützen. So entspann sich auf eine Entfernung von 100 bis 150 Schritten mit den immer zahlreicher werdenden Feinden ein lebhaftes Feuergefecht.

Froh, endlich auch zum Schuß zu kommen, nahm ich Stellung hinter einer alten Tanne und entsandte von hier aus, die einzelnen Gegner scharf aufs Korn nehmend, Kugel auf Kugel gegen den Feind. Da verspürte ich plötzlich am rechten Bein einen durch Mark und Bein gehenden Schmerz, wie wenn ich von einem elektrischen Schlage getroffen wäre. Sofort war mir klar, daß ich nun auch verwundet sei. Allein da ich zunächst keine besonderen Schmerzen empfand, so machte ich mir weiter nichts aus der Sache, sondern feuerte ruhig weiter und ging sogar mit den andern noch um etliche zwanzig Schritte weiter vor. Auf einmal aber schlugen die Kugeln nicht mehr allein von vorne, sondern auch von der Seite und von hinten auf uns ein. Neue feindliche Abteilungen — wie ich später erfuhr, zwei ganze Bataillone Linieninfanterie von der Brigade Paturel — hatten von rückwärts unseren linken Flügel umfaßt und rückten in langer Schützenkette im Sturmschritt heran, uns von Coeuilly und Villiers gänzlich abzuschneiden.

So blieb nichts übrig, als schleunigster Rückzug über dieselbe Strecke, über die wir vorher in fast viertelstündigem Anlauf vorgedrungen waren, die aber jetzt von verheerendem Kreuzfeuer bestrichen war. Auch ich wollte den Enteilenden folgen, allein jetzt machte die Wunde sich fühlbar. Wohl war ich noch imstande, langsam weiter zu humpeln, wenn ich mich auf mein Gewehr stützte; aber laufen und dazu so rasch, als es hier zu laufen galt, wenn man nicht abgefaßt werden wollte, das war mir schlechterdings unmöglich. So legte ich mich denn bald in stiller Ergebung bei einem Baum an dem Rande eines trockenen Wässerungsgrabens nieder, auf alles, auch auf das Schlimmste gefaßt. Immer weiter entfernten sich die Freunde, immer näher kamen die Feinde. Unheimlich schwirrten von beiden Seiten die Kugeln über mich hin und schlugen rechts und links neben mir ein. Unwillkürlich mußte ich der Angehörigen zu Hause gedenken. Mit dem Gefühl, daß ich tun müsse, was möglich sei, um mich den Meinen zu erhalten, ließ ich mich in den Graben hinunterrollen, der wenigstens einigen Schutz vor den Kugeln gewährte. Wenige Schritte von mir entfernt lagen oder saßen in demselben Graben andere, zum Teil unverwundete Kameraden von der 7. und 8. Kompagnie. Infolge des langen, im Mantel und mit dem Tornister auf dem Rücken ausgeführten Anlaufs über eine Strecke von fast einem Kilometer gänzlich ermattet, hatten sie die Hoffnung zu entrinnen aufgegeben und auf weitere Gegenwehr verzichtet, die angesichts der mehr als zehnfachen feindlichen Überzahl Wahnsinn gewesen wäre.

Und nun stürmten die Feinde heran in ihren blauen Mänteln und roten Hosen, das Bajonett weit vorgestreckt, mit wildem Zuruf sich gegenseitig anfeuernd. Auf einen Ellenbogen gestützt erwartete ich die Herankommenden, welche mit drohenden Gebärden uns zuriefen, wir sollen

uns ergeben. Ich erwiderte, ich sei verwundet, und wider Erwarten ließen sie mich und, soviel ich wahrnehmen konnte, auch die andern deutschen Kameraden gänzlich unbehelligt. Alle waren in höchster Erregung. Unter fortwährendem Feuern, das jedoch, soweit ich es übersehen konnte, von den einzelnen mit großer Ruhe und Sicherheit ausgeführt wurde, eilte die ganze Schützenlinie über uns weg und stürmte gegen den Bahndamm weiter, gegen welchen die Unsrigen sich zurückgezogen hatten. Trotz der kritischen Lage hatte ich doch ein gewisses Gefühl der Beruhigung bei dem Gedanken, daß jeden Augenblick von dem Park von Coeuilly aus zwei preußische Bataillone hervorbrechen und die Franzosen ihrerseits wieder in der Flanke fassen werden.

Während die übrigen unter großem Geschrei und fortwährenden Rufen der Offiziere, wie: „En avant mes braves!“ „ça va bien!“ „nous avançons!“ ꝛc. sich allmählich von uns entfernten, nahm einer, ein junger, todesbleicher Krieger, neben mir in dem Graben Platz und klagte betrübt: „Mon Dieu que ça est triste! on se tue comme ça!“ Trotz des bitteren Ernstes der Situation mußte ich lachen. Aus meinem Brotbeutel zog ich meine Feldflasche heraus, gefüllt mit echtem Jamaikarum, mit dem mich tags zuvor mein Freund Julius Zindel aus Stuttgart erfreut hatte. Beide sprachen wir in brüderlicher Gemeinschaft dem herzstärkenden Tranke zu. Doch nur zu bald wurde unser trauliches Zusammensein gestört. Ein französischer Korporal führte eine Anzahl unverwundeter Gefangener, großenteils Angehörige meiner Kompagnie, in der Richtung nach Paris. Grimmig fuhr er meinen unter so eigentümlichen Verhältnissen gewonnenen neuen Freund an und schickte ihn seinen Kameraden nach. Mir selbst aber befahl er, ihm zu folgen. Als ich auf meine Verwundung hinwies, verlangte er, daß

meine Kameraden mich tragen. In der sicheren Hoffnung, daß mit Hilfe der Pommern die Franzosen in kürzester Frist wieder zurückgeworfen sein würden, bat ich ihn, doch schwerer Verwundete zurückzuschaffen, mich aber liegen zu lassen. Allein jetzt wurde der Befehl mit solchem Nachdruck wiederholt, daß ich mich in mein Schicksal ergab. Gestützt auf die Schultern zweier Kameraden meiner Kompagnie, des Studierenden der Rechte Paul Dulk aus Stuttgart (gestorben am 8. September 1908 als Rechtsanwalt in Balingen) und des alten Landwehrmannes Seeger aus Edelweiler im Schwarzwald (jetzt pensionierter Straßenwärter in Wart bei Nagold), humpelte ich hinter den andern drein bis zu den Kalköfen, wo eben eine weitere Mitrailleuse auffuhr. Hinter den Kalköfen wurde Halt gemacht und meine Wunde, welche aus zwei Öffnungen blutete, untersucht. Die Kugel war durch den Schaft der Normalstiefel und durch die rosafarbigen Strümpfe des Bäschens aus der Heimat vorne eingedrungen und nach rückwärts wieder hinausgefahren und hatte das Schienbein des rechten Fußes gestreift. Nach den Öffnungen des Schußkanals muß sogar angenommen werden, daß die Kugel dem Knochen ausgewichen ist. Ich konnte also immerhin von Glück sagen, daß es noch so gnädig abgelaufen war.

Nachdem an meine Wunde ein notdürftiger Verband angelegt war, mußte ich noch die schmerzliche Demütigung über mich ergehen lassen, daß mir, der ich ja jetzt ein Gefangener war, von einem Unteroffizier das Seitengewehr mit dem Leibriemen und der Patronentasche abgenommen wurde. Einigermaßen tröstlich waren mir hierbei nur die wenig erfreuten Mienen, mit denen er und die Umstehenden die Wahrnehmung begleiteten, daß der Inhalt meiner Patronentasche bis auf wenige Stücke verschossen war.

Bald ging es weiter in der Richtung nach Le Plant und Paris, vorbei an mehreren hinter den Kalköfen in Reserve stehenden Bataillonen Linieninfanterie. Halb getragen von meinen treuen Kameraden schleppte ich mich fort, und wir gelobten uns, wie es auch kommen möge, fest und treu zusammenzuhalten. General Trochu mit seinem Stab ritt an uns vorbei, schien aber Wichtigeres zu tun zu haben, als um uns sich zu kümmern. Um so neugieriger waren die Blicke, mit welchen die zahlreichen Schlachtenbummler, meist in der Uniform der Nationalgarde oder wenigstens mit Militärmützen auf dem Kopfe, uns musterten. Aus einer solchen Gruppe trat in der Nähe von Le Plant ein freundlicher älterer Herr mit hellbraunem, schon etwas ins Gräuliche übergehendem Vollbart in Uniform und die Binde mit dem Roten Kreuz um den Arm auf uns zu. Es war, wie sich nachher ergab, der in der Pariser Vorstadt St. Maur les Fossés ansässige praktische Arzt Dr. Bitterlin, welcher dort ein Lazarett eingerichtet hatte. Wohl durch meine Brille auf mich besonders aufmerksam geworden, fragte er mich in gebrochenem Deutsch: „Sein Sie Student?“ Ich bejahte dies französisch, und darauf lud er mich ein, in seine Ambulanz zu kommen, mir versprechend, daß er mich unter seinen besonderen Schutz nehmen werde. Dankend lehnte ich ab und bat, mich nicht von meinen Kameraden zu trennen; allein ehe ich recht wußte, wie mir geschah, saß ich auf dem Vordersitz eines Wagens und hielt in der Hand eine große Flasche mit Wein, die ein mitleidiger Samariter mir auf den Weg mitgegeben hatte.

Kaum hatte ich noch Zeit, meinen Kameraden ein schmerzliches Lebewohl zuzurufen; dann fuhren wir weiter, während hinter uns der Lärm der Schlacht immer stärker und heftiger wurde. Vorn auf dem Bock unseres Wagens neben dem Kutscher saß unser Arzt: „Monsieur le Major“,

wie er sich am liebsten nennen hörte. Auf einer Bank hinter dem Bock saß ich neben einem schon älteren französischen Linienoffizier, Kapitän Pietri, der einen Schuß durch das Handgelenk hatte. Hinten unter einem Zeltdach, der Länge nach auf einer Bahre ausgestreckt, lag ein jüngerer Offizier, Leutnant Sabouret, der durch den Oberschenkel geschossen war. Unser Weg führte von den Häusern von Le Plant direkt nach Joinville le Pont, vorbei an eifrig mit dem Aufwerfen von Schanzen beschäftigten Genietruppen und an zahlreichen, in unbeschreiblicher Unordnung einhermarschierenden Bataillonen der Mobilgarde. Dann ging es auf den am 30. November errichteten Schiffbrücken über die Marne hinüber nach Joinville und weiter nach St. Maur les Fossés.

Mein Nachbar verhielt sich gegen meine schüchternen Versuche, eine Unterhaltung anzuknüpfen, ziemlich ablehnend. Ich überließ ihm deshalb die Weinflasche und versank mehr und mehr in düstere Gedanken. Ich war ja nun ganz allein in der feindlichen Stadt, in der alles in wilder Gärung begriffen war. Die Zeitungen hatten ausführlich berichtet von jenem Vorspiel des Kommuneaufstandes, wo am 31. Oktober 1870 die revolutionären Arbeiterbataillone von Paris den General Trochu und andere Mitglieder der Regierung auf dem Stadthaus überrumpelt, dieselben eine Zeitlang gefangen gehalten hatten und nahe daran gewesen waren, sich der Gewalt zu bemächtigen. Wie leicht konnte das mit besserem Erfolg sich wiederholen, und welches Schicksal hatte dann ein gefangener Prussien zu gewärtigen!

Aus diesen Gedanken wurde ich erst gerissen, als unser Wagen, es mochte etwa 9 Uhr vormittags sein, vor einem stattlichen Gebäude hielt, welches mit großen Buchstaben die Überschrift trug: „Pensionat de jeunes filles.“ An der

Pforte nahmen uns zwei ältere, in das Ordensgewand der religieuses du St. Sacrement gekleidete Damen, die Schwestern Ste-Rosine und Ste-Thérasie, sowie eine weitere, gleichfalls schon ältere Dame in bürgerlicher Kleidung, in Empfang. Gestützt auf die ältere der beiden Nonnen, Madame Ste-Thérasie und auf die Dame in bürgerlicher Kleidung, welche beide ihrem Mitleid mit dem „pauvre garçon et encore si jeune“ in teilnehmenden Worten Ausdruck verliehen, humpelte ich die breiten Treppen des geräumigen Hauses hinauf. Oben wurde ich in einen großen, durch hohe Fenster angenehm erleuchteten Saal geführt. In diesem waren etwa 16 Betten aufgeschlagen, je 8 zu beiden Seiten der langen Wände, und je einen bis zwei Schritte voneinander entfernt. Der größere Teil der Betten war mit Kranken, durchweg Franzosen, belegt, welche mit neugierigen Blicken den Eintretenden musterten. Mit den Worten: „Voila un jeune Prussien, mais maintenant votre camarade!“ führte mich die Dame in weltlicher Kleidung, welche ich später als Mademoiselle Aurélie kennen lernte, an ein leeres Bett so ziemlich in der Mitte des Saals. Ich setzte mich auf das Bett und begrüßte nach einigem Zaudern meine zukünftigen Zimmergenossen mit den Worten: „Bonjour mes camarades!“ Zugleich legte ich meinen treuen Tornister ab, den ich bis jetzt auf dem Rücken behalten hatte. Etwas verstört und verlegen mag ich dabei wohl dreingeschaut haben. Jedenfalls empfand ich ein außerordentlich wohltuendes Gefühl, als sie meinen Gruß mit mitleidiger Freundlichkeit erwiderten. Sie fragten mich, wann und wo ich verwundet worden sei. Eben begann eine Unterhaltung zwischen uns sich anzuspinnen, als Madame Ste-Rosine, die andere der beiden Ordensschwestern, welche zunächst wegen der verwundeten Offiziere das Nötige angeordnet hatte, hereinstürzte

und erklärte, ich könne nicht hier bleiben, sie habe für mich ein anderes Zimmer bestimmt. Das freundliche Entgegenkommen der französischen Soldaten hatte mir Mut und Zuversicht eingeflößt und ich wäre ganz gerne in ihrer Mitte geblieben. Auch sie waren sichtlich wenig erfreut, als ich mit der neuen Führerin den Saal wieder verließ. Draußen sagte mir diese, sie habe sofort gesehen, daß ich „de bonne famille" sei; sie wolle mir deshalb ein eigenes Zimmer einräumen, um besser für mich sorgen zu können.

Ich wurde in ein schön eingerichtetes, freundliches Zimmer geführt, in welchem eine große Himmelbettlade mit schönen dunkelgrünen Vorhängen stand. Dort entkleidete ich mich rasch unter der Beihilfe eines jungen Mannes aus Paris, der unserem Arzt an diesem Tag assistierte. Bald kam dieser selbst und untersuchte meine Wunde. Er sprach zuerst vom Abnehmen des Fußes, doch nur zum Scherz und um mich sofort zu versichern, die französischen Ärzte amputieren nur im äußersten Notfall, sie seien in erster Linie „conservateurs". Nicht ohne mir einige Schmerzen zu bereiten, zog er mehrere Fetzen Leder, Wolle und Tuch aus der Wunde, reinigte den Schußkanal gründlich und legte alsdann mit Charpie und Karbolöl einen Verband an, indem er wiederholt ausrief: „Mais que vous aviez de la chance!" Er setzte mir auseinander, wenn die Kugel, die er unbedingt für eine Mitrailleusenkugel erklärte, mich nur e i n e n Millimeter weiter gegen die Mitte des Beins getroffen hätte, so wäre dieses ohne allen Zweifel zerschmettert worden.

Kaum war der Arzt fertig, so trat die Schwester Ste-Rosine mit einer dampfenden Kaffeeschale an mein Bett und fragte mich, schalkhaft lächelnd, ob sie nicht etwa vorher kosten solle, damit ich sicher sei, daß man mich nicht vergifte. Ich erwiderte, wenn sie mich vergiften wolle, so

habe sie dazu noch Gelegenheit genug, und schlürfte in großen Zügen den dargebotenen Labetrank. Der Arzt empfahl mir nun zu ruhen, das Wundfieber werde ohnedies bald sich einstellen. Schwester Ste-Rosine zog die Vorhänge zu, ich legte mich auf die Seite und hörte kaum noch, wie alles auf den Zehen aus dem Zimmer ging und die Türklinke mit leiser Vorsicht in das Schloß gelegt wurde.

Über 3 Stunden hatte ich geschlafen, als ich gegen 1 Uhr nachmittags erwachte. Es bedurfte einiger Augenblicke, bis ich in dem fremden Raum mich zurechtfand und über meine Lage mir klar wurde. Noch donnerten die Kanonen und krachten die Salven des Kleingewehrfeuers. Aber alles war eher näher als vor einigen Stunden. Da ich wußte, daß heute hinter den Unseren zahlreiche Reserven standen, so zweifelte ich keinen Augenblick, daß die Sache für die deutschen Waffen gut stehe. Um so mehr kränkte es mich, daß ich den Sieg nicht sollte mitfeiern dürfen, sondern in die Hände des Feindes gefallen war. Ehe indessen dieser bittere Gedanke so recht Herr in mir werden konnte, kam Schwester Ste-Rosine herein und erkundigte sich mit liebenswürdiger Teilnahme nach meinem Befinden. Sie fügte hinzu: „Vos camarades vous reclament“ und erzählte mir, die anderen Verwundeten haben den dringenden Wunsch ausgesprochen, daß ich zu ihnen verbracht werde. Dieses Verlangen entsprach durchaus auch meinen Wünschen, denn ich hatte das natürliche Bestreben, in der feindlichen Stadt mir so viel Freunde als möglich zu gewinnen. Ich erklärte mich also bereit, je eher je lieber in den allgemeinen Krankensaal überzusiedeln. Ich kleidete mich notdürftig an und humpelte, auf den Arm von Madame Ste-Rosine gestützt und meinen Tornister am Arm, in jenen Saal hinüber. Dort wurde ich mit freudigem Zuruf empfangen. Meine frische Gesichtsfarbe und die volle Run-

dung meiner Wangen riefen allseitiges Staunen hervor; einer um den andern rief: „Mon Dieu comme il a bonne mine!“ „Il est frais comme une rose!“ „Ils n'ont pas la famine chez eux!“ und ähnliches.

Ich kam neben einen französischen Korporal von der Linie mit feinem schwarzen Schnurrbart, lebhaften und verschmitzten Augen und dunkel gebräunten Wangen zu liegen. Mit etwas schnarrender Stimme fragte er mich: „Comment est-ce-que tu t'appelles?“ „Karl Geyer oder besser Charles Geyer“ entgegnete ich, worauf er lachend sagte: „Je ne saurais pas dire Geyer, je te dirai toujours Charles!“ Das mir so angebotene „Du“ ohne weiteres annehmend, sagte ich meinerseits zu ihm: „Et comment est-ce-que tu t'appelles?“ — „Pierre Guignard“ erwiderte er, worauf ich meinerseits sagte: „Je ne saurais pas dire Guignard; je te dirai toujours Pierre!“ Alle lachten, und wie ich mit diesem einen gute Freundschaft schloß, geschah es bald auch mit den andern. Dabei kamen mir die reichen Vorräte meines Tornisters und meines Brotbeutels trefflich zu statten, so insbesondere eine Braunschweiger Rauchwurst, ein Laib Ulmer Zuckerbrot, der großväterliche Gansschlegel und die noch halbvolle Rumflasche, lauter Dinge, die ich bereitwillig unter meine neuen Kameraden verteilte. In wenigen Stunden waren wir die besten Freunde, alle sagten Du zu mir und nannten mich nur bei meinem Vornamen. Kein Mensch hätte geglaubt, daß wir kaum erst aufeinander geschossen und uns mit Ingrimm nach dem Leben getrachtet hatten. Das in diesem Krieg so oft gebrauchte französische Wort: „à la guerre comme à la guerre!“ bewährte sich eben auch hier, und zwar von einer neuen Seite in seiner ganzen Wahrheit.

Zweite Abteilung.

Verwundet und gefangen zu Paris.

IX.

Das Mädchenpensionat zu St. Maur und seine Bewohner während der Belagerung von Paris.

So war ich denn herausgerissen aus dem schönen und behaglichen Kreis der Freunde und Kameraden des Regiments; jede Verbindung mit der Heimat war abgeschnitten, mutterseelenallein und infolge meiner Verwundung doppelt hilflos lag ich in der feindlichen, von wilden Leidenschaften durchwühlten Stadt, belagert von den eigenen Freunden. Meinem neuen Wohnort unmittelbar gegenüber auf der Höhe von Chennevières standen die deutschen Batterien. Das längst erwartete, von mir selbst so oft mit Ungestüm verlangte Bombardement konnte jeden Augenblick eröffnet werden und ringsumher Tod und Verderben verbreiten. Indessen das freundliche Wohlwollen, das mir von allen Seiten vom ersten Augenblick an dargebracht wurde und der leichte Sinn der Jugend ließen mich bald das Bedenkliche meiner Lage gänzlich vergessen. Nur eines habe ich während der ganzen Zeit schmerzlich empfunden, die vollständige Abgeschlossenheit von der Heimat! Während der ganzen Belagerung blieb ich gänzlich im Ungewissen dar-

über, ob denn auch meine Angehörigen in der Heimat Kenntnis von meinem Schicksal hatten, ob sie mich nicht längst als tot beklagten. Nicht minder schwer lastete auf mir die Unmöglichkeit, von Hause und über das Schicksal meiner Kameraden auch nur die geringste Kunde zu erhalten. Gleich am ersten Tag gab ich gegenüber den zahlreichen, mein Lager umstehenden Franzosen, die eifrig bemüht waren, mich zu trösten und wegen der Zukunft zu beruhigen, meinem Kummer hierüber Ausdruck. Da fragte mich ein Herr mit dunklem Bart, was ich denn wünsche, daß von mir nach Hause berichtet werde. Er schrieb sich die Adresse meiner Eltern auf und entfernte sich sodann. Ich habe ihn nicht wieder gesehen, auch, solange ich in Paris war, nichts mehr von ihm gehört, und hatte den ganzen Vorgang fast vergessen. Als ich aber mehr als zwei Monate später nach Hause kam, wurde mir ein Brief aus Paris vom 3. Dezember 1870 übergeben, welcher am 10. Dezember mit der Adresse: ‚Prière de faire parvenir à Mr. Geyer Stuttgart, Württemberg' bei meinen Eltern eingetroffen war und folgendermaßen lautete:

„Monsieur!

Votre fils a été blessé à la jambe — la plaie va très bien et il sera remis en peu de temps — il est très bien soigné par les Religieuses du St. Sacrement dans leur ambulance à Sant Maur les fossés — Seine près Paris — soyez sans inquiétude sur son sort — quoique prisonnier — les autres blessés français lui tiennent compagnie. Il vous fait dire, d'être rassuré sur son sort, car il est en très bonnes mains.

J'ai l'honneur Monsieur de vous saluer

Droguiste 45 faubourg St. Denis. Juven.

Ich zweifelte keinen Augenblick, daß jener Unbekannte und der Absender dieses Briefes eine und dieselbe Person war und unauslöschlicher Dank erfüllte meine Angehörigen und mich für diesen edlen Menschenfreund. Es war die erste

Nachricht, welche über die Vermißten meines Regiments in die Heimat drang. Als etliche Tage nachher die offizielle Namensliste der nach Paris verbrachten Gefangenen und Verwundeten bekanntgegeben wurde, stand mein Name nicht darauf. Die Regierung in Paris hatte keine Zeit, sich um die in Privatlazaretten untergebrachten Prussiens zu bekümmern.

Doch es ist Zeit, daß ich den Leser mit dem Haus, in welches er mich begleitet hat, und mit dessen Bewohnern näher bekannt mache. Unser Lazarett befand sich auf der gegen die Marne allmählich abfallenden Hochfläche von St. Maur etwas hinter dem südlichen Rand derselben. Es lag Champigny und dem Schauplatz unserer Kämpfe unmittelbar gegenüber. Von den obersten Räumen des Hauses übersah man die am jenseitigen Ufer ansteigenden Höhen von Chennevières und Coeuilly. Leider war ich selbst durch meine Verwundung ans Bett gefesselt und mußte so auf die schmerzliche Freude verzichten, das Lager und die Kanonen der Freunde mit dem Auge wenigstens zu grüßen.

Unser Haus war ein großes zweiflügeliges Gebäude mit einem ausgedehnten Garten. In einem Anbau gegen den Garten befand sich eine einfache, aber würdige Kapelle mit bemalten Fenstern und einigen Bildern, über dem Altar stand auf einem Postament eine schöne blendend weiße Statue der Jungfrau Maria. In dem bequem und geschmackvoll eingerichteten Anwesen befand sich in gewöhnlichen Zeiten eine jener unzähligen katholischen Erziehungsanstalten für Töchter, welche von Ordensschwestern geleitet und bis vor wenigen Jahren in weitem Umfang in Frankreich die Stelle unserer höheren Töchterschulen vertreten haben.

Das Pensionat de jeunes filles in St. Maur les Fossés gehörte dem Orden der Religieuses du St. Sacrement.

Dieser Orden, dessen Mutterhaus sich in Romans bei Valence in der Dauphinee befand, hatte in verschiedenen Gegenden von Frankreich und auch in der Umgebung von Paris, namentlich in Montretout, noch ähnliche Anstalten, welche alle untereinander in Verbindung standen. Nach allem, was ich während meines Aufenthalts im Lazarett und bei einem späteren Besuch in St. Maur gehört und wahrgenommen habe, waren die Institute des Ordens musterhaft geleitet. Große Sorgfalt wurde, wie auch mein Arzt mir oft erzählte, auf die körperliche Ausbildung der Zöglinge und auf die Gesundheitspflege verwendet. Als eine besonders wichtige Aufgabe aber betrachteten es die Leiterinnen dieser Anstalten, den ihnen anvertrauten Mädchen im Alter zwischen 12 und 16 Jahren neben den wünschenswerten theoretischen Kenntnissen Sinn und Verständnis für das Hauswesen und für häusliche Geschäfte beizubringen. Infolge der seitdem, kurz nach der Jahrhundertwende, eingetretenen wesentlichen Veränderung in dem Verhältnis zwischen Kirche und Staat in Frankreich sind jetzt (1910) diese Anstalten alle verschwunden und die Gebäude in Privatbesitz übergegangen; so auch mein idyllisches ehemaliges Kriegslazarett in St. Maur, in dem zurzeit eine konfessionslose Unterrichtsanstalt für Knaben sich befindet.

Als bald nach dem Ausbruch des Krieges die Franzosen Niederlage auf Niederlage erlitten und die deutschen Heere immer näher gegen Paris heranrückten, hatten die Eltern ihre Kinder zurückgezogen. Die Ordensschwestern waren zunächst noch geblieben. Veranlaßt durch den Orts- und Pensionsarzt Dr. Bitterlin und einige andere patriotische Männer und Frauen von St. Maur hatten sie ein Lazarett für vorerst 50 Betten errichtet, wozu das für 120 Zöglinge bestimmte Gebäude besonders geeignet erschien. Das neue Lazarett stand unter der Pariser Société de

Secours vom Roten Kreuz und war von der Militärverwaltung dem Hospital in Vincennes als Hilfslazarett beigegeben. Am 10. September konnte das Lazarett eröffnet werden. Allein schon am 14. September versagte der durch die große Umwälzung vom 4. September ans Ruder gekommene neue Gemeinderat von St. Maur (conseil municipal) der Fortführung des Spitals die Genehmigung. Begründet wurde diese Verfügung damit, ein Krankenhaus habe einen Freibrief (sauvegarde), ein Erziehungshaus von Ordensschwestern verdiene keine Befreiung von den Kriegslasten; überdies verlasse ja die Gemeindebehörde die Gegend, ein Krankenhaus in St. Maur wäre also nur Vorarbeit „pour les Prussiens".

Neben dem Haß der wie es scheint meist noch recht jugendlichen Freiheitshelden gegen die Religieuses war das gewalttätige Vorgehen des Munizipalrats dadurch veranlaßt, daß in der ersten Furcht vor den herannahenden Prussiens der Befehl ergangen war, das ganze Gelände außerhalb der Festungswerke zu verlassen und mit Hab und Gut nach Paris zu kommen. Ein flammender Protest des Hilfskomitees von St. Maur, an dessen Spitze Dr. Bitterlin stand, blieb zunächst erfolglos. Fünfzehn der in St. Maur stationierten Schwestern fuhren am letzten Tage, an dem dies überhaupt noch möglich war, mit der Lyoner Bahn nach dem Mutterhaus in Romans. Nur zwei ältere Damen, die schon mehrfach genannten Schwestern Ste-Rosine und Ste-Thérasie, „les vieux troupiers", wie die erstere scherzhaft meinte, blieben. Auch sie aber zogen zunächst nach Paris. Ihr Haus ließen sie trauernd zurück, vollständig eingerichtet und ausgestattet zur Aufnahme von Kranken und Verwundeten. Das Komitee selbst aber blieb aufrecht und ohne Furcht auf seinem Posten, dank der Festigkeit und dem patriotischen Pflichtgefühl seines treff-

lichen Präsidenten Dr. Bitterlin, in dessen Haus, Rue du Four 19, das Lazarett provisorisch übersiedelte.

Schon anläßlich der Scharmützel vor Paris am 17. September kamen die ersten Verwundeten. Bald füllten sich St. Maur und die angrenzenden Orte Varenne, Joinville ꝛc., sowie die Forts Rosny und Nogent mit zahlreichen Truppen aller Art. So wuchs auch rasch die Zahl der Kranken und Verwundeten. Ein eifriges Komiteemitglied, der würdige und menschenfreundliche Pfarrer Collomb von St. Maur, veranlaßte deshalb die beiden Schwestern Ste-Rosine und Ste-Thérasie, von Paris nach St. Maur zurückzukehren. Aber in welchem Zustand mußten diese ihr bisher so sorglich gehütetes und gepflegtes Heim wiederfinden! Wie hatten in verhältnismäßig kurzer Zeit die Mobilgardisten und Linientruppen in jener Gegend gehaust! „Die Möbel übereinander geworfen, die Schubladen umgestürzt, die Wertgegenstände geplündert, Trümmerstücke aller Art auf dem Boden zerstreut, die Türen eingeschlagen, die Scheiben zerbrochen, die Fenster gewaltsam aufgesprengt, ein großer Teil des Weißzeugs gestohlen, — ein Durcheinander und ein greulicher Kothaufen von Büchsen, Schachteln, Büchern, Kleidungsstücken, Papier, Leinwand und Gegenständen aller Art, die durchstöbert, umgestürzt, besudelt, zerstreut, weggeworfen, zerbrochen, geplündert waren!“ So schildert Dr. Bitterlin in seinem nach dem Friedensschluß erstatteten amtlichen Bericht den Zustand des Hauses: „verschuldet“, wie er mit innerer Empörung hinzufügt, „durch die ebenso eigenmächtigen als böswilligen Maßnahmen einer Behörde, die nur den Ruin herbeiführte, ohne jeden Nutzen für die brutale und einfältige Politik armseliger Ignoranten!“

Indessen die beiden wackeren Schwestern Ste-Rosine und Ste-Thérasie ließen sich nicht abschrecken. Mit unverdrossenem Eifer gingen sie ans Werk. Kurz nach ihrer

Rückkehr, am 1. November, konnte das Lazarett wieder eröffnet werden mit 20 Betten, die bald auf 30 vermehrt wurden. In den drei Monaten November, Dezember und Januar haben dort 141 Kranke in 1870 Verpflegungstagen Aufnahme gefunden, von denen acht, d. h. 5 %, gestorben sind. Die Kosten, welche großenteils von Dr. Bitterlin und dem Schwesternorden vorgestreckt wurden, beliefen sich auf 5490 Frcs., also auf je 3 Frcs. für einen Verpflegungstag. Mit berechtigtem Stolz vergleicht Dr. Bitterlin in seinem schon erwähnten Bericht diese Zahlen mit der Statistik über die Lazarette, welche von der Société de Secours vom Roten Kreuz in Paris unmittelbar geleitet wurden. Diese hat für 4080 Verwundete bei 597 Toten in 80 468 Verpflegungstagen im ganzen 1 287 095,93 Frcs. verrechnet, also bei 15 % Toten 16 Frcs. für einen Verpflegungstag, somit das Drei- bezw. Fünffache unseres Lazaretts. Diese Zahlen hat Dr. Bitterlin in einem späteren Bericht vom 5. Februar 1874 dem französischen Kriegsminister und dem Pariser Zentralkomitee vom Roten Kreuz unterbreitet, weil er mit Nachdruck darauf hinwirken wollte, daß die nach seiner Überzeugung unerläßliche Vermehrung der im Kriegsfall für die Verpflegung von Verwundeten erforderlichen Hilfsmittel und Einrichtungen am zweckmäßigsten und billigsten erreicht werde durch eine „unbegrenzte Zahl kleiner, jeweils für die Kriegsdauer einzurichtender Spitäler".

In der Tat: ein ganz einzigartiges Glück im Unglück ist es für mich gewesen, daß ich bei meiner Verwundung und Gefangennahme gerade diesem ausgezeichneten Mann in die Hände gefallen bin; für die ganze Zeit meines Lebens fühle ich mich ihm zu unauslöschlichem Dank verbunden! Daß ich seinen ausgezeichneten Verdiensten und seiner wahrhaft edlen Persönlichkeit in diesen Erinnerungen ein bescheidenes Denkmal errichten darf, bereitet mir um so mehr Freude

und Genugtuung, als in seinem eigenen Vaterland seine Verdienste, wenigstens zu seinen Lebzeiten, niemals voll anerkannt worden zu sein scheinen.

Dr. Elias Bitterlin war ein Mann zwischen 40 und 50 Jahren, hoch und schlank gewachsen mit freundlich blickenden hellen Augen und rötlichem, schon etwas ins Graue spielendem Vollbart. Er war Distriktsarzt in St. Maur les Fossés und chirurgien-major im 50. Bataillon der Nationalgarde de la Seine; als solcher trug er während der ganzen Belagerung Uniform. Mr. Bitterlin verband mit großer persönlicher Liebenswürdigkeit ein sicheres und entschiedenes Auftreten. In der Behandlung der Kranken war er höchst gewandt und sorgfältig und machte den Eindruck eines in jeder Hinsicht tüchtigen und unterrichteten Arztes. Dabei besaß er eine umfassendere allgemeine Bildung, als man nach den sonstigen Berichten bei dem Durchschnitt der französischen Ärzte antraf. Der Enkel eines aus der Umgegend von Straßburg eingewanderten Elsässers, war er des Deutschen einigermaßen mächtig, obwohl er hiervon mir gegenüber zu meinem Leidwesen nur wenig Gebrauch machte. Durch persönlichen Mut und Unerschrockenheit hatte er sich allenthalben in den größten Respekt gesetzt, namentlich auch bei den gänzlich undisziplinierten und zügellosen Mobilgardisten des Departements Seine (Paris) und Seine et Oise (Versailles), welche die ganze Gegend von St. Maur unsicher machten. Mehr als einmal ist er ganz allein plündernden Moblots, wie man die Mobilgardisten allgemein nannte, mit dem Revolver in der Hand entgegen getreten.

Mich behandelte er von Anfang an mit besonderer Auszeichnung und Liebenswürdigkeit. Daß mein Tornister außer einem am 30. November erbeuteten französischen Zelttuch kein fremdes Gut enthielt, berührte ihn angenehm.

Er ließ sich gerne von mir erzählen, wie bei uns der Dienst gehandhabt und auf strenge Mannszucht gehalten wurde. Mit Vorliebe pflegte er in der Folge den Besuchern unserer Ambulanz mich als „un modèle de discipline“ vorzustellen. Über dem Kopfende meines Bettes an der Wand war ein weißes Plakat angebracht, auf welchem mit großen Buchstaben in runder Schrift geschrieben stand:

Prussien:

Charles Geyer, caporal du premier régiment Württembergeois „Reine Olgue“ VIII. Comp. étudiant en droit de Stuttgart atteint d'une plaie au tiers inferieur de la jambe droite, ramassé du champ de bataille le 2. Decembre 1870

par

Mr. le Médecin-Major Bitterlin à St. Maur les fossés.

Reichlich versah mich der liebenswürdige Herr mit Büchern und Zeitungen. Oft verweilte er, nachdem die übrigen Patienten versorgt waren, zu längerem oder kürzerem Gespräch an meinem Bett. Auch das Gebiet der Politik blieb da nicht unberührt, und wir tauschten über die Vorzüge und Nachteile der republikanischen und der monarchischen Staatsform unsere Ansichten aus. Ich erklärte ihm, daß in Deutschland die erdrückende Mehrheit gegen die Republik sei, und auch er erachtete damals die Franzosen als nicht geeignet für die Republik. Er setzte für Frankreich seine Hoffnungen auf die konstitutionelle Monarchie unter dem Haus Orleans. Später hat er zwar mit der Republik seinen Frieden gemacht. Seine Grundrichtung aber blieb konservativ. Insbesondere hat er mit der radikalen Kirchenpolitik sich nie zu befreunden vermocht. Dies mag der Grund sein, warum auch später die eifrige Tätigkeit, welche er als Präsident des Comité Sectionnaire de St. Maur de la Croix Rouge Française bis in sein hohes Alter entfaltet hat, nicht die volle Anerkennung von seiten der Regierung der Französischen Republik gefunden hat. Besaß er doch nicht einmal

das Kreuz der Ehrenlegion, mit dem man in Frankreich doch sonst nicht eben zu kargen pflegt.

Noch zweimal hatte ich das Glück, den um mich so hochverdienten Mann wiederzusehen. Zuerst im Februar 1879 auf meiner Hochzeitsreise. Damals machte es ihm ein besonderes Vergnügen, meiner Frau es als ein hervorragendes Verdienst, das er um sie sich erworben habe, zu rühmen, daß er der flehentlichen, durch das Anerbieten von 2000 Frcs. unterstützten Bitte einer vornehmen Dame, ihr doch seinen Prussien zu überlassen, standhaften Widerstand geleistet habe.

Ein zweites Mal, im Sommer 1904, verlebte ich, gleichfalls in Begleitung meiner Frau, schöne Tage mit ihm in dem Seebad Luc sur Mer an der Küste der Normandie, südwestlich von dem bekannten Trouville. Obwohl 75 Jahre alt, war er geistig noch ganz frisch und auch körperlich recht rüstig. Auf einer mehrstündigen Segelfahrt, zu der er uns einlud und bei welcher das Meer schließlich recht bewegt wurde, ist er es gewesen, der von allen Teilnehmern die größte Seefestigkeit bewiesen hat. — Bis an sein am 19. November 1909 erfolgtes Ableben bin ich mit dem liebenswürdigen Manne, der mir ein väterlicher Freund geworden war und auch für meine Familie stets das regste Interesse gezeigt hat, in ständigem Briefwechsel geblieben. Auch auf seinen Sohn, den Dr. med. Georges Bitterlin, der in St. Maur sein Nachfolger geworden ist, und auf dessen Familie haben die freundschaftlichen Beziehungen sich übertragen. Sein Bild, sowie einen Abdruck des Nachrufs, der am 23. November an seinem Grabe gesprochen wurde, finden die Leser im Anhang.

Die Seele des kleinen Hospitals in St. Maur war neben Dr. Bitterlin die Ordensschwester Madame Ste-Rosine, meine unvergeßliche, mütterlich um mein Wohl-

ergehen besorgte Gönnerin und Pflegerin. Sie war damals etwa 45 Jahre alt und stammte aus dem Departement Vaucluse im Süden Frankreichs, in der Nähe von Avignon. In Friedenszeiten versah sie in dem Pensionat die wichtige und verantwortungsvolle Stelle einer maitresse d'ordre. Sie hatte die Oberaufsicht über den ganzen großen Haushalt. Dabei lag ihr namentlich ob, für das Wohlbefinden der Zöglinge zu sorgen, diese in Kleider- und anderen Angelegenheiten zu beraten und ihren Verkehr mit der Außenwelt, namentlich mit ihren Angehörigen, zu vermitteln und zu überwachen. So hatte sie trotz des Ordenszwangs einen freien und unbefangenen Blick für alle Verhältnisse des Lebens sich bewahrt und besaß in hohem Maß die Fähigkeit, jedermann mit offener Bestimmtheit und ungezwungener Sicherheit gegenüberzutreten. Mit tiefer, ungekünstelter Frömmigkeit verband sie einen klaren, von einseitigem Vorurteil freien Verstand, eine heitere Ruhe des Denkens und Handelns und ein tapferes, von opferfähiger Liebe und teilnehmendem Wohlwollen für ihre Mitmenschen erfülltes Herz. Keinen Augenblick ließ sie es mich entgelten, daß ich Protestant war und nahm durchaus keinen Anstand daran, daß ich neben Racine und Corneille auch Molière und selbst Voltaire, sowie neuere Romane zu lesen wünschte, lauter Bücher, die für gewöhnlich in diesem Hause streng verpönt waren.

Die Leitung des ganzen Verpflegungswesens ruhte in ihren Händen. Je spärlicher mit der fortschreitenden Zeitdauer der Belagerung die ihr von der Regierung täglich zugewiesenen Lebensmittel wurden, desto mehr mußten wir alle das große Geschick bewundern, mit dem sie es verstand, aus dem Wenigen, das ihr schließlich noch zu Gebot stand, bis zum letzten Tag uns weit reichlicher und schmackhafter zu speisen, als es den meisten unserer Schicksalsgenossen in

der belagerten Weltstadt beschieden war. Einigermaßen wurde ihr dies allerdings erleichtert durch die reichen Schätze ihrer Vorratskammer und des wohlgefüllten Weinkellers, welche sie freudig, wenn auch mit weiser Sparsamkeit ihren Schützlingen zuwendete. Sie war angewiesen, alles, was sie an Geld und Lebensmitteln verbrauchte, in eine große Rechnung einzutragen, welche der späteren Ersatzforderung des Ordens an die Regierung zur Grundlage dienen sollte. Gerade hier aber zeigte sie auch eine warme patriotische Gesinnung. Gar oft erzählte sie mir abends, sie habe es heute wieder nicht über das Herz bringen können, alles, was sie in die Küche geliefert habe, in das Schuldkonto der Regierung aufzunehmen. La pauvre France sei schlimm genug daran, fügte sie seufzend hinzu, ihr Orden aber habe Mittel genug und empfinde solche kleine Opfer weniger schwer.

Rührend war es, wie sie in ihrem einfachen Sinn es zurecht zu legen und die weniger energische, aber außerordentlich gutmütige und freundliche Schwester Ste-Thérasie zu trösten verstand, wenn die Schwestern unter dem Drang der Geschäfte einmal mit den strengen Regeln und Vorschriften ihres Ordens in Widerspruch kamen, wenn z. B. der täglich durchzumachende chemin de croix unterblieben war oder wenn sie gar einmal unversehens an einem Freitag die Fleischkost der Mannschaft geteilt hatten. Ein sprechender Beweis hierfür ist folgender Vorfall, den ich, dem Gang der Erzählung vorausgreifend, hier einschalten möchte.

Als das Bombardement begonnen hatte, schlug einmal am hellen Tage eine deutsche Granate mit donnerähnlichem Getöse in die Hauskapelle ein und richtete dort eine gräßliche Verwüstung an. Einzig die Statue der Jungfrau Maria ragte unversehrt aus den Trümmern hervor. Die beiden Schwestern eilten voll Entsetzen aus unserem Saal

nach dem Ort der Zerstörung. Zuerst kam die empfindsame Schwester Ste-Thérasie jammernd und händeringend zu uns zurück und wollte in diesem Schlag den Gipfel alles Unglücks erblicken und beinahe verzweifeln. Die Schwester Ste-Rosine aber, welche kurz nach ihr in den Saal trat, war ganz ruhig und gefaßt und sagte mit beinahe heiterer Miene, in allem dem haben wir nur eine gnädige Fügung der heiligen Jungfrau zu verehren, welche sichtlich über den armen Verwundeten gewacht und das Geschoß gnädig von diesen ab und lieber auf sich selbst gelenkt habe. „Je suis bien tranquille, si seulement il n'y a personne de blessé" waren die Worte, in denen sie ihre Auffassung über den Vorgang zusammenfaßte.

Vermöge ihrer vortrefflichen Eigenschaften und ihrer außerordentlichen Leistungen erfreute sich die Schwester Ste-Rosine der ungeteilten Hochachtung und Verehrung der verwundeten Offiziere und Mannschaften, sowie aller, welche in unserem Lazarett verkehrten. Namentlich die Soldaten, die verwundeten sowohl wie deren unverwundete Kameraden, welche oft in großer Anzahl in unseren Saal kamen, hatten vor ihr einen gewaltigen Respekt. So roh und derb das Benehmen und die Späße dieser mehr an zügelloses Vagabundieren als an strenge Kriegszucht gewöhnten Kriegsmänner zumeist waren, so zahm und anständig wurden sie mit einem Schlag, wenn Madame Ste-Rosine in den Saal trat, von allen mit scheuer Ehrerbietung begrüßt.

Mit ganz besonderem Wohlwollen und herzlicher Teilnahme hat sich die vortreffliche Frau von Anfang an meiner angenommen. Gleich in den ersten Tagen sagte sie mir, sie habe sofort gesehen, daß ich aus anderen Kreisen stamme als die übrigen, daß ich die treue Fürsorge der Familie viel schwerer entbehre als diese. Sie habe deshalb den festen

Vorsatz gefaßt, mir mein trauriges Los so viel als möglich zu erleichtern. Und diesen Vorsatz hat sie treulich erfüllt! Es gab nichts, womit sie nicht versucht hätte, mir eine Freude zu machen und mich aufzurichten. Wenn je einmal in der langen Zeit der Belagerung, so gänzlich vereinsamt wie ich es war, mir Zweifel kommen wollten, ob denn auch alles ein gutes Ende nehmen würde, da las sie mir meine Sorgen, ohne daß ich besonders zu klagen brauchte, vom Gesicht ab und verstand es immer, mich zu trösten. Obwohl eine gute Französin, hatte sie doch längst alle Hoffnung auf einen Sieg der französischen Sache aufgegeben, und wenn dann und wann meine Lagergenossen, entflammt durch die Lügendepeschen Gambettas oder durch andere schwindelhafte Berichte, ihren sanguinischen Hoffnungen den lebhaftesten Ausdruck gaben, da trat sie dann wohl mit stillem, ironischem Lächeln an mein Bett und sagte: „Seien Sie ganz ruhig, Charles, morgen wird die Sache ganz anders lauten." Und immer wieder versicherte sie, vom ersten Tag des Krieges an habe sie die traurige Überzeugung gehabt, daß ihr teures, aber gottloses und leichtfertiges Frankreich diesen Kampf nicht werde bestehen können.

Auch um mein leibliches Wohl war sie mit rührender Sorgfalt bemüht. Sie hielt nicht bloß mit der größten Gewissenhaftigkeit darauf, daß ich jede Woche einmal meine 35 Gramm Rizinusöl zu mir nahm, „damit alles in Ordnung bleibe". Auch wenn ich nur einmal hustete oder eine kleine Heiserkeit eintrat, war sie alsbald mit Tee, Glühwein und allen möglichen Hausmitteln bei der Hand. Aufs liebenswürdigste besorgte sie mir Zeitungen, Schokolade, Brot, solange solches noch um Geld zu haben war, Lichter, deren ich, um in den Abend- und Morgenstunden lesen zu können, besonders bedurfte, Tabak und anderes. Als nach Weihnachten meine Barschaft zu Ende war, nahm

sie keinen Anstand, mir auf mein ehrliches Gesicht hin 40 Frcs. ohne jede schriftliche Bescheinigung vorzustrecken. Auch sonst bevorzugte sie mich in einer Weise, daß ich fast befürchten mußte, den Neid der anderen zu erregen. So stand in den ersten Wochen auf meinem Nachttisch stets eine Flasche mit besserem Rotwein und ein Topf mit eingemachten Früchten, denen ich à discrétion zusprechen konnte. Jeden Abend, wenn sie nach dem Gebet uns Gute Nacht sagte, brachte sie unter der Schürze ein Stückchen Backwerk, „une gâterie", und steckte es mir heimlich zu. Wie sie mir später einmal erzählte, hatte sie sich eigens zu diesem Zweck kurz nach meinem Eintritt in die Ambulanz in Paris einen größeren Vorrat von Backwerk gekauft. Solche Spenden mochte sie wohl als eine besondere Gunsterweisung für bevorzugte Zöglinge in der Gewohnheit haben, und ich hätte ernstlich befürchten müssen, sie zu beleidigen, wenn ich ihre süßen Gaben zurückgewiesen hätte. Dagegen bat ich sie, mit dem Wein mich nicht anders zu halten als die anderen Verwundeten, und die eingemachten Früchte teilte ich redlich mit meinen Kameraden, so daß diese mir nicht nur nicht grollten, sondern, soweit sie überhaupt ihre Bemerkungen darüber machten, immer hinzufügten: „Mais ce n'est pas sa faute, il est de bon coeur."

Im Novemberheft der Revue des Deux Mondes vom Jahr 1888 bespricht der bekannte französische Schriftsteller und Akademiker Maxime du Camp die Leistungen des Roten Kreuzes in Frankreich während des Deutsch-französischen Kriegs und sagt dabei von den Frauen, sie seien „les genies mysterieux qui versent un baume salutaire dans le coeur ulcéré des guerriers". Auf solche Weise lindernd und heilend auf ihre Pflegbefohlenen einzuwirken, war der Schwester Ste-Rosine in hohem Maße gegeben. Voll und ganz darf man auch auf sie das schöne

Zeugnis anwenden, welches derselbe Schriftsteller bei Besprechung des internationalen Kongresses der Vereine vom Roten Kreuz in Karlsruhe vom Jahr 1886 der greisen Kaiserin Augusta und der Großherzogin von Baden ausstellt, indem er von ihnen rühmt, daß sie beide es verstanden und bewiesen haben, „qu'en temps de guerre le rôle de la femme est de proclamer et de faire prévaloir les droits et les devoirs de l'humanité contre les necessités de la politique". Und wenn der französische Schriftsteller in demselben Aufsatz dem Bedauern darüber Ausdruck gibt, „que chez nations rivales on n'ait pas recueilli tant de faits de compassion, de pieté humaine, qui sont restés inconnus et qui seraient la meilleure des prédications en faveur de la concorde," so freue ich mich, in diesen Blättern der verehrten Schwester Ste-Rosine den schuldigen Zoll des Dankes darbringen und damit zugleich einen wenn auch kleinen Beitrag zur allmählichen Anbahnung einer Aussöhnung zwischen den Nachbarvölkern liefern zu können.

Nach dem Feldzug durfte Madame Ste-Rosine in dem schönen St. Maur les Fossés ihres Amtes noch lange walten. Ich besuchte sie dort im Jahr 1879 auf der Hochzeitsreise. Wir hatten uns vorher nicht angemeldet; allein trotz der inzwischen verflossenen neun Jahre erkannte sie auf den ersten Blick in dem ihr gegenübertretenden Fremdling ihren ehemaligen Schutzbefohlenen Charles und bekundete auch ihrerseits eine herzliche Freude über das unerwartete Wiedersehen. Regelmäßig zu Neujahr tauschten wir unsere Grüße und Glückwünsche in Briefen aus, welche mir immer wieder die Gewißheit gaben, daß auch ma Soeur Ste-Rosine ihrem „gros bébé", wie sie mich im Scherz gerne nannte, bis an ihr Ende ein freundliches Andenken bewahrt hat. Noch 19 Jahre durfte sie wirken und arbeiten auf dem

ihr so lieb gewordenen Posten. Am 24. Oktober 1899 berichtete mir ein äußerst warm und freundschaftlich gehaltener Brief der Oberin, Schwester Basilia, daß meine mütterliche Freundin und Wohltäterin am 19. Oktober 1899 ohne längere Krankheit und ohne Todeskampf sanft entschlafen sei.

Bezeichnend für die so liebenswürdige und warm empfindende Persönlichkeit meiner unvergeßlichen Soer Ste-Rosine ist der erste Brief, den sie mir am 15. Februar 1871 in die Heimat nachsandte. Wie sehr aber ihre Tüchtigkeit und ihre Leistungen auch an dem Ort ihres Wirkens anerkannt wurden, das beweisen die beredten und tief empfundenen Worte, welche ihr langjähriger Mitarbeiter Dr. Bitterlin an ihrem Grabe gesprochen hat. Brief und Nachruf nebst ihrem Bild sind im Anhang mitgeteilt.

Die zweite Ordensschwester, welche in St. Maur zurückgeblieben war, die schon erwähnte Madame Ste-Thérafie, überließ, obwohl um mindestens 10 bis 15 Jahre älter als die 45 Jahre alte Ste-Rosine, die Leitung des Ganzen und namentlich die Sorge für die einzelnen Kranken fast ausschließlich der jüngeren Kollegin. Sie beschäftigte sich hauptsächlich mit der unmittelbaren Leitung und Beaufsichtigung der Arbeiten in der Küche. Doch war auch sie gegen jeden einzelnen von uns stets voll Wohlwollen und Liebenswürdigkeit. Große Freude machte es ihr namentlich, wenn sie uns einen besonderen Leckerbissen vorlegen oder in Aussicht stellen konnte. Ihr zur Seite stand die biedere Köchin Madame Pauline, eine überaus gutmütige Person aus dem Departement Savoyen. Sie war weit über die Blüte der Jugendschönheit hinaus und besaß eine so geläufige Zunge, daß man fast versucht war, ihren Mann zu entschuldigen, wenn sie in bitteren Klagen über ihn sich erging, daß er seit Jahren nicht mehr

mit ihr zusammenleben wolle. Gegen mich war sie ganz besonders freundschaftlich gesinnt, und es kam ihr nicht darauf an, in der Meinung, mir damit eine besondere Freude zu machen, gehörig über die Franzosen loszuziehen und mich immer wieder zu versichern, daß ihre Landsleute in Savoyen lieber heute als morgen wieder italienisch würden. Dank und Anerkennung sei übrigens in diesen Blättern der biederen Meisterin der Kochkunst gezollt für die unverdrossene Mühe, welche sie in der langen Belagerung daran gesetzt hat, um für unseres Leibes Nahrung und Notdurft zu sorgen! Besonderer Dank auch für das liebreiche Wohlwollen, das sie mir stets bewiesen hat, indem sie nicht selten an mein Bett geschlichen kam, mir irgend etwas Besonderes heimlich zuzustecken oder gar von ihrem trefflichen Cassis aus ihrer nie versiegenden Flasche, die ihr besonders teuer war, mich kosten zu lassen!

Von besonderer Wichtigkeit war für uns noch eine andere Dame aus St. Maur, welche zwar nicht zu den Ordensschwestern gehörte, aber doch dem ständigen Personal unseres Lazaretts zuzuzählen war. Es ist dies die schon oben erwähnte Mademoiselle Aurélie Robert. In Friedenszeiten sage femme in dem benachbarten La Varenne, hatte sie sich vom Beginn an zur Pflege der Verwundeten zur Verfügung gestellt. Anfangs kam sie nur den Tag über auf einige Stunden und wohnte zu Hause. Als aber die Umgegend von St. Maur durch vagabundierende Moblots und anderes Gesindel immer unsicherer wurde, zog sie mit Sack und Pack zu uns herüber. Es mag das etwa um Weihnachten gewesen sein, und ich erinnere mich noch ganz besonders, mit welchem Schmerz sie uns klagte, daß die bösen Moblots am Tag der Übersiedlung ihr höchstes Kleinod, einen schönen Windhund, weggefangen hätten und daß das arme Tier jetzt von diesen Wüterichen verzehrt

oder als Lammfleisch verkauft werde. Für uns war dieser Umzug trotz des geraubten Hundes ein ganz besonderer Freudentag, denn die gute Dame brachte den nicht unbeträchtlichen Inhalt ihres Kellers und ihrer Vorratskammer mit zu uns herüber und teilte mit uns ihre Vorräte aufs freigebigste, für unsere schon damals recht kärglichen Mahlzeiten eine willkommene Zugabe! — Mademoiselle Aurélie war eine würdige, schlank gewachsene Erscheinung, bei der nur die grauen Haare verrieten, daß sie die Mitte der vierziger Jahre bereits überschritten hatte. Ihr lag es ganz besonders ob, als „garde interne“ den Arzt beim Verbinden der Wunden zu unterstützen. Dieser Aufgabe hat sie sich jederzeit mit großem Geschick und unverdrossenem Eifer unterzogen und war vermöge ihres freundlichen ruhigen Wesens bei allen ihren Patienten in hohem Maße geschätzt und geehrt.

Noch darf in diesem Zusammenhang der schon erwähnte curé von St. Maur, Mr. Collomb, ein breitschultériger hochgewachsener älterer Herr nicht vergessen werden, der uns häufig besuchte und insbesondere alle Sonntage jedem eine Zigarre spendete. Als er mich zum erstenmal sah, fragte er mich, ob ich Katholik sei. Ich erwiderte, ich sei Protestant. Darauf wendete er sich scherzend ab und sagte scheinbar ärgerlich: „Bah! vaut rien de protester.“ Damit war alles abgemacht und er ließ mich meine Eigenschaft als Ketzer in keiner Weise entgelten. Insbesondere verschonte er mich mit allen und jeden Bekehrungsversuchen. Wohl aber versorgte er mich vielfach mit Büchern und Zeitungen und spendete mir sogar hie und da eine Extrazigarre. Eine besondere Freude aber machte er uns allen, als er etwa um die Mitte des Monats Dezember seine Nichte, die Tochter eines Epiciers (Spezereihändler) in Paris in den Mauern unseres Klosters unterbrachte. Es war dies eine

etwa 17 Jahre alte liebenswürdige kleine Pariserin. Nicht von imponierender Schönheit, aber recht gewandt und gefällig. Mit ihr habe ich in den vier Wochen unseres Zusammenseins manches jeu aux dames gemacht, ein Spiel, in welchem die Franzosen, auch die gewöhnlichen Soldaten, eine ganz besondere Fertigkeit besitzen. Alle bedauerten wir es lebhaft, als das Bombardement ihre Angehörigen veranlaßte, sie gegen die Mitte des Monats Januar wieder nach Paris zu verbringen. Auch sie versicherte uns, daß sie trotz der deutschen Granaten lieber bei uns geblieben wäre, als in dem unheimlichen Paris. Sie sandte uns regelmäßig Grüße. Als wenige Tage nach ihrer Abreise das Brot rationiert wurde, schickte sie mir ein mit Randglossen „d'une rationée" versehenes Exemplar des Siècle, in welchem fast jeder Artikel mit lustigen und boshaften Bemerkungen begleitet war über die Leiden der Rationierung und über die bösen Preußen, die an allem Schuld seien.

Dies waren in der Hauptsache die Personen, welche der Fürsorge für das geistige und leibliche Wohl der verwundeten und erkrankten Krieger sich unterzogen, die in dem Pensionat de jeunes filles zu St. Maur Aufnahme gefunden hatten. Es dürfte nunmehr angezeigt sein, einige Mitteilungen über jene Pflegbefohlenen selbst folgen zu lassen. Ich beginne mit dem schon erwähnten Pierre Guignard, meinem Nachbarn zur Rechten. Er war Korporal in dem 107. Linienregiment, einem der beiden zu dem Armeekorps des Generals Vinoy gehörigen Linienregimenter, welche bis zum Ausbruch des Kriegs in Rom und in der italienischen Hafenstadt Civita Vecchia gelegen hatten, um die weltliche Herrschaft des Papstes gegen die Italiener zu schützen. Von Anfang an nahm Pierre Guignard mich aufs liebenswürdigste in seine besondere Protektion. Er war ein aufgeweckter und geriebener Bursche, der eine ganz

besondere Gewandtheit besaß, sich den Verhältnissen und den Menschen anzupassen. Obwohl er in seiner Jugend weder lesen noch schreiben gelernt hatte, so las er uns doch fließend und mit vollem Verständnis jeden Abend die Zeitungen vor, und ich war oft erstaunt über die treffenden Bemerkungen, mit denen er die einzelnen Artikel zu begleiten pflegte. Er war nicht verwundet, sondern an leichtem Typhus erkrankt. Gegen Weihnachten hatte er sich soweit erholt, daß er wohl wieder hätte Dienst tun können; allein er setzte es bei unserem Arzt durch, daß er gewissermaßen als Kalfaktor und Krankenwärter bis zum Ende der Belagerung in dem Lazarett bleiben durfte. Doch erhielt er eine andere Lagerstätte angewiesen. Es war mir indessen nicht allzu leid, ihn als Nachbar zu verlieren; denn meine Hochachtung vor ihm erlitt einen bedeutenden Stoß, als er mir eines Tages unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit anvertraute, er sei wie ich ein guter Protestant und stamme aus der durch die französischen Hugenottenkriege berühmt gewordenen Felsenfestung La Rochelle am biskayischen Meerbusen. Über diese Eröffnung war ich mehr überrascht als angenehm berührt; denn keiner von allen hat bei der täglichen Morgen- und Abendandacht mit solchem Eifer sich auf die Knie geworfen, die Zeichen des Kreuzes gemacht und so laut und andächtig die Responsorien gesprochen, wie gerade er. Ich verhehlte dem Mann nicht, daß ich sein Verhalten keineswegs lobenswert finde, im übrigen aber ließ ich ihn gewähren und blieb mit ihm auf gutem Fuß, bis die Kapitulation von Paris uns trennte.

Neben Pierre Guignard lag ein junger, schmächtiger Krieger aus der Picardie, ein harmloser, aber ziemlich beschränkter Bauernbursche, welcher aus einer vermöglichen Familie stammte und durch seine gutmütige Einfalt vielfach die Zielscheibe des Witzes seiner Kameraden war. Er

war Mobilgardist und hatte einen Schuß durch den Arm erhalten. Nachdem dieser beinahe geheilt war, wurde der Ärmste von einer Lungenentzündung befallen, an welcher er in der ersten Hälfte des Monats Januar gestorben ist. Er hat seine Krankheit mit ruhiger Ergebung getragen, und noch ist mir in schauerlicher Erinnerung der mehr als zwei Tage dauernde Kampf, in welchem dieses junge Leben mit dem Tode rang, und das letzte Röcheln, welches etwa um Mitternacht uns, die wir vor Aufregung kaum zu schlafen vermochten, anzeigte, daß der biedere Kamerad zur ewigen Ruhe eingegangen sei.

Meinem Bett so ziemlich gegenüber lag ein ganz junger Mobilgardist, nach Sprache, Aussehen und Namen offenbar dem untersten Süden Frankreichs entstammend. Derselbe gehörte zu den Mobilgardisten des Departements de l'Herault, stammte aus Creissan im Canton de Capestan und hieß Jean Cathala. Er hatte einen Schuß durch den Oberschenkel und war am 28. November nachmittags etwa um 2 Uhr am Ufer der Marne verwundet worden. Sofort erinnerte ich mich, daß ich um jene Zeit von dem Nadelposten aus mehrere Schüsse nach jenen am Ufer hin und her flanierenden und wie toll über die Marne herüberschießenden Franzosen abgegeben hatte, und wir nahmen nicht anders an, als daß mein Gegenüber im Lazarett von mir verwundet worden sei. Dies ließ er mich jedoch in keiner Weise entgelten; im Gegenteil, er schloß mich von Anfang an ganz besonders in sein Herz und sobald seine Wunde, die rasch heilte, es ihm gestattete, saß er stundenlang an meinem Bett und erzählte mir von seiner Heimat, von den Weinbergen seines Vaters, den schönen Mädchen seines Dorfs ꝛc. Vermöge seines einfachen und freundlichen Wesens war der junge Südländer bei allen beliebt, und es erregte allseitig große Freude in unserem Lazarett, als

kurz nach Weihnachten sein Oberst, ein Großkaufmann aus seiner Heimat, ihm die silberne Medaille der Ehrenlegion überbrachte. Im Herbst 1908 habe ich ihn mit meiner Frau in seiner Heimat besucht. Der Bericht über diesen Besuch ist im Anhang abgedruckt.

Ein anderer, dessen Namen mir entfallen ist, stammte aus dem französischen Jura. Er hatte eine Schußwunde durch den Oberschenkel und gehörte gleichfalls einem der von Italien heimberufenen Regimenter an. Dieser war der gesprächigste der ganzen Gesellschaft. Den ganzen Tag scherzte und erzählte er; freilich war das was er sagte nicht immer interessant. Doch war er stets friedfertig und guter Laune; auch wenn die andern bittere Klage über die Kost und anderes führten oder gar mit heftigen Streitworten gegeneinander losfuhren. Letzteres kam nicht gerade oft vor, aber wenn es geschah, entwickelten die Soldaten eine außerordentliche Leidenschaft und ihre Sprache zeugte von einer Phantasie und von einem Reichtum an Ausdrücken und Bildern, welchen gegenüber die üppigsten Blüten des deutschen Kasernenlebens verblassen mußten. Nicht immer war es mir möglich, alles sofort zu verstehen, und es trug oft nicht wenig zur Versöhnung und Heiterkeit bei, wenn ich nach beendetem Streit mir die in der Hitze des Gefechts gefallenen Redensarten und Wendungen erklären ließ. Die wenigsten fanden sich in meinem Taschenwörterbuch und die wenigsten waren auch derart, daß man sie wiedergeben könnte, wenn ich sie überhaupt noch im Gedächtnis hätte.

Noch waren in unserem Lazarett ein großer, rotbärtiger Sappeur der Linie aus Rheims, ferner ein munterer Trommler der Mobilgardisten von Seine et Oise, seines Zeichens ein Friseur, der mir nicht nur die Haare schnitt, sondern auch der erste Sterbliche war, der sich rühmen

durfte, mit Seife und Messer die Sprossen meines spärlich keimenden Bartes beseitigt zu haben.

Es wäre ermüdend, wenn ich über alle diejenigen, die in den zwei Monaten bis zum Ende der Belagerung in unserem Lazarett Aufnahme fanden, mich eingehend verbreiten wollte; zum Teil sind mir die Einzelheiten auch nicht mehr so genau in der Erinnerung. Nur zweier Leidensgenossen möchte ich hier noch gedenken, des Père Savinois und des Emile Guichard, welche beide der Pariser Nationalgarde angehörten. Beide waren du pays und verdankten diesem Umstand, daß sie von unserem Mr. le Major Bitterlin in unser Lazarett aufgenommen wurden. Der erstgenannte, ein älterer Familienvater, war seines Zeichens ein Maurer und in Joinville ansässig. Wie alle Einwohner von Paris war auch er in die Nationalgarde eingetreten und hatte wiederholt auf den etwa zwei Stunden hinter den Forts gelegenen Wällen Wachdienste geleistet. Eines Tages war er von Paris herausgekommen, um nach seinem Haus zu sehen. Als er dasselbe betrat, traf er dort eine größere Anzahl von Mobilgardisten, welche die Türen gesprengt, im ganzen Hause das oberste zu unterst gekehrt und was irgend einen Wert hatte und nicht niet- und nagelfest war an sich genommen hatten. Wütend fiel er über sie her, wenn auch nicht mit Schlägen, so doch mit Worten, und brachte einige zur Anzeige. Hierüber erbost, lauerten diese ihm auf, als er in der Dämmerung nach Paris zurückkehrte, und warfen nach ihm mit schweren Prügeln und Holzscheiten. Ein Wurf traf ihn so schlimm, daß beide Knochen des Unterschenkels gebrochen wurden und er bewußtlos liegen blieb. Spät in der Nacht fand man ihn und er wurde in unser Lazarett gebracht, wo unser Mr. Bitterlin sich alle Mühe gab, dem über 50 Jahre alten Mann wieder zum Gebrauch seines Beines zu verhelfen, was ihm, wie ich später

hörte, auch vollständig gelungen ist. Dank erntete er hier für seine Mühe freilich kaum, wenigstens erzählte mir Herr Bitterlin neun Jahre später, sein Patient habe sich, nachdem er geheilt gewesen sei, nie wieder bei ihm blicken lassen, obwohl er keine halbe Stunde von ihm entfernt wohne.

Damals war alles entrüstet über „ces bandits de moblots", und mir bot dieser Vorfall eine erwünschte Gelegenheit, es den Franzosen heimzugeben, wenn sie gar zu unflätig über die Deutschen schalten und mir immer wieder die alten Lügen von den gestohlenen Pendulen und Pretiosen auftischten. Ich konnte dies um so besser, denn während in meinem Tornister sich lediglich kein fremdes Gut vorfand, zeigten meine französischen Kameraden, ohne sich dessen zu schämen, die verschiedensten, oft recht wertvollen Gegenstände, welche sie beim Durchstreifen der verlassenen Häuser hatten mitlaufen lassen. Einer von ihnen, obwohl er keineswegs verheiratet war, hatte sogar ein feines Kinderhemdchen aus Batist und anderes Kindszeug in seinen Tornister gepackt. Eine rühmliche Ausnahme machte der schon erwähnte rotbärtige Maurer aus Rheims, welcher eine deutsche Vierpfündergranate, die nicht explodiert war, sich hatte entladen lassen und dieselbe seit Wochen in seinem Tornister mit sich herumschleppte.

Mir gegenüber war der alte Savinois, den alle mit Sie und mit dem ehrwürdigen Beiworte Père anredeten, immer höchst liebenswürdig und freundlich, und nicht selten ließ ich mich auf einem Rollstuhl an sein Bett schieben und spielte eifrig mit ihm Ecarté oder Piquet.

Der andere Nationalgardist Emil Guichard war ein echtes Pariser Bürgerskind mit schön gewellten, blauschwarzen Haaren, schwarzem Schnurr- und Knebelbart, gebogener Nase und breitem, bleichen Gesicht. Er war etwa

25 Jahre alt und kam gegen Weihnachten als an einem gastrischen Fieber erkrankt in unser Lazarett. Die anderen Verwundeten behaupteten boshaft, die Grundursache seiner Krankheit sei, daß kurz vorher die jüngeren Nationalgardisten in besonderen bataillons de marche zusammengestellt worden seien, um im Dienst auf den Forts und bei den Ausfällen mit verwendet zu werden. Ich kann diese Ansicht nicht teilen, denn der Mann sah wirklich recht schlecht aus und seine Landsleute taten ihm sicher unrecht, wenn sie behaupteten, seine einzige Krankheit sei das Kanonenfieber. Er kam neben mich zu liegen, und wir befreundeten uns rasch. Er war seines Zeichens ein Zimmermaler und wollte sich, als der Krieg ausbrach, eben seinen eigenen Hausstand gründen, und zwar in Joinville, wo seine Eltern ein Estaminet besaßen. Mit ihm hatte ich in manchem, wie z. B. Lichter, Schokolade ꝛc., Gütergemeinschaft, und nicht selten steckte seine Mutter auch mir etwas zu, wenn sie dem einzigen Sohn von den sorgsam gesparten Vorräten ein Stück Wurst, Sardinen in Öl oder ähnliches in die Krankheit brachte. Mit ihm politisierte ich auch eifrigst. Immer wieder machte er sich zum Wortführer der andern und warf mir unter deren lautem Beifall vor, die Prussiens seien des lâches; wo sie gesiegt haben, sei dies nur durch ihre Übermacht und durch Umgehen oder durch Aushungern erreicht worden, die Franzosen dagegen seien immer gerade drauf losgegangen, haben den Malakoff und Peking im Sturm genommen ꝛc. Auch heute noch seien die Franzosen die besten Soldaten der Welt, nur seien sie eben im gegenwärtigen Krieg von Napoleon und seinen Generalen schlecht geführt und verraten worden. Ich hielt ihnen die Erstürmung der Spicherer Berge, der Stadt Weißenburg, des Gaisbergs, der Höhen bei Wörth ꝛc. entgegen. Allein diese Vorgänge kannten sie, wie alles, was Frankreich nicht

zum Ruhm gereicht, fast gar nicht oder jedenfalls nur aus den stark gefärbten Berichten der französischen Journale. Sie ließen deshalb auch meine Einwendungen nicht gelten und so platzten die Gegensätze oft scharf aufeinander. Einmal wurde der Streit so heftig, daß wir beide in unseren Betten uns aufrichteten und einander so laut anschrien, daß man den Lärm weit außerhalb des Saales hörte. Die Schwester Ste-Rosine kam hereingestürzt und fragte erschreckt, was es denn gebe. Lächelnd beruhigte sie alsdann die aufgeregten Gemüter. Als sie mir abends das übliche Backwerk zusteckte, redete sie mir ernsthaft zu, nicht zu vergessen, wo ich sei und die bravades der andern ruhig über mich ergehen zu lassen. Ich folgte ihrem Rat, und bald ließen die andern auch mich in Ruhe, als sie sahen, daß ich mich über ihre Angriffe auf meine Landsleute nicht mehr ärgerte und daß ich ihnen nichts mehr entgegnete, sondern ihnen beruhigt zugab, daß Karl der Große kein Deutscher, sondern ein Stockfranzose gewesen sei, und daß die Deutschen keinen einzigen Mann aufweisen können, der den unzähligen großen Männern Frankreichs an die Seite gestellt werden könnte.

Bei mir selbst stannte ich oft, wenn ich immer wieder sah, wie diese einfachen Männer, die an Schulbildung fast alle weit unter dem Durchschnitt unserer Soldaten standen, für die Geschichte und den Ruhm ihres Vaterlandes von regem Verständnis und den wärmsten Empfindungen erfüllt waren und wie sie für die großen Männer ihrer Nation bei jeder Gelegenheit die pietätvollste Verehrung bekundeten. In dieser Hinsicht, mußte ich mir oft sagen, sind die Franzosen den Deutschen ganz entschieden überlegen. Wenn ein Mann, der Großes als Feldherr, als Staatsmann oder in Kunst, Dichtung oder Wissenschaften vollbracht hat, nicht mehr am Leben ist, so vergißt man bei den Franzosen rasch

und leicht seine Schattenseiten und was einer etwa seinem Vaterland geschadet hat. Dagegen wetteifert alles ohne Unterschied der Parteianschauung und der religiösen Überzeugung in dem Lobe dessen, wodurch ein solcher Mann zum Ruhm und zur Größe seiner Nation beigetragen hat.

Noch möchte ich endlich hier die drei verwundeten Offiziere erwähnen, welche gleichfalls in unserer Ambulanz verpflegt wurden. Zwei derselben waren, wie ich schon oben erzählt habe, mit mir vom Schlachtfeld hereingebracht worden, nämlich Kapitän Pietri und Leutnant Sabouret. Der erstere, ein Mann in der Mitte der vierziger Jahre mit einem Schuß durch das Handgelenk, war meist still und in sich gekehrt und ließ sich selten bei uns blicken. Seine Wunde schien ganz gut heilen zu wollen, aber seine Gesundheit war von den Anstrengungen des Feldzugs schwer angegriffen, und als er nach Weihnachten an einer Lungenentzündung erkrankte, vermochte er dem Angriff dieser Krankheit nicht zu widerstehen und starb noch vor dem Ende der Belagerung. Der andere Offizier, Leutnant Sabouret, war, wie mein Freund Cathala, durch den Oberschenkel geschossen. Seine Wunde, eine reine Fleischwunde, heilte rasch, und gegen den Schluß der Belagerung saßen wir häufig an dem großen Herd in der Küche beieinander und tauschten unsere Ansichten über die Mitteilungen der Zeitungen aus, beiderseits mit großer Zurückhaltung und Schonung der Gefühle des anderen.

Diese beiden Offiziere hatten von der Pike auf gedient und waren bürgerlicher Herkunft. Der dritte dagegen, ein Offizier der Mobilgarde aus dem Süden Frankreichs, Monsieur de Pontavis, gehörte der hohen Aristokratie an. Er hielt sich gegenüber den anderen Offizieren sowohl als uns gegenüber zurück, und wenn er vornehm den durchschossenen Arm in der Schlinge tragend uns eines

Besuches würdigte, merkte man ihm wohl an, wie sehr er nach dem lang entbehrten Verkehr mit seinen Standesgenossen und nach seinen Jagdrevieren und Fischwassern sich zurücksehnte.

Das war die Gesellschaft, mit welcher zusammen ich in Paris belagert war. Allen bin ich das Zeugnis schuldig, daß sie mir stets das liebenswürdigste Wohlwollen und die herzlichste Kameradschaft bewiesen haben. Wie wenn ich von jeher zu ihnen gehört hätte, spielte ich mit meinen Schicksalsgenossen ihr aus Italien importiertes Zahlenlotto, bei dem man für je eine Karte einen Sou einsetzte und derjenige die Einsätze gewann, der zuerst eine Karte ganz bedeckt hatte. Wann hätte ich mir träumen lassen, daß ich mit diesem Spiel, das bei uns nur von kleinen Kindern, die eben lesen gelernt haben, gespielt wird, halbe Tage verbringen werde? Und doch unterhielt ich mich ganz gut dabei. Die französischen Soldaten wußten aber auch dem Spiel dadurch einen besonderen Reiz zu verleihen, daß derjenige, der die gezogenen Nummern ausrief, zu jeder einzelnen Zahl einen besonderen Zusatz machte. Mit besonderem Hallo wurde es hierbei immer begrüßt, wenn es einem gelang, einen neuen, möglichst drastischen Witz mit einer Zahl in Verbindung zu bringen. Mit solchen, welche ihr Bett verlassen konnten, spielte ich häufig Damenbrett, auch einfachere Kartenspiele, wie Piquet, Ecarté (ein dem schwäbischen Rams nicht unähnliches Spiel) und anderes.

Die meiste Zeit des Tages aber brachte ich mit Lesen zu. Mit großem Eifer und Interesse verschlang ich die großen Zeitungen und die kleinen Soublättchen, welche bis zum letzten Tag der Belagerung ganz regelmäßig erschienen. Mein vornehmliches Organ war das Journal des Débats, das mir wegen seiner vornehmen Haltung und wegen der verhältnismäßigen Unbefangenheit, mit der es nicht selten

den gröblichen Übertreibungen und plumpen Anschuldigungen anderer Blätter gegenübertrat, am meisten imponierte. Diese Zeitung kaufte ich mir fast jeden Tag, während dem Geschmack meiner Zimmergenossen mehr der radikale Siècle entsprach und die Herren Offiziere sich vornehmlich aus dem Gaulois zu unterrichten suchten, der übrigens seine bonapartistische Richtung während der Belagerung so gut wie ganz beiseite gelegt hatte. Nebenbei wurden immer noch kleine Hetzblättchen in unsere Ambulanz gebracht, welche in bombastischen Tiraden gegen die Prussiens, die Regierung ꝛc. das Unmöglichste leisteten. Doch wurden diese auch von unseren Leuten meist mit einem verächtlichen „c'est de la blague" abgefertigt. Im übrigen studierte ich noch mit Eifer die schwungvollen Verse der Tragödien von Corneille und Racine, erheiterte mich an den Komödien Molières und vertiefte mich in die „Trois mousquetaires" von Alexander Dumas und andere Romane. Dabei rauchte ich fast den ganzen Tag über selbstgedrehte Zigaretten aus feinem französischem Marylandtabak, welchen ich in einem seidengestickten Tabaksbeutel aufbewahrte, den ich der Madame Ste-Rosine verdankte.

Unsere Lebensweise und Verpflegung war ebenso geregelt als einfach. Noch ehe es recht Tag wurde, erschien die Soeur Ste-Rosine und wünschte uns Guten Morgen. Dann kniete sie nieder und sprach mit ihrer angenehmen, weichen Stimme die Prière, ein ziemlich langes, einförmiges Gebet. Hierauf kam das Frühstück, Bouillon, in dem einige Schnitten Brot herumschwammen. Als die Fleischrationen immer spärlicher wurden, bestand der Morgenimbiß aus warmem Wasser mit einer leichten Zutat von Öl und Brotschnitten. Der Abwechslung wegen ließ ich mir statt der Morgensuppe je den andern Tag auf meine Kosten eine Schokolade mit Wasser bereiten und verzehrte hierzu als be-

sonderen Leckerbissen außer dem gefaßten Brot ein leicht geröstetes Petit-Pain, d. h. einen gewöhnlichen Kreuzerwecken. Nach dem Frühstück erhielt jeder Verwundete sein Stück Leinwand, um sich die für den Verband notwendige Scharpie zu zupfen. Sobald der Arzt gemeldet wurde, was meist gegen 10 Uhr morgens der Fall war, wurde der Verband gelöst, der Arzt besichtigte die Wunde, ätzte etwa sich zeigende Bildungen von wildem Fleisch mit Höllenstein und darauf wurde, meist von Mademoiselle Aurélie, ein neuer Verband angelegt. Hierauf wusch und kämmte man sich und suchte sich so gut als möglich die Zeit bis zum Dejeuner zu vertreiben, das etwa um 12 Uhr eingenommen wurde und wieder in einer Suppe bestand. Hie und da wurde zu der Suppe oder statt derselben auch noch ein Gemüse gegeben, meist weiße Bohnenkerne oder Erbsen, die aber nur gesotten und nicht durchgetrieben waren. Außerdem erhielt der Mann ein Stück Brot und ein großes Glas Rotwein. Zwischen 5 und 6 Uhr abends kam das Diner, welches wieder Suppe brachte und als zweiten Gang Fleisch und Gemüse, hie und da auch Salat, doch dies nur noch in den ersten Wochen, denn unsere Kartoffeln gingen bald zu Ende. Auch zur Hauptmahlzeit gab es etwa einen halben Liter Wein und ein Stück Brot.

Das Fleisch, welches meist gesotten und nur ausnahmsweise, namentlich an Sonn- und Festtagen, als Ragout gegeben wurde, war vom ersten Tag ab, an dem ich den Fuß nach Paris gesetzt hatte, meist Pferdefleisch. Nur ganz selten gab es Fleisch aus Konserven oder gesalzenes und geräuchertes Fleisch. Es waren indessen schon im Anfang des Monats Dezember die Fleischrationen so klein geworden, daß man auch das Pferdefleisch, das sich nur durch einen etwas süßlichen Geschmack und durch größere Zähigkeit von Ochsenfleisch unterschied, mit großem Appetit verzehrte.

Nach dem Abendessen sprach Madame Ste-Rosine die Prière; dann plauderte man noch einige Zeit unter dem matten Schein des einzigen Öllichts, das mitten im Saal hing. Nicht selten sang die ganze Gesellschaft ein gemeinsames Lied, und ich muß gestehen, daß auf mein sonst ganz unmusikalisches Ohr die Marseillaise, welche die Soldaten mit tiefer Innigkeit und gefühlvoller Zurückhaltung zu singen pflegten, immer wieder einen ganz außerordentlichen Eindruck machte. Allmählich legte sich sodann einer nach dem andern aufs Ohr, nicht ohne als Mann von Lebensart den Kameraden vorher eine gute Nacht zu wünschen. Bei mir stellte sich der Schlaf meist erst später ein; ich steckte mir deshalb in der Regel eine meiner Privatkerzen an und las bis tief in die Nacht hinein.

So verlief ein Tag um den andern. Erwünschte Abwechslung brachten häufige Besuche. Das weitaus größte Kontingent bildeten Mobilgardisten, später auch Nationalgardisten. Selbst Damen fanden sich ab und zu ein, und in besonders guter Erinnerung ist mir noch der Besuch des Oberst de Mirandol mit seiner Frau und einer jungen Dame, welche mir beide durch die tadellose Eleganz ihrer Erscheinung und die graziöse Gewandtheit ihres Benehmens gewaltig imponierten. Noch mehr freilich gewann die edle Dame unser aller Herz dadurch, daß sie wiederholt durch Spendung von Marnefischen eine willkommene Abwechslung in das gewöhnliche Einerlei unserer Mahlzeit brachte. Herr von Mirandol war damals Kommandant einer Mobilgardenbrigade und hat als ehemaliger Genieoffizier sämtliche Schanzen und Befestigungen in St. Maur und Umgebung, sowie in den am 30. November von den Franzosen vorübergehend eroberten Stellungen bei Brie und Champigny angelegt, welche bekanntlich auch von den deutschen Offizieren als mustergültig anerkannt wurden.

Auch zwei Österreicher, ein altes Schneiderlein und ein Maler, kamen, uns zu besuchen. Der erstere war seit 30 Jahren in Frankreich ansässig, hatte sich mit einer Französin verheiratet und war längst französischer Bürger geworden. Er hatte seine Muttersprache beinahe ganz verlernt, was er aber noch herausbrachte, verleugnete den echten Wiener nicht. Der zweite, gleichfalls naturalisierter Franzose, war ein feiner, hochgebildeter Mann in den dreißiger Jahren, eifriger Nationalgardist und fanatischer Gegner Preußens.

Auch sonst machte ich unter den Linienfoldaten, Mobil- und Nationalgardisten, welche uns zu besuchen kamen, manche angenehme und interessante Bekanntschaft. Sie waren fast ohne Ausnahme von der größten Liebenswürdigkeit, brachten Zeitungen und wußten immer viel zu erzählen. Daß sie uns auch arge Jagd- und Räubergeschichten auftischten, werde ich kaum zu versichern brauchen. So wollte mir einmal ein lustiger Troupier von der Linie allen Ernstes weißmachen, er sei unmittelbar nach den letzten Ausfällen, die am 21. Dezember im Nordosten von Paris gegen Le Bourget stattfanden, mitten in der Nacht bei einer Kälte von 12 Grad unter Null auf einem Patrouillengang mit einem preußischen Gardegrenadier unversehens zusammengestoßen. Er sowohl als jener habe das Gewehr unter dem Arme, die Hände in den Ärmeln des Mantels und die Kapuze weit über die Ohren heraufgezogen gehabt. So haben beide in der tiefen Finsternis und bei der großen Kälte sich erst wahrgenommen, als sie mit den Nasen aufeinander gestoßen seien. Vor Schreck sei jedem das Gewehr entfallen. Rasch habe jeder nach dem ihm zunächstliegenden Gewehr gegriffen und schleunigst den Rückzug angetreten. Erst auf seiner Feldwache habe er alsdann gemerkt, daß er für sein Chassepot ein Zündnadelgewehr eingetauscht habe.

Daß sich auch recht schlechte Subjekte unter diesen Leuten befanden, mußte Schwester Ste-Rosine zu ihrem Schaden erfahren. Ihre Uhr war schon längst schadhaft und ging schlecht. Einst klagte sie uns ihr Leid und da bot ihr einer der anwesenden Soldaten, ich weiß nicht mehr, war es ein Linienfoldat oder ein Nationalgardist, an, er wolle dieselbe in Paris reparieren lassen. Er nahm die Uhr auch wirklich mit, allein: „Roß und Reiter sah man niemals wieder!" Mir bot dieser Vorfall erwünschte Gelegenheit, der Schwester Ste-Rosine mich gefällig zu erweisen, indem ich ihr meine Uhr überließ. Wenn aber die französischen Soldaten von den angeblichen Plünderungen und Räubereien der Prussiens anfingen, so konnte ich seitdem auf die Uhr der Madame Ste-Rosine mich berufen, um sie zum Schweigen zu bringen.

Noch möchte ich endlich zum Schluß einen Vorfall erwähnen, der mir immer besonders komisch erschien. Eines Tages fiel mir unter einer größeren Anzahl von Mobilgardisten, die sich in unserem Saal herumtrieben, ein hübscher junger Bursche auf, dem das Heimweh aus allen Zügen hervorleuchtete. Er beobachtete mich lange aus der Ferne und ich merkte wohl, daß er irgend etwas Besonderes auf dem Herzen habe. Endlich, nachdem seine Kameraden sich entfernt hatten, trat er schüchtern an mein Bett und fragte mit leiser Stimme: „N'est-ce pas, vos soldats ne font pas mal aux jeunes filles dans le pays?" Dabei erzählte er mir, er sei aus der Champagne und es drücke ihm fast das Herz ab, wenn er daran denke, daß die Prussiens seine Heimat besetzt halten. Ich beruhigte ihn mit der Versicherung, die Ehre und Unschuld der jungen Mädchen seiner Heimat seien durch die deutschen Truppen viel weniger gefährdet, als wenn dort französisches Militär liegen würde. Für mich war diese Begegnung wohltuend nach dem bekannten Spruch: „Solamen miseris socios habuisse malorum."

X.

Die belagerte Weltstadt.

Im Anschluß an die vorstehenden Mitteilungen über das Kriegslazarett in dem Mädchenpensionat zu St. Maur möchte ich nunmehr versuchen, in kurzen Strichen das Bild wiederzugeben, welches ich vom Krankenbett aus durch die Mitteilungen meiner Umgebung und aus den mir reichlich zu Gebote stehenden Zeitungen von den Zuständen und Verhältnissen in dem belagerten Paris gegen das Ende des Jahres 1870 erhielt. Vorausschicken möchte ich hier einige Bemerkungen über die Lage im allgemeinen und über die leitenden Persönlichkeiten in Paris.

Auf die Kunde von den Niederlagen bei Wörth und Spichern hatte bekanntlich das Ministerium der Grammont, Olivier und Leboeuf, der Männer, die „erzbereit bis auf den letzten Hosenknopf" und „mit leichtem Herzen" den Krieg vom Zaun gerissen hatten, einem andern Ministerium Platz machen müssen, welches unter wesentlicher Mitwirkung der Kaiserin-Regentin Eugenie aus ergebenen Anhängern und Parteigängern des Kaiserreichs unter dem Vorsitz des Eroberers von Peking, des Grafen Palikao, gebildet wurde. Dieses Kabinett von „Preß- und Parlamentshusaren", wie man es schon genannt hat, wurde seinerseits wieder auf die Nachricht von der Katastrophe von Sedan hin samt der Kaiserin durch das erregte Pariser Volk wie weggeblasen. In dem wilden Tumult, welcher den Sturz der napoleonischen Herrschaft begleitete, hatten die Abgeordneten der Stadt Paris am 4. September 1870 die Zügel der Regierung an sich gerissen. Gegen den Rat des erfahrensten und weisesten Staatsmanns, den Frankreich unter den Gegnern Napoleons zählte, des alten Thiers, welcher deshalb sich anfangs

gänzlich zurückzog, bildeten dieselben unter dem Vorsitz des Generals Trochu als „Gouvernement der Nationalverteidigung" eine provisorische Regierung für ganz Frankreich und proklamierten die Republik. In schwungvollen Aufrufen wurde dies allenthalben verkündet und in einem Rundschreiben an die Vertreter Frankreichs im Ausland erklärte der neue Minister des Auswärtigen, der als feuriger Republikaner und erbitterter Gegner des Kaisertums bekannte Advokat und Redner Jules Favre, die Regierung habe nur den einen Gedanken, den Feind von dem Boden Frankreichs zu vertreiben. „Keinen fingerbreit Erde, keinen Stein der Festungen" Frankreichs werde sie abtreten, sondern lieber bis zum letzten Augenblick kämpfen, „nach den Forts auf den Wällen, nach den Wällen auf den Barrikaden!"

Solche Worte klangen großartig und heroisch. Von der erregten Pariser Bevölkerung wurden sie mit stürmischer Begeisterung begrüßt und niemand durfte es wagen, ein Wort des Widerspruchs oder des Zweifels laut werden zu lassen. Ob es freilich durch die Umstände gerechtfertigt und mit den Rücksichten der Staatsklugheit vereinbar war, den Mund so voll zu nehmen und gleichsam die Brücken hinter sich abzubrechen, ist eine andere Frage, deren Beantwortung bei ruhiger und unbefangener Erwägung der Verhältnisse kaum bejahend ausfallen dürfte.

Auch in den weiteren, überaus zahlreichen Erlassen und Aufrufen, welche seitens der neuen Machthaber späterhin bis zum Ende der Belagerung ergangen sind, kam stets die feste Überzeugung zum Ausdruck, daß unter ihrer Führung und getragen von der unwiderstehlichen Macht der republikanischen Freiheitsidee es unfehlbar gelingen müsse, den französischen Boden von den feindlichen Heeren zu befreien. Und doch befand sich Frankreich nach der Katastrophe von Sedan den siegreichen deutschen Heeren gegenüber in einer

nahezu verzweifelten Lage. Die Armee von Chalons unter Mac Mahon war mit ihrem verwundeten Anführer und dem entthronten Kaiser kriegsgefangen. Die Rheinarmee unter Marschall Bazaine war in Metz festgehalten und jede Möglichkeit eines Durchbruchs erschien als ausgeschlossen. An eine Rettung aus eigener Kraft war somit für Frankreich bei nüchterner Erwägung der Verhältnisse kaum zu denken. Selbst wenn indessen die neue Regierung die Illusionen und chimärischen Hoffnungen der Bevölkerung nicht geteilt hätte, auch wenn sie von der erregten Menge, der sie die Erhebung an die Spitze des Staats verdankte, nicht geradezu gezwungen worden wäre, den Widerstand bis aufs äußerste fortzusetzen, so dürfte man es ihr doch kaum verdenken, daß sie Frankreich nicht ohne weiteres dem Besieger der kaiserlichen Armeen auf Gnade oder Ungnade zu Füßen legen wollte. Nicht daß sie alles daransetzte, den umfassendsten Widerstand gegen die deutschen Heere zu organisieren und insbesondere Paris so lange als möglich zu verteidigen, ist es, was der Regierung vom 4. September zum Vorwurf gemacht werden kann; nur darum kann es sich handeln, ob dieser Widerstand nicht viel zu lange fortgesetzt wurde, ob wirklich die Ehre der Nation es gebot, daß so vieles Blut unnütz auch dann noch vergossen wurde, als jede Aussicht auf irgend welchen Erfolg der eigenen Waffen oder auf Hilfe von auswärts geschwunden war. Und nicht ohne Grund mögen wir bezweifeln, ob wirklich die Mitglieder der Regierung stets gewissenhaft bemüht waren, den ruhigen, unbefangenen Überblick über den Umfang ihrer Aufgabe und über den wirklichen Stand der Dinge sich zu bewahren und der großen Verantwortung, welche sie auf sich geladen hatten, überall Rechnung zu tragen. In der Tat machte sich bald innerhalb und außerhalb von Paris auch bei den besonnenen und gemäßigten Politikern die übereinstimmende Überzeu-

gung geltend, daß die Männer vom 4. September vielfach nicht auf der Höhe ihrer Aufgabe standen.

Vor allem wäre der neuen Regierung ein die andern Mitglieder durch Geist und Tatkraft überragendes, von diesen unbedingt anerkanntes Haupt vonnöten gewesen. Nach Lage der Sache hätte hierzu ein energischer und kühner General sich am meisten geeignet. Energie und Kühnheit, Selbständigkeit des Urteils und Raschheit des Entschließens und Handelns waren aber keineswegs diejenigen Eigenschaften, durch welche der neue Regierungspräsident, General Trochu sich auszeichnete. Eine freimütige und schonungslose Kritik des napoleonischen Heerwesens hatten ihm vor Jahren Ungnade und Zurücksetzung von seiten des Imperators eingetragen. Seither erfreute er sich einer gewissen Popularität und wurde nach der Schlacht bei Wörth noch von Kaiser Napoleon gegen den Willen der Kaiserin-Regentin und des Ministeriums Palikao unter dem Druck der öffentlichen Meinung zum Gouverneur von Paris ernannt. Nach dem Zusammenbruch des Kaiserreichs waren aller Augen und Hoffnungen auf ihn gerichtet. Ganz Paris sah in ihm den Mann der rettenden Tat. Um so größer war die nachfolgende Enttäuschung. Die Franzosen, von denen Thiers einmal sagt, daß ihnen nichts so sehr imponiere, als Schweigen und Kriegsruhm, hörten und lasen mit Verwunderung und steigendem Unwillen die ausführlichen und pathetischen Reden, die langatmigen und wohlstilisierten Armeebefehle und Erlasse ihres neuen Gouverneurs. Wenig half es, daß er, mehr ehrlich und naiv als geistreich und selbstbewußt, sich bemühte, die Deputationen, die fortwährend bei ihm vorsprachen, zu belehren, der Gouverneur von Paris sei nicht, wofür sie ihn vielleicht halten, ein großer, er sei nur ein braver Mann. Die Pariser, welche kühne Taten von ihm erwartet hatten, fingen bald an zu klagen:

wenn er doch mehr Held und General und weniger Philosoph und Redner sein wollte. Wohl legte er um die Mitte des Monats Oktober in längerer Ausführung dar, wie es ihm gelungen sei, Paris, das noch am 19. September dem Feinde beinahe offen zugänglich gewesen sei, zu einem uneinnehmbaren Bollwerk zu machen. „Sich beschützen war gut; angreifen und handeln wäre besser gewesen," raisonnierten die Pariser Politiker und wurden von Woche zu Woche ungeduldiger. Vergebens suchten seine Freunde die Aufgeregten zu beschwichtigen, indem sie ihn mit Fabius Cunctator verglichen, der einst auch durch kluges Zögern die römische Republik aus den Klauen Hannibals errettet habe.

Als Trochu immer wieder in geheimnisvollen Andeutungen über seinen „Plan" sich erging, den er mit seinem Testament bei seinem Notar niedergelegt habe und der unzweifelhaft der Sache Frankreichs zum Sieg verhelfen müsse, da kannte der beißende Hohn der hauptstädtischen Bevölkerung bald keine Rücksichten mehr. Spitzige Spottverse und scharfe Satiren in Wort und Zeichnung über den Kommandanten von Paris und seinen Plan machten allenthalben die Runde und wurden mit Beifall aufgenommen. Ein talentvoller Schriftsteller, Jules Richard, nannte in einem Artikel des Pariser Figaro den General Trochu einen Olivier militaire und gab durch diesen Vergleich mit dem Erminister des Kaiserreichs, in dem die Pariser damals das Urbild eines eiteln Wortheldeu erblickten, dem Ansehen Trochus einen Stoß, von dem er sich nie mehr erholte. Auch seine früheren Freunde und Verteidiger wurden mehr und mehr unzufrieden. Sie ließen seiner Ehrlichkeit und seinem guten Willen volle Gerechtigkeit angedeihen, nannten ihn aber einen militärischen Hamlet, der wohl gut zu sprechen verstehe, aber im Handeln schwach und unent-

schlossen sei. Als späterhin in den radikalen Klubs der Gouverneur offen des Verrats geziehen wurde, glaubten seine Freunde ihn nicht besser verteidigen zu können, als daß sie zu seiner Entschuldigung anführten, er sei bloß ein eitler Narr. Wenn trotzdem alle gemäßigten Elemente in Paris ihm bis zum Schluß ihre Unterstützung nicht versagten, so geschah dies einerseits, weil niemand einen geeigneten Ersatz für ihn bezeichnen konnte, dann aber vornehmlich aus dem Grund, weil, wie ich einmal im Journal des Débats las, man sich der Schwierigkeit wohl bewußt war, mit denen derjenige zu kämpfen hat, der das Pferd wechseln will, während er gegen den Strom reitet.

Übrigens darf hierbei doch auch nicht außer acht gelassen werden, wie ganz außerordentlich schwierig die Aufgabe war, vor welche der Kommandant von Paris sich gestellt sah. Als die Belagerung begann, war keine Armee vorhanden. Als aber diese, nicht ohne anerkennenswerte und erfolgreiche Bemühungen seitens des Gouverneurs, notdürftig gebildet war, sah sie sich von einem Gürtel der gewaltigsten Verschanzungen umschlossen, so daß auch der kühnste und genialste Führer selbst mit einem besseren und kriegsgeübteren Heer, als es Trochu zur Verfügung stand, nicht wohl mehr imstande gewesen wäre, sich von der eisernen Umklammerung zu befreien.

Den staatsmännischen Aufgaben eines Präsidenten der Regierung scheint Trochu gleichfalls keineswegs gewachsen gewesen zu sein. Ein weicher, gemütvoll angelegter Bretone ermangelte er durchweg der für einen leitenden Staatsmann erforderlichen kalten Entschiedenheit und rückhaltslosen Energie. Er war deshalb nie Herr der Situation. Statt die öffentliche Meinung zu leiten, folgte er ihr ängstlich und fürchtete nichts mehr, als einer Bevölkerung zu mißfallen, die gerade jetzt mit eiserner Strenge und unerbitt-

licher Konsequenz hätte regiert werden müssen. Insbesondere gegenüber der Nationalgarde, in deren Angehörigen er mehr den stimmberechtigten Bürger als den Soldaten erblickte, war er ganz außerordentlich schwach und lobte sie zum nicht geringen Ärger der Linie und der Mobilgarden selbst da, wo sie Tadel oder gar Strafe verdient hätte. So ist es notorisch, daß am 30. November 1870 mehrere Bataillone der Nationalgarde sich geradezu weigerten, zum Sturm auf den Park von Villiers zur Unterstützung der Zuaven vorzugehen, und daß dieselben trotz aller Bemühungen ihrer Vorgesetzten nicht in die vorderste Schlachtlinie gebracht werden konnten. Dies hinderte den General Trochu nicht, in einer seiner Proklamationen, in denen er am 4. oder 5. Dezember den Mißerfolg bei Champigny und Villiers zu beschönigen suchte, die Nationalgarde wegen der „moralischen Unterstützung" zu beloben, welche sie der Linie geleistet habe. Hierüber von seinen Freunden und von Offizieren der Linie zur Rede gestellt, suchte der General sein Verhalten durch den Hinweis auf die politischen Rücksichten zu entschuldigen, die er nehmen müsse. Es konnte natürlich nicht ausbleiben, daß der wirkliche Sachverhalt doch bekannt wurde, und daß durch dieses Verhalten, welches selbst bei der Nationalgarde den General nicht populärer machte, das Ansehen Trochus und das Vertrauen zu demselben gerade bei den besten und zuverlässigsten Elementen der Bevölkerung, namentlich aber auch bei der Linie und bei den Mobilgarden, eine schwere Schädigung erlitt.

Auch die bürgerlichen Mitglieder der Regierung der Nationalverteidigung haben wenig Dank und Anerkennung geerntet. Ein geistreicher englischer Journalist, der nachmalige radikale Abgeordnete Labouchère, der als Berichterstatter der Londoner Daily News während der Belagerung sich in

Paris befand und dessen höchst interessante Berichte gesammelt auch in deutscher Übersetzung erschienen sind, faßt seine Ansicht über die Septemberregierung in die Worte zusammen: der Chef habe sich als ein unfähiger General und ihre Mitglieder samt und sonders als erbärmliche Administratoren erwiesen. Dieses Urteil verdient um so mehr Beachtung, als Laboucheère in seinen Berichten nirgends ein Hehl daraus macht, daß seine Neigungen und Wünsche entschieden auf seiten der Franzosen waren. Trotzdem muß das Urteil des Engländers in solcher Allgemeinheit als hart und ungerecht bezeichnet werden. Ist es doch den Parisern unter den erschwerendsten Umständen gelungen, eine große und siegreiche Armee volle 4½ Monate, viel länger als irgend jemand geahnt hätte, im Schach zu halten. Während dieser ganzen Zeit ist eine Bevölkerung von mehr als 2 Millionen Menschen regelmäßig und ausreichend ernährt worden, obgleich alle Verbindungen von außen abgeschnitten waren. Die bunt zusammengewürfelten Truppenkörper der Linie und die ungelenken Massen der Mobil- und Nationalgarde wurden zu festen Heereskörpern vereinigt und wenigstens so weit geschult und ausgebildet, daß sie für die Verteidigung der nicht weniger als 80 Kilometer im Umkreis umfassenden Riesenfestung notdürftig verwendet werden konnten. In improvisierten Fabriken und Gießereien wurden unermeßliche Mengen von Kriegsbedarf aller Art, Gewehre, Kanonen, Munition und anderes unter Benützung der neuesten Fortschritte der Technik in geradezu vollendeter Qualität hergestellt. Insbesondere wetteiferten Vereine von Privaten mit der Regierung in der Herstellung von neuen gezogenen Geschützen mit Hinterladevorrichtung für die Feldartillerie. Alle Augenblicke las man wieder in den Zeitungen, daß so und so viele neue Geschütze (meist zu 7 Zentimeter im Durchmesser) festlich bekränzt der Regierung zur

Verfügung gestellt worden seien. So verfügte zu Ende des Jahres der Kommandant von Paris über eine Feldartillerie mit Geschützen, die an Zahl und Güte denen der Belagerer mindestens gleich waren.

Außerordentliches wurde ferner in der Anschaffung von Bekleidungsmitteln geleistet. Der französische Journalist Sarcey berichtete im Gaulois, daß in der Zeit vom 15. Oktober bis 17. November die Regierung nicht weniger als 344 000 vareuses (Blusen für die Nationalgarden), tuniques (Uniformröcke) und pantalons, 100 000 Flanellleibbinden, 177 000 Paar Schuhe, 136 000 Paar Gamaschen, 111 000 Hemden, 160 000 kleine Zelte und 145 000 Decken angeschafft und verteilt habe.

Solche Leistungen werden stets die gebührende Anerkennung finden, um so mehr, als hierbei immer noch in Betracht zu ziehen ist, daß die Regierung vom 4. September aus Männern gebildet wurde, die, von Beruf Advokaten und Journalisten, ihre Berühmtheit und Beliebtheit vornehmlich dem Umstand verdankten, daß sie kühn und unerschrocken mit scharfer Zunge und spitziger Feder dem Kaiserreich und seinen Anhängern jederzeit gegenübergetreten waren. Aus dieser Tätigkeit heraus an die Spitze der Geschäfte des Landes gestellt, wäre es ihnen selbst in friedlichen Zeiten schwer geworden, die Verlegenheit zu verbergen, in welche eine solche Aufgabe sie gebracht hätte. Jetzt aber waren aus der Staatsmaschine, welche der napoleonische Despotismus durch das Mittel straffster Zentralisation in äußerlich einheitlicher und ungestörter Bewegung erhalten hatte, mit einem gewaltsamen Ruck die bewegenden Faktoren herausgerissen. Ein übermächtiger Feind hatte die Armee, den Stolz der Nation zertreten, das ganze Land war von seinen Heerscharen überschwemmt, die Hauptstadt, der Mittelpunkt des ganzen, von jeder Verbindung mit den Provinzen abge-

schnitten. Und nun das Volk selbst, von dem die neuen Gewalthaber ihre Machtbefugnisse erlangt hatten! Heute in stolzer Zuversichtlichkeit und prahlerischer Selbstgefälligkeit nur von Ruhm und Sieg träumend, dann wieder in demselben Grade niedergeschlagen und mutlos, unbeständig wie schon die Gallier Julius Cäsars, als Soldaten unzuverlässig und ohne Sinn für militärische Zucht und Ordnung, „eine Herde Schafe ohne Schäfer und Hunde", wie Laboucheère sie einmal nennt, dabei voll Aufgeblasenheit und Eigendünkel und wenig geneigt, den Verhältnissen nüchtern Rechnung zu tragen und der Obrigkeit Achtung und willigen Gehorsam zu bezeugen.

Diese Schwierigkeiten dürfen nicht übersehen werden. Ebenso verdient alle Anerkennung die Redlichkeit der Gesinnung und die unantastbare Reinheit der Motive, von welchen die Mitglieder der Regierung der Nationalverteidigung in Paris, und namentlich die beiden nach Gambettas Abgang bedeutendsten und einflußreichsten unter ihnen, der schwungvolle und beredte, aber für einen Politiker zu weiche und ideal empfindsame Jules Favre und der praktisch besonnene Ernst Picard geleitet waren. Im Vergleich zu den Würdenträgern des zweiten Kaiserreichs wird man hiernach die Regierung der Nationalverteidigung in Paris immerhin wesentlich milder zu beurteilen geneigt sein.

In einer Richtung freilich hat auch diese Regierung sich schwer und in einer für den späteren Gang der Ereignisse in Paris verhängnisvollen Weise versündigt, nämlich durch eine unverantwortliche Schwäche gegenüber der öffentlichen Meinung und durch einen für uns Deutsche geradezu unbegreiflichen Mangel an Offenheit und Wahrheitsliebe. Von dem ersten Rundschreiben Jules Favres bis zu dem letzten langatmigen Armeebefehl des schreibseligen Generals Trochu zieht sich eine ununterbrochene Kette systematischer Täuschung

des Volkes über die Wirklichkeit der Lage und über die Aussichten für die Zukunft. Die Schläge des Schicksals mochten noch so hart und schwer auf das Volk und die Regierung niederfallen, immer wieder fand diese einen Ausweg, um neue glänzende Hoffnungen zu erwecken, und war eifrig darauf bedacht, bei jeder Gelegenheit der ungezügelten Eigenliebe und der kindlichen Eitelkeit des Volkes zu schmeicheln. So ist es kaum zuviel gesagt, wenn der schon erwähnte Engländer Labouchère urteilt: an schamloser Lügenhaftigkeit habe die Regierung vom 4. September ihre Vorgänger womöglich noch übertroffen.

Schon daß man es geflissentlich unterließ, den zahllosen Lügen und Erfindungen, mit denen die Zeitungen jeden Tag angefüllt waren, ernsthaft entgegenzutreten, war ein Fehler. Allein die Regierung ging noch viel weiter! Wichtige Nachrichten, wie der Fall von Metz, die Mißgeschicke der Armeen in der Provinz, wurden tagelang zurückgehalten. Wenn aber schließlich die vollständige Verheimlichung der schlimmen Botschaften nicht mehr möglich war, so wurden die bittern Pillen in so viel Baumwolle eingewickelt, sie wurden mit so zuversichtlichen Versprechungen und Gelöbnissen in Verbindung gebracht, daß das Volk immer wieder den glänzendsten Hoffnungen Raum gab. So erfuhren insbesondere die an sich schon von Übertreibungen und Lügen strotzenden Berichte Gambettas, welcher im Oktober im Luftballon von Paris nach Tours übergesiedelt war, in den offiziellen und offiziösen Auslassungen der Regierung eine so einseitige Auslegung, daß man den Parisern es am Ende nicht übelnehmen konnte, wenn sie immer wieder glaubten, die Stunde der Befreiung und des endlichen Sieges könne doch unmöglich ausbleiben.

Als am 31. Oktober die Nationalgardenbataillone der Arbeitervorstädte Belleville und Montmartre unter der Füh-

rung von Flourens und Felix Pyat die Regierung im Stadthaus überrumpelten, um dieselbe gewaltsam abzusetzen und die Kommune zu proklamieren, wurde dieses Vorgehen von den Führern der Aufständischen damit gerechtfertigt, daß die Regierung in verräterischer Absicht die Nachricht von dem Falle von Metz der Bevölkerung vorenthalten habe. In Wirklichkeit war dieser Putsch wohl in erster Linie eine Folge der Verstimmung darüber, daß die prahlerischen Versprechungen und Voraussetzungen der Regierung der Nationalverteidigung nicht erfüllt wurden.

Die schlimmen Erfahrungen vom 31. Oktober hinderten die Regierung und ihre Organe jedoch nicht, bis zum letzten Augenblick in dem einmal eingeschlagenen Tone fortzufahren. Wie die Regierung nach dem Abbruch der Verhandlungen Jules Favres mit Bismarck in Ferrières im September 1870 öffentlich erklärt hatte: „nous sommes un gouvernement de résistance et non de capitulation", so erließ sie noch im Januar 1871 einen Aufruf, in dem es unter anderem hieß: Paris weise entschlossen jede Kapitulation zurück. Paris und die Regierung verlangen zu kämpfen, nie werde man sich vor den Fremden demütigen.

Vor dem Ausfall am 30. November schwur der Höchstkommandierende, der bekannte General Ducrot, feierlich vor seinen Truppen und vor der ganzen Nation, daß er nach Paris nur tot oder als Sieger zurückkehren werde. „Ihr könnt mich fallen sehen," hieß es in seinem Armeebefehl, „aber Ihr werdet mich nicht zurückweichen sehen. Falle ich aber, so haltet Euch nicht auf, sondern rächet mich!" Und doch hat Ducrot bei Champigny und Villiers am 30. November und am 2. Dezember weder den Sieg errungen, noch den Tod gefunden. Ja er nahm keinen Anstand, am 3. Dezember den Rückzug über die Marne sogar gegen den Willen Trochus anzuordnen, welcher letztere, wie Jules Favre in

seinem dreibändigen Werk berichtet, auf Fortsetzung des Kampfes gedrungen hatte.

Noch um die Mitte des Monats Januar erklärte sodann General Trochu feierlich: „Le gouverneur de Paris ne capitulera jamais!“ und die Regierung schrieb noch am 19. Januar: „Souffrir et mourir s'il le faut, mais vaincre!“ Wenige Tage nachher überraschten dieselben Männer Paris mit der Nachricht, daß die Kapitulation eine vollendete Tatsache, daß die Forts vom Feinde besetzt und das Heer als kriegsgefangen erklärt sei. War es da zu verwundern, wenn nun ein Schrei der Entrüstung durch die Arbeitervorstädte Belleville und Montmartre ging, wenn die so schmählich getäuschte Menge, welche die großartigen Beteuerungen der Regierung und die Schwüre der Generale für bare Münze genommen hatte, sich abermals, wie nach dem 2. September, für verraten hielt, und sich haltlos der Führung teils gewissenloser, teils fanatisch verblendeter Verschwörer überließ? Angesichts dieser Tatsachen aber wird es den Mitgliedern der Regierung vom 4. September nie gelingen, sich gänzlich von dem Vorwurf zu reinigen, daß mittelbar wenigstens auch sie eine schwere Verschuldung trifft an den Greueln, zu welchen der Aufstand der Anhänger der Kommune in Paris in den Märztagen des Jahres 1871 führte.

Freilich wäre es zu weit gegangen, wenn man die Mitglieder der französischen Regierung der Nationalverteidigung nach demselben Maßstabe beurteilen wollte, den man bei deutschen oder englischen Staatsmännern anzulegen gewohnt ist. Was in Deutschland oder England als leichtfertige Übertreibung oder gar als unreell und schwindelhaft gebrandmarkt würde, gereicht nach französischen Begriffen und Anschauungen unter Berücksichtigung der inneren Absichten des Handelnden und der moralischen Qualität

seiner Beweggründe diesem möglicherweise sogar zum Lob. Auch ein weitgehendes Abweichen von der Wahrheit wird unter solchen Umständen leicht entschuldigt. Bei ihrer großen Beweglichkeit und Selbstgefälligkeit haben die Franzosen ein überaus kurzes Gedächtnis für Vorgänge und Tatsachen, deren Erinnerung ihnen oder ihren Freunden unangenehm ist. Ihr von Haus aus mehr künstlerisch als politisch angelegtes Temperament, ihre mangelhafte, überaus einseitige historische Bildung macht es ihnen überhaupt schwer, sich ein sachlich unbefangenes, objektives Urteil über die Lage an sich zu bilden; sie sind vielmehr stets geneigt, alle Erscheinungen in dem Spiegel der eigenen augenblicklichen Erregung, sowie ihrer subjektiven Empfindungen und persönlichen Wünsche zu betrachten.

So sind die Franzosen für uns Deutsche oft schwer zu verstehen, und noch heute erscheinen mir die Pariser als ein psychologisches Rätsel, wenn ich mir ihr verschiedenartiges und an Widersprüchen so reiches Verhalten während der Belagerung vergegenwärtige. In dieser Hinsicht ist nichts merkwürdiger als der rasche Umschlag, welcher sich fortgesetzt in der Stimmung der Pariser vollzog. Bald war alles voll Begeisterung und frohem Kampfesmut, bald hatte sich der Geister tiefe Niedergeschlagenheit und allgemeine Entmutigung bemächtigt, auf welche dann ebenso rasch wieder stürmischer Siegesjubel und hoffnungsvolle Zuversichtlichkeit folgten. Auch die Einsichtsvolleren konnten sich dem nur schwer entziehen. Hierfür nur *ein* Beispiel: Als im Anfang des Monats November die Verhandlungen wegen eines Waffenstillstands gegen den Rat von Thiers an der Frage der Wiederverproviantierung von Paris für die Dauer des Waffenstillstands sich zerschlugen, war hierüber die große Mehrzahl der Bevölkerung, welche sicher auf baldigen Frieden gehofft hatte, schmerzlich enttäuscht. Der bekannte

Romanschriftsteller und Journalist Edmond About gab dem im „Soir“ Ausdruck und schrieb: „Paris ist ebenso unfähig, sich selbst zu retten, wie Metz, Toul und Straßburg. Paris wird dem Hunger zum Opfer fallen, wie es das Schicksal des jungfräulichen Metz gewesen ist. Wir können Ausfälle machen, wie es auch Bazaine getan, aber selbst wenn es uns gelänge, eine Lücke in den Belagerungsring zu brechen, derselbe wird sich vor uns wieder schließen und Paris vor Hunger umkommen.“ Diese Worte machten großen Eindruck und waren damals namentlich dem ruhigen, vernünftigeren Teil der Bevölkerung aus der Seele gesprochen. Allein wenige Tage nachher kam von Gambetta aus Tours die Nachricht, daß die Loirearmee unter Aurelles de Paladine die Bayern aus Orleans vertrieben habe. Sofort ertönte allenthalben lauter Jubel. Der ritterliche Aurelles, von dem vorher niemand etwas gewußt hatte, ward zum Abgott der Pariser. Edmond About zerriß öffentlich unter dem Beifall einer großen Volksmenge das Blatt, welches jenen Artikel enthielt. Ein anderes Blatt aber, welches als Organ des Finanzministers Ernest Picard galt, sagte kurz darauf mit Bezugnahme auf ein Gerücht von einer Vermittlung Englands und Rußlands: „Kann Frankreich wohl eine Vermittlung annehmen, die ihm den Feind in dem Augenblick entreißt, wo der Sieg gewiß ist?“ Die Revue des Deux Mondes endlich schrieb um dieselbe Zeit: „Eines Tags wird Bismarck es schmerzlich bereuen, daß er die Gelegenheit, einen günstigen Frieden zu schließen, verpaßt hat.“

Bei der großen Erregbarkeit der Phantasie der Pariser und ihrem Drang nach sensationellen Neuigkeiten konnte es nicht ausbleiben, daß die unglaublichsten Nachrichten und Lügen fortwährend zutage gefördert und geflissentlich verbreitet wurden. So hieß es einmal, Napoleon habe sich an die Spitze der deutschen Republikaner und der französischen

Gefangenen gestellt und sei im Begriff, den deutschen Heeren in den Rücken zu fallen. In ihrer an das Krankhafte grenzenden Selbstüberhebung waren die Pariser, je länger die Belagerung dauerte, um so fester überzeugt, daß die ganze gebildete Welt außer sich sein müsse vor Schmerz darüber, daß ihr nun schon solange aller Verkehr mit Paris, „dem Herz der Welt", „dem Mekka der Zivilisation", wie Viktor Hugo es genannt hatte, genommen sei, zumal nachdem Paris auch noch der Segnungen einer Republik sich erfreute. Es wurde deshalb keineswegs als so ganz unglaubwürdig erachtet, als einmal eine Zeitung berichtete, in Rußland sei die Republik proklamiert worden und der russische Kaiser als Präsident dieser Republik befinde sich an der Spitze eines großen Heeres auf dem Marsch nach Berlin. In den geachtetsten Zeitungen las man sodann bald von ernsthaften Zerwürfnissen zwischen norddeutschen und süddeutschen Truppen, bald von der Wegnahme der deutschen Flotte, von der Eroberung Hamburgs und der bevorstehenden Eroberung Berlins durch eine französische Armee von 60 000 Mann, bald von einer Revolution, die in England ausgebrochen sei, weil das Kabinett sich geweigert habe, Preußen den Krieg zu erklären. Im Oktober sollten in einer Kloake 50 000 Zündnadelgewehre gefunden worden sein, welche Bismarck nach Paris geschmuggelt hatte, um die dort sich heimlich aufhaltenden Deutschen zu bewaffnen, damit sie den Parisern in den Rücken fallen. Diese und andere Geschichten ähnlicher Art wurden eifrig verbreitet und geglaubt. Nur ein Teil der Bevölkerung faßte es als schlechten Witz auf, als ein Blatt in ernsthaftem Ton meldete: „Vor einigen Tagen kamen 1500 Ochsen durch unsere Linien gelaufen. Es waren französische Ochsen und sie wurden durch ihren Patriotismus getrieben." Es war für die Pariser geradezu ein Bedürfnis, sich durch solche Erfindungen über die rauhe

Wirklichkeit hinwegzutäuschen. „Nous nous trompons en trompant les autres“, sagte man leichtfertig. Als ein deutscher Journalist namens Schneider, welcher während der ganzen Belagerung und über die Tage der Kommune in Paris verweilt und hierüber ein dreibändiges Werk geschrieben hat, eines Tags französische Kollegen darüber zur Rede stellte, wie man so dreist und so töricht zugleich lügen könne, erhielt er von ihnen zur Antwort: „Vous avez bien raison, ce sont des bêtises, mais cela ne fait rien, ça fait toujours plaisir.“

Ein besonders reiches Feld boten der Phantasie der Erfinder von Nachrichten die Operationen der Armeen in der Provinz. Bald hatte die Loirearmee den Prinzen Friedrich Karl mit seinem Heer vernichtet, bald nahte der General Faidherbe von Nordwest nach Niederwerfung der Deutschen zum Entsatz von Paris heran, bald endlich stand Bourbaki siegreich im Rücken der Deutschen. In ähnlicher Weise belehrte Gambetta die Provinzen über die Erfolge der Pariser. So kam es, daß, wie General Ducrot in seinem Werk richtig bemerkt, „ganz Frankreich allmählich mit einem Netz von Lügen umstrickt wurde, so daß für die Provinz unzweifelhaft von Paris der Sieg kommen mußte, während Paris von der Provinz die Befreiung als unausbleiblich erwartete“. Nur in seltenen Ausnahmefällen schritt die Regierung gegen derartige Lügen ein, und zwar in der Regel nur dann, wenn die betreffenden Nachrichten für Frankreich ungünstig waren und eine Panik befürchtet wurde. Als aber einmal ein Journalist wegen Verbreitung falscher Nachrichten gestraft wurde, nahm sich alsbald ein Kollege seiner an und schrieb: „Wenn wir nicht einmal das Recht haben sollen, nach Umständen falsche Nachrichten zu erfinden und zu verbreiten, wo bleibt unsere Freiheit und wovon sollen wir denn schließlich leben?“

Zieht man neben dieser systematisch fortgesetzten Täuschung der Bevölkerung noch in Betracht, daß man anfangs allerseits geglaubt hatte, Paris werde sich höchstens zwei Monate halten können, daß aber im Januar die Belagerung schon in den vierten Monat ging, ohne daß nennenswerte Fortschritte der Belagerer sich bemerkbar machten, so ist es gewiß nicht so sehr zu verwundern, daß die Hoffnungen der Pariser auf einen glücklichen Ausgang der Sache sich mehr und mehr zu bestimmter Zuversicht steigerten. Ein viel gelesenes Blatt, der Siècle, konnte in seiner Neujahrsnummer, ohne ausgelacht zu werden, schreiben: „Mehr noch als seine Wälle machen die demokratischen Ideen Paris uneinnehmbar, und bereits fangen die Preußen an, vor diesem neuen Gegner den Mut zu verlieren.“ Der Artikel, welcher den französischen Waffen baldigen Sieg verheißt, schloß mit den Worten: „Vielleicht wird Deutschland uns eines Tages selbst Dank wissen, daß wir es besiegt haben; denn es ist vor allem Preußen, das wir in ihm besiegen, und unser Sieg wird ihm zum Heil sein vom Gesichtspunkt der Zivilisation und der Humanität.“

Mit der schon erwähnten Erregbarkeit der Phantasie der Pariser hängt es auch zusammen, wie unter all den schweren Bedrängnissen und Sorgen der Belagerung der heitere Leichtsinn und der unverwüstliche Humor der Pariser immer wieder zum Durchbruch kam. So lebte in den ersten Wochen nach der Proklamierung der Republik bis zu dem ersten Mißerfolg bei Chatillon am 19. September alles scheinbar herrlich und in Freuden und gab sich dem ungetrübten Genuß der Vergnügungen der Großstadt hin. Auch von der Niedergeschlagenheit, welche auf jene Schlappe und auf die gleichzeitig vollzogene Abschließung von der Außenwelt folgte, erholten sich die Pariser überraschend schnell wieder. Ebenso haben sie später ihren Humor nie ganz oder jeden-

falls immer nur auf kurze Zeit verloren, auch nachdem der Brotkorb ihnen immer höher gehängt wurde und die deutschen Bomben in ihre Häuser einschlugen. Unzählig sind die schlechten, oft recht zynischen Witze über Napoleon III., der nur noch unter dem Namen „Badinguet“ (des Maurers, in dessen Verkleidung er seinerzeit aus dem Gefängnis in Hamm entflohen war) genannt wurde, über die Kaiserin Eugenie, über Kaiser Wilhelm, Bismarck, Moltke und andere. Selbst der zunehmende Mangel an Lebensmitteln mußte herhalten. So erzählten eines Tags die Zeitungen von einem südfranzösischen Lebemann, er habe auf seine nach den ersten Monaten der Belagerung bedeutend zusammengeschrumpften Lenden klopfend, gesagt: „Sacrifier son embonpoint, c'est prouver qu'on a l'étoffe d'un patriote.“

Im Monat Dezember wurde gemeldet, die Kreuzzeitung habe die Ungeduld der Deutschen darüber, daß solange nicht zum Bombardement von Paris geschritten werde, dadurch zu beschwichtigen versucht, daß sie ihre Mitbürger belehrte, Bismarck „warte den psychologischen Moment ab“. Erst wenn die Einbildungskraft der Belagerten am meisten zur Erregung geneigt sei, wenn die Pariser durch Hunger und Entbehrung gehörig gelitten haben, werde das Bombardement geeignet sein, zu dem gewünschten Erfolg zu führen. Sofort wurde der „psychologische Moment“ zum geflügelten Worte. In einer Unmasse von Karrikaturen und Liedern wurde er gefeiert; wenn jemand eine Ungeschicklichkeit beging, hieß es: „er hat den psychologischen Moment nicht richtig erfaßt“. Statt zu sagen ich will speisen, hieß es jetzt: „der psychologische Moment ist gekommen mich zu Tische zu setzen“. Als aber endlich das Bombardement kam, lachte man erst recht über den psychologischen Moment des schlauen Bismarck, und längere Zeit taten die Pariser, als ob das

Bombardement selbst nur ein Schauspiel sei, das die Prussiens zu ihrem Vergnügen aufführen. In solchen Augenblicken erinnert die Haltung der Pariser an die bekannte Geschichte, mit der Fürst Bismarck einmal den gefährlichen Leichtsinn der Oppositionsparteien gekennzeichnet hat, indem er sie mit jenem Pariser Schornsteinfegerjungen verglich, der in einem hohen Kamin abstürzend luftig wie ein Rodelnder ausruft: „Cela va bien au moins que ça dure!“

Besonders üppige Blüten trieb der Humor der Pariser in den sogenannten Klubs, nur daß hier die sonst den Franzosen eigene geistreiche Feinheit des Ausdrucks und der Gedanken nicht selten zynischer Roheit Platz machen mußte. Schlug doch einmal ein Klubredner unter großem Beifall vor, man solle von der Hippophagie (Pferdeschlächterei) zur Anthropophagie (Menschenfresserei) übergehen und mit den Mitgliedern der Regierung den Anfang machen. Die Redner dieser Klubs, fast ohne Ausnahme Führer der sozialistischen Revolutionäre, begnügten sich indessen keineswegs damit, ihre Zuhörer mit plumpen Späßen und allgemeinen Redensarten zu unterhalten. Entrüstet und erbittert darüber, daß sie am 4. September bei der Bildung der neuen Regierung zu kurz gekommen waren, wußten sie namentlich die arbeitende Bevölkerung mehr und mehr an sich zu ziehen, sie verlangten ungestüm die Wahl der Kommune und suchten der Regierung vom 4. September eine Art Gegen- oder Nebenregierung gegenüberzustellen. Es würde zu weit führen, alle diese Vorgänge und Wühlereien zu schildern, welche den Aufstand der Kommune gezeitigt haben. Doch möchte ich wenigstens über jene Klubs hier noch einige Bemerkungen anfügen.

Seit dem 4. September genoß die Pariser Bevölkerung in beinahe uneingeschränktem Maße Freiheit der Presse, der Rede und der Vereinigung, während unter dem Kaisertum

namentlich die Erörterung politischer Fragen in öffentlichen Versammlungen aufs strengste verpönt gewesen war. Eine Ausnahme hatten höchstens die dunklen Umtriebe der unter dem Namen „Mouchards“ bekannten sozialistischen Agitatoren gemacht, denen gewisse Freiheiten zugelassen wurden, damit das Kaiserreich immer wieder als der Retter vor dem roten Gespenst hingestellt werden konnte. Nach Verkündigung der Republik wurde vor allem von der ungewohnten Vereinsfreiheit reichlicher Gebrauch gemacht. Durch lokale oder anderweite gemeinsame Interessen zusammengeführt, bildeten sich allenthalben sogenannte Klubs, deren man im ganzen etwa 15—20 zählte. In diesen gewannen bald fast durchweg die radikalen Elemente die Oberhand. Die Redner, welche dort auftraten, gefielen sich meist darin, eine Parodie der heftigsten Szenen aus dem Jahre 1793, aus der wildesten Zeit der ersten französischen Revolution, aufzuführen. Insbesondere wurde in diesen Klubs mit unerhörter Heftigkeit und schonungsloser Erbitterung die Regierung angegriffen und aufs schmählichste verleumdet. Die roten Klubredner verstanden es meisterhaft, der Menge zu schmeicheln und gleichzeitig die Schwächen und Fehler der Gegner herauszufinden und diese selbst mit giftiger Bosheit zu verdächtigen. In ihren von wilder Leidenschaft und zügelloser Herrsucht erfüllten Brandreden forderten sie ihre Zuhörer unausgesetzt zum offenen Widerstand gegen die Regierung auf und zur gewaltsamen Absetzung der Männer vom 4. September, dieser „Laokoone, welche die Republik erwürgen“, wie einer der wütendsten Demagogen, der berüchtigte Felix Pyat, in übler Verwertung einer Schulreminiszenz sich einmal ausdrückte. Noch stärker äußerte sich ein anderer Agitator, der bekannte Blanqui, der einmal ausrief: „Le gouvernement est composé d'idiots et de traîtres!“

Das Journal des Débats hat es sich zur Aufgabe gemacht, regelmäßige Berichte über diese Versammlungen der roten Klubs zu bringen. Da ich diese Zeitung regelmäßig las, so hatte ich Gelegenheit, die Sache genau zu verfolgen und konnte mich nicht genug darüber wundern, welch eine Unsumme von höherem Blödsinn, verbunden und durchdrungen von raffinierter Bosheit und giftigem Haß, gegen die bestehende Ordnung da zutage gefördert wurde. Ein Redakteur des Journal des Débats, G. de Molinari, hat in einem kleinen Buch, das auch in deutscher Übersetzung erschienen ist, die Verhandlungen dieser clubs rouges der Nachwelt erhalten. Nur ungerne widerstehe ich der Versuchung, eine Blumenlese aus den Berichten über jene Versammlungen hier einzuschalten. Dagegen mag immerhin noch eine Begegnung erwähnt werden, die ich selbst um die Mitte des Monats Januar mit einem solchen Volksbeglücker hatte. Derselbe war in der Uniform eines Hauptmanns der Nationalgarde, trug mächtige Sporen und schwang eine große Peitsche aus Rindsleder. Seine Stimme klang rauh und heiser, ob infolge vielen Redens oder vielen Trinkens, oder weil beide Ursachen zusammenwirkten, mag dahingestellt bleiben. Mit der Peitsche an seine hohen Rohrstiefel aus Juchtenleder schlagend, setzte er mir auseinander, der Tag sei nicht mehr ferne, da die Preußen von Paris verjagt und die Republik der vereinigten Staaten Europas begründet werde, selbstverständlich unter der Führung Frankreichs. Wie sehr die Idee einer allgemeinen europäischen Völkerrepublik in den Köpfen dieser modernen Jakobiner spukte, geht auch daraus hervor, daß einmal ein Klubredner allen Ernstes und unter allgemeinem Beifall den Vorschlag machte, allen Streitigkeiten dadurch ein Ende zu bereiten, daß man dem Roi Guillaume die Präsidentschaft der Republik der vereinigten Staaten von Europa antrage.

Man hat es schwer getadelt, daß die Regierung dem aufrührerischen Treiben der roten Klubs nicht mit aller Macht entgegengetreten ist, und daß sie nicht den tatsächlich vorhandenen Belagerungszustand ihnen gegenüber energisch zur Anwendung gebracht hat. Vielfach wird geradezu behauptet, nur durch die unverzeihliche Schwäche und Feigheit, welche die Regierung hier an den Tag gelegt habe, sei die Verbreitung der revolutionären Ideen und der Ausbruch der Revolution überhaupt möglich geworden. Diesen Standpunkt vertritt mit großer Energie General Ducrot in seinem Werk über die Verteidigung von Paris; auch General Trochu scheint es nach verschiedenen Andeutungen in seinem Werk nachträglich zu bereuen, daß er nicht strengere Saiten aufgezogen hat. Andere dagegen haben gerade in diesem Gewährenlassen ein Zeichen von besonderer staatsmännischer Weisheit gesehen. Diese Ansicht verficht mit großer Entschiedenheit der schon erwähnte G. de Molinari auch in einem Aufsatz in der Revue des deux Mondes. Er weist darauf hin, daß die Regierung es in keiner Weise verstanden habe, auf die Klubs und die dort versammelten Bewohner von Paris in gehöriger Weise einzuwirken, die anfangs bei allen vorhandene Hingebung und Opferwilligkeit sich zunutze machen und durch sie die öffentliche Meinung in der richtigen Weise zu leiten. Er hebt sodann noch hervor: solange Freiheit der Vereinigung und der Presse geherrscht habe, sei es immer leicht gewesen, den Aufstandsversuchen der Revolutionäre zu begegnen. Gelungen sei die Insurrektion erst, nachdem die revolutionären Journale unterdrückt, die öffentlichen Verhandlungen der Klubs verboten und dadurch die Verschwörung in geheimen Versammlungen gezeitigt worden sei. Zum Schluß gibt er der Überzeugung Ausdruck, daß diejenigen sich gewaltig täuschen, welche glauben, es genüge die Presse zu maßregeln und die Klubs zu unter-

drücken, um in Frankreich die Ära der Revolutionen zum Abschluß zu bringen.

Diese Ausführungen eines ebenso erfahrenen als gemäßigten Politikers enthalten gewiß viel Beherzigenswertes. Ausnahmegesetze und Repressivmaßregeln für sich allein sind zweifellos nie und nirgends imstand, eine große Bewegung zurückzuhalten und einzudämmen, wenn diese einmal die Massen ergriffen hat und sie zu einem Interessenkampf hindrängt. In solchen Fällen können vielmehr schwere Konflikte und gewaltsame Ausbrüche nur vermieden werden durch rechtzeitige, besonnene Reformen. Das lehrt unwiderleglich die Geschichte aller Zeiten. Wir Deutsche dürfen deshalb auf unsern Bismarck stolz und ihm dankbar sein dafür, daß er es nicht dabei bewenden ließ, die organisierten und fanatisierten Massen der Sozialdemokratie durch Zwangsgesetze auf dem Boden der Gesetzlichkeit zu erhalten, sondern daß er auch in der sozialen Frage mit der ihm eigenen Energie und Entschiedenheit den Weg großartiger und weitaussehender Reformen betreten hat. Hoffen wir, daß es so allmählich gelingen möge, im Deutschen Reiche die Gegensätze unter den verschiedenen Klassen des Volkes zu versöhnen und friedlich auszugleichen, und daß unserem Vaterlande die Schrecken und Greuel einer sozialen Revolution für immer erspart bleiben!

Ich gehe nun über zu einer kurzen Darstellung der bewaffneten Macht in Paris während der Belagerung. Hier sind in der Hauptsache drei verschiedene Arten von Truppen zu unterscheiden: die Linie, die Mobilgarde und die Nationalgarde. Erstere belief sich, die 10 000—12 000 Marinesoldaten und Matrosen miteingerechnet, auf etwa 90 000—100 000 Mann. Die Mobilgarde zählte etwa 120 000 und die Nationalgarde zwischen 250 000 und 300 000 Mann. Im ganzen verfügte somit die Regierung

in Paris immerhin über eine halbe Million Streiter, also über viel mehr, als je die Gesamtzahl der Belagerer betragen hat. Allein was die Kriegstüchtigkeit und die Verwendbarkeit dieser Heeresmassen anbelangt, so fehlte es hier in aller und jeder Hinsicht. Dies muß zur Entschuldigung der französischen Generale dafür, daß jeder militärische Erfolg ausblieb, immer wieder hervorgehoben werden.

Schon die Linie, welche den Kern der Armee bilden sollte und auch unzweifelhaft das Beste war, was dem Feind entgegengestellt werden konnte, bestand nur zum geringsten Teil aus altgedienten, kriegstüchtigen Truppen. Ihren Hauptbestandteil bildete das schon mehrfach erwähnte Armeekorps des Generals Vinoy mit 25 000—30 000 Mann. Dieses zählte jedoch nur zwei eigentliche Linienregimenter, nämlich die aus Civitá Vecchia heimberufenen Regimenter Nr. 35 und 42 der Brigade Guilhem. Im übrigen bestand die Infanterie dieses Armeekorps aus Marschregimentern, welche aus den Ersatzbataillonen eines Teils der bei Metz und Sedan verloren gegangenen Regimenter kombiniert worden waren. Außer dem Korps Vinoy waren noch etwa 40 000 Mann alter Soldaten der Linie, die man gleichfalls aus den Ersatzbataillonen verloren gegangener Regimenter gebildet und nach Paris geworfen hatte, sowie etwa 15 000 Mann Rekruten vorhanden. Als weitaus beste Truppen galten die 10 000—12 000 Mann Marinesoldaten und Matrosen, welche kurz vor dem Beginn der Belagerung noch nach Paris berufen worden waren und unter dem Kommando des strengen und energischen Admirals La Roncière de Noury standen. Ihnen war die Verteidigung der Forts übertragen, und wegen ihrer strengen Mannszucht und unerschrockenen Tapferkeit wurden die „braves marins“ von der Bevölkerung beinahe vergöttert.

Beim Beginn der Belagerung scheint auch in der Linie wenig Zucht und Ordnung gewesen zu sein. Allgemeine Entrüstung herrschte in ganz Paris über die schmähliche Haltung namentlich der Zuaven bei dem ersten Gefecht, das den heranrückenden deutschen Truppen am 19. September bei Chatillon geliefert wurde. Mit der Zeit scheint sich das entschieden gebessert zu haben. Nicht nur die eigenen Vorgesetzten der Linie waren bei den späteren Ausfallgefechten ihres Lobes voll, sondern auch von deutscher Seite mußte man dem Mut und der Tapferkeit der regulären Truppen alle Anerkennung zollen. Auch ich bin ja in der Lage, als unverdächtiger Zeuge zu bestätigen, daß das Bataillon, welches ich am 2. Dezember im Feuer gesehen habe, mit großer Ruhe und Kaltblütigkeit vorgegangen ist.

Was den Parisern beinahe ganz fehlte, war die Kavallerie, und auch von den berittenen Offizieren der Mobil- und Nationalgarde waren die wenigsten auf der Höhe der Situation. Viele von ihnen waren mit Omnibuspferden beritten gemacht worden, von denen allerdings ein Durchgehen kaum zu befürchten war. Dagegen sollen diese Schlachtrosse, wenn ihre Reiter mit ihnen durch die Straßen der Stadt trabten, trotz aller Hiebe und Spornstreiche nicht davon abzubringen gewesen sein, daß sie nach alter Gewohnheit an jeder Omnibusstation einige Minuten anhielten. Diese Episode entnehme ich dem Buch des Stuttgarter Journalisten Dr. Lauser, der sie von dem während der Belagerung viel genannten Oberst Henry erzählt, dem Vater des im Jahr 1894 durch ein Bombenattentat zu trauriger Berühmtheit gelangten Anarchisten Henry.

Die vorhandenen Linientruppen reichten indessen nicht aus, um eine Stadt wie Paris zu verteidigen. Wohl oder übel mußte deshalb auf eine Vermehrung der Truppenmacht Bedacht genommen werden. Hier kam in erster Linie die

Mobilgarde in Betracht. Diese wurde gebildet aus der gesamten männlichen Bevölkerung zwischen 20 und 25 Jahren, welche durch das Los oder durch Bezahlung eines Stellvertreters von dem Dienst im Heere freigeworden war. Die Einrichtung scheint lange vorher in Frankreich bestanden zu haben. Der frühere Kriegsminister des zweiten Kaiserreichs, Marschall Niel hatte den Plan gehabt, die Mobilgarden neu zu organisieren und sie ähnlich wie jetzt unsere Ersatzreserven für den Kriegsdienst vorzubereiten, aber sein Nachfolger Leboeuf hatte mit der Leichtfertigkeit, die seine ganze Verwaltung kennzeichnet, den schüchternen Widerstand, den die französische Kammer diesen Bestrebungen entgegensetzte, gerne benützt, um alles beim alten zu lassen.

So bildeten beim Beginn der Belagerung die Mobilgarden oder Moblots, wie sie allgemein genannt wurden, nicht viel mehr, als ein Konglomerat ungelenker mit Waffen versehener Haufen, von denen jeder für sich unter dem Namen eines Bataillons und unter selbstgewählten Offizieren ein imperium in imperio bildete. Die schwierigsten und am wenigsten disziplinierten unter den Mobilgarden waren die mobiles de la Seine, d. h. die Pariser Bataillone. Sie hatten im Lager von Chalons sich in einer Weise verhalten, daß Mac Mahon vor seinem Abmarsch nach Sedan sie als gänzlich unbrauchbar wieder nach Paris zurückschickte. Dort lagen sie zuerst in den Vorstädten. Ihr Verhalten war aber ein so schlechtes, daß sie in den Kasernen der Forts untergebracht wurden, wo sie wenigstens einigermaßen an Ordnung und Mannszucht sich gewöhnt und ihren Dienst leidlich gelernt haben sollen. Brauchbarer, weil solider und bescheidener waren die Mobilgarden, welche aus der Provinz herbeigeeilt waren, um die Hauptstadt zu retten. Besonders merkwürdig erschienen unter ihnen die Bretonen,

die Landsleute Trochus, in ihren schwarzen Filzhüten und mit ihren vielen Feldgeistlichen. — Als die Mobilgardisten nach Paris kamen, hatten sie meist weder Uniformen noch Waffen, auch hatten sie nie gelernt ein Gewehr zu handhaben. Neben den großartigen Befestigungsarbeiten und der Beschaffung von Waffen und Kriegsbedarf aller Art muß es deshalb als ein Hauptverdienst Trochus und seiner Offiziere anerkannt werden, daß sie in diese schwerfällige, undisziplinierte Masse Ordnung und Bewegungsfähigkeit gebracht und die Leute in kurzer Zeit wenigstens so weit ausgebildet haben, daß sie für Zwecke der Verteidigung sich als leidlich brauchbar und verwendbar erwiesen.

In Paris selbst vermochten indessen die Leistungen der Mobilgarde keineswegs die verdiente Anerkennung zu finden. Die eingeborenen Pariser und insbesondere die Nationalgardisten, von denen jeder einzelne sich für einen Helden hielt, auf welchem die Augen der ganzen Welt mit Bewunderung ruhen, sahen mit souveräner Verachtung auf die „Bauernbursche in Uniform" herunter. Aber auch die Linie konnte sich nicht recht an den Gedanken gewöhnen, die verachteten Moblots als gleichberechtigte Kriegskameraden anzuerkennen. Und doch haben diese nicht nur den beschwerlichen Vorpostendienst, von dem die meisten Nationalgardisten kaum eine Ahnung bekamen, während der ganzen Belagerung neben und an Stelle der Linie versehen, sondern sie haben auch nach dem Zeugnis ihrer Vorgesetzten wenigstens teilweise sich recht brav geschlagen. Von andern freilich wird erzählt, daß sie beim ersten Schuß davongelaufen seien.

In der Mitte zwischen Mobil- und Nationalgarde standen die sogenannten Freikorps, etwa 10 000—15 000 Mann. Unter den verschiedensten Namen und aus den verschiedensten Veranlassungen hatten sich etwa 8—10 selbständige

Truppenkörper mit eigenartigen Phantasieuniformen, meist aus eigenen Mitteln gebildet und als Franktireurs de la Seine oder unter ähnlichen Namen in Bataillone formiert der Regierung zur Verfügung gestellt. Diese Freikorps bestanden aus den verschiedenartigsten, oft recht zweifelhaften Elementen. Doch läßt sich nicht leugnen, daß auch manche tüchtige und kühne Männer unter ihnen sich befanden, denen keine Anstrengung zu groß und denen es mit dem Kampf und Tod fürs Vaterland wirklicher Ernst war. Sie waren zum Teil mit vorzüglichen Gewehren der neuesten Systeme ausgerüstet und wurden insbesondere zu kleineren Rekognoszierungen und zur fortwährenden Beunruhigung der deutschen Vorposten verwendet. Immer wieder liefen von Zeit zu Zeit durch alle Blätter Notizen, wie folgende:

„Les franctireurs de la Seine ont dans la nuit exécuté une sortie heureuse sur les bordes de la Marne; ils ont rencontré une partie de l'ennemi et ont engagé avec lui une très vive fusillade, qui a duré deux heures. Personne n'a été blessé dans cet engagement qui fait le plus grand honneur à nos volontaires."

Wenn ich solche Berichte las, so wußte ich, daß wieder einmal ein paar Stunden lang wie unsinnig über die Marne hinübergeschossen worden war, und fühlte nur das lebhafte Bedauern, daß es mir nicht mehr wie früher vergönnt war, die ungefährlichen Kugeln jener Helden auf dem anderen Ufer an mir vorbeipfeifen zu lassen oder gar ihnen selbst eines auf den Pelz zu brennen.

Der Zahl nach den bedeutendsten, ihren Leistungen nach den weitaus unbedeutendsten Teil der Heeresmacht in Paris bildete die Nationalgarde. Sie trug als Kopfbedeckung eine schwarze, rot gestreifte Mütze, dunkle Beinkleider und als Waffenrock die Vareuse, eine schwarze, hinten zusammengezogene Bluse, ähnlich unserer Litewka. Die Mobilgardisten hatten, um dies hier nachzutragen, dieselbe Kopfbedeckung

wie die Nationalgarde und, soweit sie aus Paris waren, blaue, die andern graue Beinkleider je mit breiten roten Streifen. Im übrigen trugen sie dieselbe dunkelblaue Jacke und denselben hellblauen Mantel wie die Linie, welche sich ihrerseits wieder durch ihre roten Mützen und Beinkleider von der Mobilgarde unterschied.

Während der Kaiserzeit war die Nationalgarde so wenig wie die Mobilgarde gehörig zur Entwicklung gekommen. In allen irgendwie unruhigen Stadtvierteln hatte man die etwa vorhandenen Bataillone unterdrückt. Wo solche noch bestanden, dienten sie nur dazu, dem vermöglichen Kleinbürger Gelegenheit zu bieten, dann und wann in Uniform zu paradieren. Um die Posten der Offiziere aber bewarben sich namentlich solche, welche nach dem roten Bändchen der Ehrenlegion schmachteten oder auf Einladungen zu offiziellen Festlichkeiten erpicht waren. Schon am 11. August war auf Jules Favres Antrag beschlossen worden, die Nationalgarde zu reorganisieren. Die vorhandenen Bataillone erweiterten sich rasch auf je 8—10 Kompagnien. Eine der ersten Regierungshandlungen Gambettas als Minister des Innern war die Bildung von gegen 150 neuen Bataillonen, und als er im Oktober von Paris seinen Flug im Luftballon nach Tours genommen hatte, verkündete er dem staunenden Frankreich als nachahmenswertes Beispiel, in Paris stehen 400 000 Mann Nationalgarden auf den Wällen, bereit, die Stadt mit ihrem Leben zu verteidigen. Von diesen 400 000 dürfte nun zwar reichlich der vierte Teil nur in der Phantasie des Diktators bestanden haben; auf 300 000 wird aber auch von anderer Seite die ungefähre Zahl der Nationalgarden geschätzt.

Diese enorme Zahl wurde dadurch erreicht, daß beim Herannahen der Belagerung fast jede männliche Person von 17 bis zu 60 Jahren und darüber, welche irgend imstande

war, zu marschieren und ein Gewehr zu tragen, in die Nationalgarde sich einreihen ließ. Es wurde in dieser Richtung ein so starker moralischer Zwang ausgeübt, daß man in bürgerlicher Kleidung sich kaum mehr blicken lassen konnte, ohne neugierigen Fragen oder gar offenen oder verdeckten Vorwürfen darüber ausgesetzt zu sein, daß man nicht auch für das Vaterland zu den Waffen gegriffen habe. Solche, welche sich außerstande fühlten, den Anforderungen des Dienstes zu entsprechen, und Ausländer halfen sich nicht selten dadurch, daß sie eine weiße Binde mit dem roten Kreuz um den Arm anlegten und wenigstens das Käppi der Nationalgarden aufsetzten. So kam es, daß während der Belagerung man in Paris fast nur Uniformen sah.

Überdies aber war die Nationalgarde für die große Menge der Bevölkerung eine ebenso willkommene als beinahe unentbehrliche Versorgungsanstalt. Jeder Mann, der für bedürftig erklärt wurde, bekam vom 12. September ab einen Sold von täglich 1 Fr. 50 Cts., und bald kam es dahin, daß ein Nachweis der Bedürftigkeit überhaupt nicht mehr verlangt wurde. So vertrat für die unbemittelten Bewohner die Nationalgarde in mancher Hinsicht die Stelle der Nationalwerkstätten, welche man nach der Revolution im Jahr 1848 zur Beschwichtigung der Bevölkerung eingerichtet hatte. Ein Pariser Witzblatt, der Charivari, brachte diesen Gedanken zum Ausdruck durch eine Abbildung eines halb betrunkenen Nationalgardisten, der sein Gewehr küßt und dazu die Worte stammelt: „Mein Liebling, mein Schatz, meine Freude, mein Trost, mein Vermögen, meine Nationalwerkstätte!“ Im weiteren Verlauf der Belagerung wurde anerkannt, daß es unmöglich sei, eine ganze Familie mit 1½ Frcs. täglich zu ernähren; es wurde deshalb am 29. November für jede Frau eine Vergütung von 75 Cts. und für jedes Kind eine solche von 25 Cts. ausgesetzt. Dies

hatte eine ganz wunderbare Wirkung. Von dem Tage ab, da die fragliche Verfügung erschienen war, wurden die Mairien mit Gesuchen um die Vornahme von Eheschließungen überhäuft. Als besonders merkwürdig bei diesen Belagerungsehen hoben die Zeitungen hervor, daß die Brautleute als ihre bisherige und ihre künftige Wohnung meist dieselbe Straße und dieselbe Hausnummer angaben, und daß nicht selten die neu verbundenen Ehepaare in der Lage waren, sofort für eine erkleckliche Anzahl von Kindern Anspruch auf den Tagessold von 25 Centimes zu erheben.

So groß indessen die Zahl der Nationalgardisten war, so gering waren fast ohne Ausnahme ihre Leistungen für die Zwecke der Verteidigung. Dies erhellt schon daraus, daß der Gesamtverlust der Nationalgarde während der ganzen, mehr als vier Monate dauernden Belagerung auf höchstens 500 Mann angegeben wird. Diese geringe Beteiligung an den Opfern des Kriegs hinderte jedoch die Nationalgardisten nicht, sich fortwährend als unvergleichliche Helden in großartigen Reden und Aufzügen zu feiern und feiern zu lassen. Sie bildeten sich ungemein viel darauf ein, daß sie hinter den Wällen von Paris, also weit außer Schußweite, eine Art Vorpostendienst gaben, der sich indessen von dem gewöhnlichen Garnisonswachdienst in Friedenszeiten kaum unterschied. Auch gewährte es ihnen eine kindliche Freude, immer wieder martialisch durch die Straßen der Stadt hinter einer Trommel und einer Trompete zu marschieren, um die Statue von Straßburg zu bekränzen und in feurigen Reden die Welt zu versichern, der Sieg sei ihnen gewiß; sie haben einen Pakt mit dem Tode geschlossen. Hiermit war es übrigens der großen Mehrzahl jener 300 000 Streiter keineswegs blutiger Ernst. Solange sie selbst nur innerhalb der Umwallung Verwendung fanden, wurden sie nicht müde,

die Regierung ob ihrer Untätigkeit anzuklagen und sie des Verrates zu zeihen. Als aber der ernsthafte Versuch gemacht wurde, sie gegen den Feind zu führen, erwies sich dies in den meisten Fällen als geradezu unmöglich. Sie fanden immer wieder eine Ausrede, und wenn sie sonst nichts wußten, so war es das Mißtrauen in die echt republikanische Gesinnung der Oberbefehlshaber, welches sie veranlaßte, die Heerfolge zu verweigern. Treffend kennzeichnet ein französischer Schriftsteller, Charles de Mazade, der Chronist der bekannten Revue des Deux Mondes, die Nationalgarde als „une masse incohérente, desoeuvrée, soldée, tapageuse, enorgueillie du rôle qu'on lui faisait".

Am 4. November wurde für den wenig energischen General Tamisier der strenge und rücksichtslose General Clement Thomas Kommandant der Nationalgarde. Dieser scheute sich nicht, in einer Anzahl von Tagesbefehlen, welche alle amtlich bekanntgegeben wurden, den Mangel an Mut und die unglaubliche Zuchtlosigkeit einzelner Nationalgardenbataillone öffentlich an den Pranger zu stellen. Dieses Verfahren scheint indessen nicht viel genützt zu haben. Gegen den Urheber dieser Bekanntmachungen aber hat sich schließlich die Erbitterung der schwer beleidigten Pariser in so hohem Grade gesteigert, daß General Thomas in den Märztagen des Kommuneaufstandes als einer der ersten von dem wütenden Pöbel ermordet wurde.

Wie wenig geneigt die Helden der Nationalgarde waren, ihr immer wieder in die Welt hinaus posaunes „mourir pour la patrie" zur Tat werden zu lassen, geht namentlich auch aus folgendem hervor. Die Regierung kam bald zu der Erkenntnis, daß mit den 300 000 Nationalgarden, so wie sie zu Anfang organisiert waren, lediglich nichts anzufangen sei. Standen doch gebrechliche Greise neben blutjungen Bürschchen, starke, tatkräftige und zu allem entschlossene

Männer neben schüchternen, für den eigentlichen Kriegsdienst beim besten Willen unbrauchbaren Krämer- und Schreiberseelen. Hier galt es, die brauchbaren, kriegstüchtigen Elemente auszuscheiden. Zuerst versuchte man es durch einen Appell an die Freiwilligkeit. Es erging an alle jüngeren, kräftigen Männer die Aufforderung, sich zu den sogenannten Marschbataillonen zu melden, welche zum Dienst außerhalb der Umwallung auf den Vorposten und bei Ausfällen verwendet werden sollten. Die Zeitungen begrüßten diesen Schritt mit enthusiastischem Beifall und rechneten auf mindestens 100 000 Freiwillige. Es war auch alles darauf eingerichtet, um dem Heroismus derer, welche in die Marschbataillone sich einreihen lassen wollten, die gebührende äußere Anerkennung widerfahren zu lassen. Jedes Bataillon versammelte sich in einem großen Saale, dessen Galerien meist von zahlreichen männlichen und weiblichen Zuschauern besetzt waren. Am oberen Ende des Saales auf hohem Podium saß der Maire des Arrondissements, und unter Trommelwirbel und Beifallsrufen wurden die Namen der einzelnen Freiwilligen verkündigt, die für ihre Opferwilligkeit von den übrigen bewundert und stürmisch beglückwünscht wurden. Allein trotz dieses theatralischen Effekts gelang es nicht, die Zahl derer, welche sich freiwillig meldeten, auf mehr als 5000 zu bringen. Die Regierung sah sich deshalb am 9. November zu der Anordnung veranlaßt, daß zu der notwendigen Ergänzung der Marschbataillone aus den Stammbataillonen (gardes nationaux sédentaires) je nach Bedarf folgende Kategorien der Reihe nach ausgehoben werden sollen: 1. die unverheirateten Männer zwischen 20 und 35 Jahren; 2. die unverheirateten zwischen 35 und 45 Jahren; 3. Ehemänner und Familienväter zwischen 20 und 35 Jahren; 4. Ehemänner und Familienväter zwischen 35 und 45 Jahren. Als nun mit der Ausführung der

Verfügung wirklich Ernst gemacht und die erste Klasse herangezogen wurde, gab dies von neuem Veranlassung zum Abschluß zahlreicher Ehen, da jetzt hiermit nicht nur eine Unterstützung für die angetraute Frau, sondern auch die Möglichkeit der Befreiung vom eigentlichen Kriegsdienst verbunden war. Auch sonst wurde das in Frankreich ohnedies beliebte System der Protektion und des Sich-Drückens allenthalben geübt. Der eine hatte eine Mutter, der andere eine Tochter, der dritte eine schwache Lunge, wieder andere andere Leibschäden. Als dann endlich mit vieler Mühe die Marschbataillone gebildet und wenigstens auf dem Papier auf die Zahl von 60—80 000 Mann gebracht waren, gab man ihnen überall festliche Abschiedsbanketts; sie erhielten neue Kochtöpfe, neue Hosen und neue Mäntel. Sie taten auch wirklich einige Dienste in der äußeren Vorpostenkette. Ernsthaft ins Gefecht aber kamen sie nur bei dem letzten Ausfall, der am 19. Januar gegen Versailles unternommen wurde. Hier aber sollen sie sich, von wenigen Ausnahmen abgesehen, keineswegs mit Ruhm bedeckt haben.

In den verschiedenen Bataillonen der Nationalgarde kamen die beiden sich widerstreitenden Richtungen, welche in der Pariser Bevölkerung während der ganzen Belagerung sich gegenüberstanden und um die Herrschaft rangen, die Bourgeois und die Arbeiter, deutlich zum Ausdruck. Die ersteren, in der Hauptsache zusammengesetzt aus den Bewohnern der wohlhabenderen Stadtteile, glaubten schon nach den ersten zwei Monaten der Belagerung mit Stolz auf ihre heroischen Leistungen hinweisen zu können. Sie hatten ja das Kaisertum gestürzt und den vordringenden Deutschen ein nach ihrer Ansicht unwiderstehliches Halt zugerufen, so daß diese bereits begannen, sich vor ihnen zu fürchten. Sogar das rote Gespenst glaubten sie dadurch beschworen zu haben, daß sie mit Hilfe der Mobilgarde am 31. Oktober die Putsche

der Bataillone von Belleville und Montmartre niedergeschlagen hatten. Wenn die Regierung schwur, keinen Fuß breit Erde, keinen Stein der Festungen zu opfern, wenn sie immer wieder versicherte, ganz Paris sei einig in dem Entschlusse zu kämpfen, zu sterben, wenn es sein müsse, aber niemals sich zu ergeben, so jubelte ihr auch der Krämer-Bourgeois äußerlich zu. In Wahrheit aber war es ihm mit dem Heldentod für das Vaterland und mit dem Sich-Begraben unter seinem Laden keineswegs so blutiger Ernst, als man nach seinen Äußerungen hätte annehmen sollen. Er glaubte, seiner Pflicht gegen das Vaterland mehr als genügt und die Bewunderung aller kommenden Geschlechter reichlich verdient zu haben, wenn er einige Monate lang auf jeden Erwerb verzichtete, wenn er auf der Umwallung von Paris Schildwache stand und sich dabei einen Schnupfen holte. Im übrigen setzte er seine Hoffnung auf die Loirearmee, auf die Armee in Metz und auf das Ausland. Als diese Hoffnungen immer weniger aussichtsreich wurden, als die Loirearmee immer weiter von Paris abgedrängt, Bazaine in Metz zur Kapitulation gezwungen und von seiten des Auslandes jede Einmischung abgelehnt wurde, da begann der Pariser Bourgeois der Belagerung und des Paradierens in der Uniform überdrüssig zu werden. Die pekuniären Verluste, welche sein Heroismus ihm auferlegte, begannen ihn zu schmerzen. Überzeugt, daß er bereits ein Held ist und daß Paris an Ausdauer selbst Troja und Saragossa übertroffen hat, ist er bereit, sich in das Unvermeidliche zu fügen, und freut sich im stillen, daß die Kapitulation ihm wieder die gewöhnlichen Bahnen seines täglichen Erwerbslebens eröffnen wird.

Ganz anders die Arbeiter von Belleville und Montmartre! Ihnen waren die Phrasen der Regierung wirklich ein Evangelium. Sie fühlten mehr oder weniger klar, daß die Pa-

riser ernsthaft Gefahr laufen, vor den Augen der Welt sich lächerlich zu machen, statt als Helden angestaunt zu werden, wenn sie nicht endlich Ernst machen mit dem hochtrabenden Worte Jules Favres, daß man entschlossen sei, nötigenfalls unter den Trümmern von Paris sich zu begraben. Sie verlangten eine Regierung, welche diese Schwüre zur Wahrheit machte. Sie versprachen sich wenig von der Loirearmee, von Bazaine und von dem Ausland. Zu verlieren hatten sie nichts, und so freuten sie sich mehr über die Belagerung, als daß sie sich über dieselbe grämten. Diese gewährte ihnen freie Wohnung; sie hatten nichts zu tun, als mit dem Gewehr zu exerzieren, und bekamen hierfür ausreichenden Sold und ihre Rationen. So sahen sie mit grimmiger Genugtuung dem Augenblick entgegen, wo sie die unter Rocheforts Anleitung errichteten Barrikaden mit Gefahr des Lebens verteidigen und das Haus ihres Mietsherrn in die Luft sprengen durften. — Später haben sie in der Tat auch auf den Barrikaden wie Löwen gekämpft, nur nicht gegen die Deutschen, sondern gegen ihre eigenen Landsleute, im Dienst der Kommune, als Streiter für die eigene Herrschaft gegen die Truppen der Regierung von Versailles!

Noch möchte ich zum Schluß kurz eingehen auf die allgemeinen wirtschaftlichen Verhältnisse während der Belagerung und insbesondere auf die Maßregeln, durch welche die Ernährung und Verpflegung der Einwohner von Paris ermöglicht und geregelt wurde.

Mehrfache Zählungen, welche während der Belagerung vorgenommen wurden, ergaben das nahezu übereinstimmende Resultat, daß in Paris rund 2 100 000 Menschen eingeschlossen waren. Daß diese ungeheure Anzahl von Menschen, trotzdem daß jede Zufuhr von außen abgeschnitten war, volle 135 Tage lang hinlänglich ernährt werden konnte, ist vor allem das vielleicht einzige Verdienst des Ministeriums

Valikao, insbesondere des Handelsministers Clement Duvernois. Allein an lebendigem Schlachtvieh hat dieser in kürzester Zeit 220 000 Hämmel, 40 000 Ochsen und 12 000 Schweine in die Stadt geschafft, welche, in den verschiedenen Parkanlagen eingehegt, in den ersten Monaten der Belagerung eine besondere Sehenswürdigkeit bildeten. An Mehl hatte derselbe Minister so ungeheure Mengen in den städtischen Magazinen aufgestapelt, daß die Regierung beinahe bis zum Ende des Jahres 1870 der festen Meinung war, an Brot werde es in Paris überhaupt nie gebrechen. Neben den in den öffentlichen Magazinen aufgespeicherten Lebensmitteln fanden sich noch über alles Erwarten große Vorräte im Besitz von Privaten, namentlich bei großen und kleinen Händlern. Sobald die Regierung auf diese Tatsache aufmerksam wurde, setzte sie sich nach und nach in den Besitz aller dieser Vorräte. Hierdurch wurde es möglich, die Belagerung mindestens um einen Monat länger auszuhalten, als ursprünglich die Regierung selbst berechnet hatte.

In gewöhnlichen Zeiten betrug der tägliche Verbrauch an Lebensmitteln in Paris 5 200 000 Pfund Brot, 8000 Hektoliter Wein, 600 Ochsen, 125 Kühe, 600 Kälber, 6000 Hämmel, 120 Schweine und zirka 25 000 Kilogramm geschlachtet eingeführtes Fleisch, Geflügel, Wild, Speck, Schinken, Würste, geräuchertes Fleisch, Fische ꝛc. Während sonst der Verkehr mit Lebensmitteln vollständig frei war und deren Verteilung unter die Bevölkerung nach den allgemeinen Grundsätzen über Angebot und Nachfrage sich vollzog, erwies sich seit dem Beginn der Belagerung die freie Konkurrenz nicht mehr imstande, die notwendige Regelung der Preise ꝛc. herbeizuführen. Um schwindelhaften Spekulationen und Preissteigerungen vorzubeugen, sah sich die Regierung genötigt, einzugreifen und den Verkauf der wichtigsten Lebensmittel: Brot und Fleisch, geradezu zu

monopolisieren. Sämtliche Bestände an Schlachtvieh, Pferden 2c., sowie an Mehl wurden mit Beschlag belegt. Die Regierung war somit, wie der schon erwähnte G. de Molinari in der Revue des Deux Mondes schreibt: „le seul propriétaire et le seul marchand des deux grands articles de première nécessité, le blé et la viande de boucherie". Bei dem Brot begnügte man sich bis um die Mitte des Monats Januar damit, den Preis durch eine Taxe festzustellen, und zwar auf 45 Cts. das Kilogramm, ohne daß der einzelne für seinen Bedarf auf ein bestimmtes Quantum beschränkt worden wäre. Bei dem Fleisch aber sah man sich genötigt, mit der Requisitionierung auch die Rationierung zu verbinden. Mit dem Rindfleisch geschah dies schon gegen das Ende des Monats September, und am 12. November wurde diese Maßregel auch auf das Pferdefleisch ausgedehnt. Zu diesem Behuf wurden die Privatschlächtereien geschlossen und in jedem der 20 Arrondissements eigene Munizipalschlächter aufgestellt, durchschnittlich je 8 bis 10. Diesen wurde von der Regierung täglich ihr bestimmtes Quantum Fleisch zur Verteilung zugesandt. Die Einwohner aber mußten für sich und die zu ihrem Haushalt gehörigen Personen auf der Mairie ihres Bezirks Karten lösen, gegen deren Vorzeigung der Schlächter nach vorheriger Abstempelung das darauf bemerkte Quantum Fleisch abgeben durfte.

Anfangs waren die Rationen auf 200 Gramm für die erwachsene Person und auf die Hälfte für Kinder bis zum 15. Jahr festgestellt zum Preis von 2 Frcs. 80 Cts. für die erste und 1 Fr. 70 Cts. für die zweite Qualität. Zu diesem Behuf mußten täglich 300 Ochsen, 2000—2500 Hämmel und 500 Pferde und Esel geschlachtet werden. Schon damals also hatte der Verbrauch eine wesentliche Einschränkung erfahren. Am 20. Oktober wurden die Rationen auf die Hälfte

und am 6. November auf den vierten Teil herabgesetzt. Vom 12. November ab erhielt die Person nur noch 33⅓ Gramm, und zwar fast ausschließlich Pferdefleisch, vom 15. Dezember ab gar nur noch 30 Gramm pro Tag. In der Regel wurden die Rationen je für vier Tage auf einmal abgegeben; es erhielt also in den beiden letzten Monaten der Belagerung die erwachsene Person für vier ganze Tage nicht mehr als ¼ Pfund Fleisch. Und auch diese kleinen Portionen mußten noch sauer erkauft werden. Zwei, drei und vier Stunden lang wurde in der Regel vor den Schlächterläden Queue gebildet. Die feinsten Damen machten schließlich aus der Not eine Tugend und holten ihr Fleisch selbst, weil sie fanden, daß sie dabei besser wegkamen. Nie sollen in Paris den behäbigen Metzgermeistern von Damen aus der vornehmsten Gesellschaft so viel Liebenswürdigkeiten gesagt worden sein als in diesen Tagen der Belagerung.

Das Brot hatte zu der Zeit, als ich nach Paris kam, von seiner trefflichen Qualität beinahe noch nichts verloren. Schon am 8. Dezember aber wurde das Mehl mit Kleienmehl vermengt. Am 11. Dezember erging ein allgemeines Verbot, das Mehl zu etwas anderem als zur Brotbereitung zu verwenden, speziell die von sorgsamen Hausfrauen eifrig betriebene Herstellung von Schiffszwieback wurde untersagt. Doch erklärte noch am 12. Dezember die Regierung feierlich: „Le pain ne sera jamais rationné.“ Am 14. Januar aber wurde allen Privathaushaltungen die Ablieferung der Mehlvorräte, welche über 5 Kilo betrugen, auferlegt. Am 19. Januar endlich wurde auch das Brot rationiert und pro Tag für Erwachsene eine Portion von je 300 Gramm (um 10 Cts.), für Kinder unter 5 Jahren eine solche von je 150 Gramm verabreicht.

Daß unter diesen Umständen alle nicht rationierten Lebensmittel bald sehr gesucht und zu den teuersten Preisen

bezahlt wurden, liegt auf der Hand. So ist, um nur einige Beispiele herauszugreifen, anfangs Dezember eine Milchkuh mit 2800 Frcs., ein Hammel mit 1164 Frcs. bezahlt worden. Ein Pfund geräucherter Schinken, beim Beginn der Belagerung um 2 Frcs. 50 Cts. zu haben, kostete Anfang November 16 Frcs. und Mitte Januar 20 Frcs.; ein Huhn kam von 3 Frcs. auf 14—15 und schließlich auf 25—40 Frcs., ein Truthahn von 10—12 auf 50—55 und 100—120 Frcs., eine Gans von 6—8 auf 25—30 und 80—85 Frcs., ein Maß (boisseau) Kartoffeln von 1 Fr. auf 6 und 25 Frcs., das Kilo Butter von 6 auf 28—45 und auf 70—80 Frcs., das Dutzend Eier von 60 Cts. auf 4,60 und 12 Frcs. Von einem Kuchenbäcker wurde erzählt, derselbe habe 500 000 Stück Eier in Kalk eingelegt gehabt und schließlich das Stück zu 2 Frcs. 25 Cts. verkauft. Speck und Schmalz wurden so rar, daß umsichtige Hausfrauen Mitte Dezember die Pomadetöpfe der Friseure aufkauften, um dem Mangel wenigstens einigermaßen aufzuhelfen. Außerdem wurden während der Belagerung Tiere als jagd- und eßbar behandelt, welche nie vorher auf einer Speisekarte oder auf dem Küchenzettel einer Haushaltung zugelassen worden wären. Nicht nur die Elefanten, Bären, Löwen, Rhinozerosse ꝛc. des jardin des plantes wurden geschlachtet und auf alle möglichen Arten zubereitet; auch Haustiere und Hausfreunde der Menschen, namentlich Hunde und Katzen, wurden nicht geschont. Erstere sollen wie Lammfleisch schmecken und, wenn jung und wohlgenährt, keineswegs zu verachten sein.

Daß aus Katzenfleisch ein schmackhaftes Mahl bereitet werden kann, durfte ich selbst erproben; denn wir haben in unserem Lazarett nicht weniger als drei Katzen, in Ragout mit weißem Bordeauxwein gekocht, verzehrt. Diese Tiere waren rasch selten geworden, und unsere Rekonvaleszenten

mußten die erdenklichste Mühe anwenden, bis sie mit Baldrian und Schlingen nur diese drei fingen, unter denen insbesondere ein Prachtexemplar von einer Angorakatze sich befand, wie ich nie eine schönere gesehen habe. Die Nachricht von einem geglückten Fang wurde jedesmal mit Jubel begrüßt und mit einem Extrakaffee gefeiert, den Madame Ste-Rosine spendete.

Die Jagd auf Sperlinge wurde in fast lebensgefährlicher Weise allenthalben betrieben. Auch Mäuse und Ratten rühmte man als besonders schmackhafte Speisen und die Pariser Feinschmecker fanden bald heraus, daß eine Feldmaus entschieden besser schmecke als eine gewöhnliche Hausmaus; es wurde deshalb anfangs Dezember diese mit 40, die Feldmaus mit 50 Cts. honoriert. Später stieg der Preis bis auf 1 Fr. bzw. 1 Fr. 50 Cts. Bei den Ratten unterschied man gleichfalls gewöhnliche Ratten, die mit 1 Fr., und solche, die fett waren und frisch aus der Schleuse kamen und deshalb mit 1 Fr. 50 Cts. bezahlt wurden. Für den Fang dieser Tiere suchten die Journale ihren Lesern alle möglichen Fingerzeige an die Hand zu geben. So schrieb einmal das Parisjournal, eines der vielen kleinen sog. Soublättchen: „Man nehme eine lange Schnur und einen großen Haken, stecke ein Stück Talg daran und bewege die Schnur an einer Rute befestigt hin und her. Binnen wenigen Minuten wird eine Ratte herbeikommen und den Köder beschnuppern. Es wird einige Zeit dauern, ehe sie sich entschließt, anzubeißen; denn sie ist von Natur schlau und vorsichtig. Hat sie den Bissen verschluckt, so lasse man ihr fünf Minuten Zeit, darüber nachzudenken. Dann ziehe man fest und stetig an. Sie wird krampfhafte Sprünge machen, aber man bleibe ruhig und lasse sich nicht zu gleicher Aufregung hinreißen. Wenn das Tier auf diese Weise sich abgemattet hat, ziehe man es mit einem raschen Ruck in die

Höhe und — voilà votre diner!“ — In den Speisekarten der Restaurants, welche in dem Erfinden von neuen Speisen eine unglaubliche Geschicklichkeit bewiesen, figurierte unter andern vorher ungeahnten Delikatessen regelmäßig: Rat en rôti, rat en ragout, rat en pâté, rat en salmis, rat en salade, rat en eminencée. Auch sonst war für Geld in den Restaurants bis in die letzten Wochen eine große Auswahl von Speisen zu haben, und zwar nicht nur solche, welche nicht von der Regierung requiriert waren, sondern auch gewöhnliches Fleisch; denn alle diejenigen, welche keine eigene Haushaltung führten, überließen ihre Rationenbillets den Restaurateuren und begnügten sich nicht selten auch mit einer anderen Speise. Noch andere verkauften geradezu ihr Fleischbezugsrecht, um den Erlös in Spirituosen umzusetzen.

Während so die Reichen und Vermöglichen immer noch ihr Auskommen fanden, verschlechterte sich die Lage der minder bemittelten Familien von Woche zu Woche. Dies zeigen besonders deutlich die statistischen Berichte über die Sterblichkeit unter der Bevölkerung, die während der Belagerung um beinahe 200 % sich steigerte. Die Zahl der Todesfälle hatte in der dem 24. September vorangegangenen Woche 1625 betragen, am 3. Dezember war sie auf 2282, am 8. Januar auf 3680, am 22. Januar aber auf 4465 in der Woche angewachsen. Und doch ist in Beziehung auf die Fürsorge für die notleidende Bevölkerung von seiten der Regierung und der Gemeindebehörden, sowie von Vereinen und von einzelnen, unter denen namentlich ein reicher Engländer namens Wallace sich besonders hervortat, ganz außerordentlich viel geleistet worden.

In einer Sitzung, welche am 23. Dezember die Maires der einzelnen Bezirke von Paris unter Jules Ferrys Vorsitz abhielten, wurde festgestellt, daß um diese Zeit nicht weniger als 478 754 Personen, also nahezu 25 % der Bevölkerung, in

öffentlicher Unterstützung sich befanden. So zählte z. B. der 20. Bezirk, Belleville, 20 000, der 19., La Villette, gar 60 000 Unterstützungsbedürftige. Bei den Verhandlungen dieser Sitzung ergab sich ferner, daß in allen Stadtbezirken, namentlich in denjenigen, welche von den unbemittelten Klassen bewohnt waren, durch die Gemeindebehörden öffentliche Kantinen und Speiseanstalten errichtet waren. In diesen konnte man gegen Bons, die auf der Mairie gegen mäßige Bezahlung oder auch unentgeltlich zu haben waren, so viel Gemüse, Kaffee und andere Nahrungsmittel erhalten, als notwendig waren, um in Verbindung mit den von Schlächtereien bezogenen Fleischrationen die notdürftigen Mahlzeiten herzustellen. Diese Anstalten waren um so notwendiger, als gegen das Ende des Jahres der Mangel an Brennmaterial sich in empfindlicher Weise fühlbar machte.

Die Kohlen gingen mehr und mehr auf die Neige, so daß von der zweiten Hälfte des Monats Dezember ab die Gasbereitung eingestellt und das Gaslicht durch spärliche Erdölbeleuchtung ersetzt wurde. Auch trockenes Brennholz wurde immer seltener und teurer. Die Regierung sah sich genötigt, die schönsten Bäume der herrlichen Parkanlagen des Bois de Boulogne, de Vincennes ꝛc. zum Opfer zu bringen, um der allgemeinen Not zu steuern; bald fiel es kaum mehr als etwas besonders Merkwürdiges auf, wenn man Damen der besten Stände mit Holzsägen unter dem Arm oder kleine Baumstämme hinter sich herschleppend in den Straßen begegnete. Auch öffentliche Wärmeanstalten, in denen jedermann unentgeltlich sich selbst und seine Speisen und Getränke wärmen konnte, wurden in den einzelnen Stadtbezirken von den Gemeindebehörden eingerichtet, ferner sogenannte Kleiderkammern, an welche die Vermöglichen ihre abgelegten oder entbehrlichen Kleidungsstücke abgaben. Dort wurden diese alsdann von bedürftigen Frauen ausgebessert,

ungeändert und an schlecht oder zu leicht gekleidete Personen wieder unentgeltlich ausgeteilt.

Ganz besonders viel ist von seiten der Gemeindebehörden und einzelner Vereine für die Pflege verwundeter und erkrankter Soldaten geschehen. Die Vorkehrungen, welche man in dieser Hinsicht unter dem Kaiserreich getroffen hatte, waren höchst mangelhaft und ungenügend. Sie eigneten sich viel weniger dazu, dem wirklichen Bedürfnis im Kriegsfall abzuhelfen, als in Friedenszeiten zur Verherrlichung der an der Spitze dieser Veranstaltungen stehenden Kaiserin Eugenie zu dienen. Um so mehr muß anerkannt werden, daß die Ambulances municipales, welche von den Gemeindebehörden allenthalben im größten Umfang und nach den neuesten Anforderungen der medizinischen und hygienischen Wissenschaft erstellt wurden, in Verbindung mit den zahlreichen Lazaretten der Privatvereine ganz Außerordentliches geleistet haben. Unter den Privatvereinen ist in erster Linie zu erwähnen: die schon genannte allgemeine Société du Secours, welche unseren Vereinen vom Roten Kreuz entspricht. Neben großen Barackenlagern und ihren Hospitälern im Industriepalast, im Grandhotel, in dem Palast des gesetzgebenden Körpers, in den Tuilerien und in dem West- und Nordbahnhof hat sie 350 Privatlazarette mitbegründet, denen sie Zuschüsse gewährte und die von ihren Ärzten besucht wurden. Ferner sind hier noch zu nennen die Association internationale und die Ambulances de la Presse, sowie das nach besonderen Prinzipien musterhaft geleitete amerikanische Hospital. Segensreich wirkte insbesondere noch neben den in edlem Wetteifer tätigen Ärzten die durch die Initiative einer Dame gebildete Association des Soeurs de France.

So verfehlt und oft geradezu unheilvoll während und nach der Belagerung die Unternehmungen und Bestrebungen der

Pariser Gemeindebehörden waren, wenn diese in Fragen der allgemeinen Politik einzugreifen oder gar die Leitung der Regierung an sich zu reißen versuchten, so verdienstvoll und erfolgreich waren, wie aus dem Vorhergehenden zu ersehen ist, ihre Leistungen in der Fürsorge für das materielle Wohl der Bevölkerung. Für die wichtige Frage der Abgrenzung des Wirkungskreises der Kommunalbehörden gegenüber der Staatsgewalt ergibt sich hieraus die Lehre, daß die Organe der Gemeindeverwaltung zwar häufig eine recht unglückliche Hand haben, wenn sie in Fragen der allgemeinen Staatspolitik sich einzumischen versuchen, daß sie aber auf dem Gebiet der Wohlfahrtspolizei vielfach Ersprießlicheres zu leisten vermögen als die Behörden der Staatsregierung. Sie haben in dieser Hinsicht gegenüber den bureaukratisch funktionierenden Staatsbehörden den unbestreitbaren Vorzug vielfacher persönlicher Beziehungen zu den Gemeindeangehörigen, der genauen Kenntnis aller Verhältnisse und eines gleichsam instinktartig geleiteten Verständnisses für die Bedürfnisse des Volkes; auch können sie, wie es gerade während der Belagerung von Paris vielfach mit dem besten Erfolg geschehen ist, viel leichter und ungehinderter als die Staatsbehörden der Mitwirkung freiwilliger Vereine und Genossenschaften sich bedienen und solchen nach Umständen einzelne Geschäftszweige ganz übertragen.

Allein nicht bloß den Behörden, auch der Bevölkerung von Paris dürfen wir unsere Anerkennung nicht versagen. Wir werden uns zwar kaum sehr begeistern können für den „Heroismus“, mit dessen Glorienschein namentlich die Nationalgardisten sich gerne selbst umgaben. Allein die außerordentliche Genügsamkeit, mit welcher die Pariser Bevölkerung in den 4½ Monaten der Belagerung die ihr auferlegten Entbehrungen ertragen hat und die im großen und

ganzen von derselben bewiesene Ausdauer und patriotische Opferwilligkeit werden ihr stets zur Ehre gereichen. Nach dem übereinstimmenden Urteil aller aber, welche einigermaßen einen Einblick in die Verhältnisse gewonnen haben, gilt dies in viel höherem Grade als von den Männern von dem weiblichen Teil der Bevölkerung, deren entsagungsvolle Ergebung und unverdrossene Standhaftigkeit in der Tat das höchste Lob verdienen.

Ich kann mir nicht versagen, am Schluß dieses Abschnitts hier noch anzuführen, wie Labouchère, dem ich in meiner Darstellung in manchem gefolgt bin, einmal über die Frauen in Paris sich äußert. Dieser gewiß unparteiische Beobachter spricht dem eingebildeten Heldentum der „Jules und Jaques", wie er die Pariser Nationalgardisten gerne nennt, jede Anerkennung ab, kann aber für seine Bewunderung für die Frauen nicht genug Worte finden: „Während die Männer sich nährten, hungerten die Frauen; während sie warm gekleidet waren, gingen ihre Weiber in Lumpen; während sie in einem behaglichen Zimmer saßen und auf den Untergang der Feinde tranken, standen ihre Weiber frierend an den Türen des Bäckers und warteten auf ihre Ration Brot. In Paris sind die Frauen — ich spreche von denen der ärmeren Klassen — von viel besserem Stoff als die Männer. Sie dulden weit mehr und klagen weit weniger. Ich bewundere diese armen Geschöpfe, wie sie stundenlang frierend vor den Türen der Fleischer und Bäcker warten, bis die Reihe an sie kommt, und wie sie, um sich zu erwärmen, sich dicht aneinanderdrängen. Und trotzdem beschweren sie sich nicht, sondern tragen alles geduldig in der Überzeugung, daß sie dadurch die Preußen abhalten, in die Stadt zu kommen, und wenn je eine von ihnen wagt, von Kapitulation zu sprechen, so wird sie von ihren Nachbarinnen sofort scharf zurechtgewiesen!"

XI.

Weihnachten. Bombardement. Kapitulation.

Doch ist es Zeit, den Faden der durch die beiden vorhergehenden Abschnitte unterbrochenen Erzählung meiner persönlichen Erlebnisse wieder aufzunehmen. — In den ersten Tagen nach meinem Einzug in Paris standen natürlich die Ereignisse vom 30. November und 2. Dezember im Vordergrund des Interesses. Mit Spannung erwartete ich jeden Tag die Zeitungen und war nicht wenig erstaunt, aus denselben zu entnehmen, daß die Franzosen jene Schlachten als großen Erfolg feierten und in hochtrabenden Redensarten immer wieder für sich den Sieg in Anspruch nahmen, weil sie den Feind zurückgeworfen, dessen Verwundete vom Schlachtfeld geholt haben und Herren der letzteren geblieben seien. Sogar der Rückzug über die Marne, den, wie schon oben erwähnt wurde, Ducrot am 3. Dezember ausführen ließ, wurde als ein Meisterstück der Strategie gefeiert. Der Generalstabschef Trochus, General Schmitz, berichtete hierüber in dem Journal officiel unter anderem: „Zum erstenmal fühlte sich der Feind in seiner Macht und in seinem Stolz getroffen. Er hat den Fluß am hellen Tag vor seinen Augen von einer Armee überschreiten lassen, die er tags zuvor mit solcher Heftigkeit angegriffen hatte." Am 5. Dezember aber schrieb gar das Journal officiel: „Noch einige Tage wie der 30. November und der 2. Dezember und der Feind wird gänzlich demoralisiert sein!" Mit Recht spottete Labouchère in den Londoner Daily News über solche Aufschneidereien und meinte, ebensogut könnte Ducrot sich rühmen, wenn er einmal mit seinen Truppen die Seine bei der Place de la Concorde, also in der Mitte von Paris, überschreite. Mich aber erinnerte der damals gebrauchte Ausdruck, die Armee habe „repassé la Marne en victo-

rieuse“ an die fatalen „Rückwärtskonzentrationen“ der süddeutschen Kontingente im Jahre 1866. Meine neuen Freunde in Paris aber gelang es mir nicht davon zu überzeugen, daß wir Württemberger am 30. November überhaupt keine Reserven gehabt haben und daß diese am 2. Dezember nur zum geringsten Teil überhaupt an der Schlacht sich beteiligt hatten.

Die durch die vermeintlichen Erfolge vom 30. November und 2. Dezember künstlich gehobene Stimmung wurde noch gesteigert durch eine am 4. Dezember aus Tours eingetroffene Depesche Gambettas, welche insbesondere über Bourbaki Günstiges berichtete, von dem es hieß, er habe die Gegend im Nordosten von Paris zwischen Amiens, Beauvais, Chantilly und Gisors vom Feind gesäubert und sei zum Vormarsch gegen Paris bereit. Der Optimismus der Pariser war um jene Zeit so stark, daß selbst die niederschmetternden Nachrichten von der Schlacht bei Orleans am 3. und 4. Dezember und von der Wiedereroberung dieser Stadt durch die Deutschen keinen nachhaltigen Einfluß auf die Stimmung hatten. Diese Nachrichten waren dem General Trochu durch einen Brief Moltkes übermittelt worden mit dem Anerbieten, durch einen seiner Generalstabsoffiziere von dem Sachverhalt sich zu überzeugen. General Trochu erblickte hierin eine erste Aufforderung zur Übergabe, erklärte aber auf das entschiedenste, daß er vom militärischen Standpunkt aus auf Unterhandlungen sich unter keinen Umständen einlassen könne. Nur zwei Mitglieder der Regierung, Jules Favre und Ernest Picard, waren dafür, daß man von dem Anerbieten Gebrauch mache und die Geneigtheit zu Verhandlungen zu erkennen gebe. Sie wurden überstimmt, und Trochu begnügte sich mit einer kalt ablehnenden Antwort. In der Erklärung aber, mit welcher die Regierung die Bekanntgabe dieses Briefwechsels begleitete, hieß es: „Selbst

wenn diese vom Feinde kommende Nachricht wahr wäre, so nehme sie den Parisern nicht das Recht, auf die große Erhebung Frankreichs zu vertrauen, das zu seiner Hilfe herbeieile. „Diese Nachricht", schloß die Erklärung, „ändert nichts an unsern Entschlüssen und an unsern Pflichten." Was Wunder, wenn die Pariser Zeitungen und die Mehrzahl der Bevölkerung dem Brief Moltkes lediglich keinen Glauben beimaßen, wenn sie in ihm vielmehr eine Insolenz und eine plumpe Kriegslist erblickten, dagegen aber die Antwort Trochus „erhaben" fanden.

Am 19. Dezember sah sich dann freilich die Regierung genötigt, Depeschen Gambettas bekanntzugeben, in welchen der Verlust von Orleans und die Mißerfolge der Loirearmee eingestanden wurden. Gleichzeitig aber sprachen diese Depeschen mit hoffnungsvoller Unbestimmtheit von neuen Armeen, die sich gebildet haben, so von Bourbaki, der im Südosten ein neues Kommando übernommen hatte, weil er sich mit Dr. Testelin in Lille, dem „Gambetta des Nordens", nicht verstand, von Faidherbe im Norden, von Briant bei Havre, Bressolles in Lyon, Garibaldi an der Schweizer Grenze und von Chanzy, der die Loirearmee reorganisiere. Das waren ebensoviele neue Namen als neue Hoffnungen für die Pariser. Der eben noch vergötterte, von dem gewalttätigen Gambetta aber abgesetzte Aurelles de Paladine war vergessen und das Scheitern der auf ihn gesetzten Hoffnungen im Handumdrehen verschmerzt. Dagegen gefiel man sich mit Verherrlichungen seines Nachfolgers Chanzy. Dieser galt als der wahre, aus den Ereignissen herausgewachsene Held des großen Befreiungskampfes. Man verglich ihn gerne mit dem berühmten Revolutionsgeneral Hoche, und bald hieß es von ihm, er spiele mit dem Prinzen Friedrich Karl und dem Großherzog von Mecklenburg und deren Armee „wie die Katze mit der Maus".

Um die Pariser Bevölkerung auch sonst einigermaßen im Atem zu halten, unternahm Trochu am 21. Dezember den von Haus aus aussichtslosen und in der Tat auch gänzlich fehlgeschlagenen Angriff auf die Vorpostenstellung bei Le Bourget im Norden von Paris gegen St. Denis. Der französische Journalist Sarcey schreibt in seinem vielgelesenen Buch über die Belagerung von Paris hierüber wörtlich folgendes: „Wieder einmal hatte der tapfere Bayard hartnäckig mit dem Degen in der Hand gegen einen Feind gekämpft, der mit einer Büchse versehen war und ihn auf 500 Schritte aus dem Hinterhalt niederschoß. Ein ritterlicher, aber törichter Heroismus!“

Nicht ohne einigen Neid las ich am 10. Dezember, daß vier gefangene deutsche Offiziere, welche der Pöbel insultiert hatte, ausgewechselt worden seien. Ich war keineswegs sehr erbaut über die Nachricht, daß die von der Pariser Regierung angebotene Auslieferung der übrigen Gefangenen von der deutschen Heeresleitung abgelehnt worden sei. So schwand jede Aussicht, Weihnachten zu Hause feiern zu können. Man mußte sich vielmehr allen Ernstes darauf gefaßt machen, sogar noch im neuen Jahr viele Wochen fern von der Heimat in der Gefangenschaft zubringen zu müssen.

Inzwischen nahte das Christfest heran, und nicht ohne eine gewisse Wehmut erzählte ich meinen Pflegerinnen und meinen Zimmergenossen, wie schön bei uns dieses Familienfest unter dem strahlenden Glanze des Christbaums gefeiert werde. Der Heilige Abend kam, und trotz des vin chauffé, mit dem die immer besorgte Madame Ste-Rosine mich überraschte, konnte ich an jenem Abend die trüben Gedanken und das schwere Heimweh nicht loswerden. Traurig verzehrte ich mein Petit-pain. Als ich aber gar noch einigen Hunger verspürte, nachdem der letzte Bissen verschwunden war, so fehlte wenig, daß ich nicht ernsthaft weich geworden

wäre. Trotzdem schlief ich auch in dieser Nacht vortrefflich. Für den Christfestmorgen aber hatte die Schwester Ste-Rosine eine besondere Überraschung erdacht. Ich erwachte an einem ungewohnten Geräusch von geheimnisvoll gedämpften Stimmen. Als ich mir die Augen ausrieb, war am Fußende meines Bettes ein prächtiger grüner Kirschlorbeerzweig befestigt. Von demselben strahlte ein Licht auf mich hernieder, und ein Petit-pain winkte als Weihnachtsgabe der Schwester Ste-Rosine mir entgegen. So hatte auch ich meinen Christbaum, und mit gerührtem Dank gegen Gott sah ich mutig und unverzagt der Zukunft entgegen. Nur darüber war ich noch bekümmert, daß ich von Hause keine Nachricht hatte und ebensowenig wußte, ob einer der Briefe, die ich alle 14 Tage dem Ballon zur Beförderung an die Meinigen anvertraute, in deren Hände gekommen sei. Wie ich später erfuhr, sind meine beiden ersten Ballonbriefe auch wirklich verloren gegangen. Erst am 13. Januar, gerade einen Tag nach der silbernen Hochzeit meiner Eltern, ist mein dritter Brief, den ich am 23. Dezember geschrieben hatte und der meine Glückwünsche zum neuen Jahr in die Heimat bringen sollte, zur großen Freude der Meinigen an seinem Bestimmungsort angekommen.

Wie Schwester Ste-Rosine mir erzählte, war damals der Weihnachtsbaum in den französischen Familien nicht allgemein üblich. Doch wurden auch in Frankreich am Weihnachtsfest oder noch mehr am Neujahr die Angehörigen und Freunde mit Geschenken, sogenannten étrennes, erfreut, welche in dem Couvent zu St. Maur meist in der Frühe den Schülerinnen heimlich in die Morgenschuhe gesteckt wurden. Auch während der Belagerung gab es in Paris solche Weihnachts- und Neujahrsüberraschungen, nur bildeten, der Eigentümlichkeit der Lage entsprechend, statt der sonst üblichen Bonbonnieren, Uhren ꝛc., den Gegenstand der Ge-

schenke riesige Bomben und Granaten, welche, mit Bonbons oder Likör gefüllt, zum Preis von 50—250 Frcs. das Stück zu haben waren. Auch Schachteln mit Fleischpastillen à 10—50 Frcs., Suppenessenzen in Töpfen, ein Sortiment von Hammelskeulen à 100 Frcs., „eingemacht und ganz frisch 200 Frcs.", Straßburger Gänseleberpasteten zu 50—500 Frcs., Würste von 10 Frcs. an und ähnliches wurden als sinnige Geschenke in den Zeitungen angepriesen. Die Regierung spendete der belagerten Bevölkerung als Neujahrsgeschenk 104 000 Kilogramm vorzügliches konserviertes Rindfleisch und je 52 000 Kilogramm getrocknete Bohnen, Olivenöl, Kaffee und Schokolade. Ein besonderes Festmahl für uns in St. Maur aber boten überdies noch zwei Katzen, von denen eine am Christfest und die andere, die schon erwähnte Angorakatze, am Neujahrstage verzehrt wurde.

Eine Weihnachtsüberraschung anderer Art bereitete die deutsche Heeresleitung den Parisern. Das von den deutschen Soldaten und von ganz Deutschland mit Ungestüm verlangte Bombardement nahm, noch ehe das große Jahr 1870 ganz zur Neige ging, seinen Anfang. Am 27. Dezember begann die Beschießung der Forts und der verschanzten Stellungen im Westen, namentlich des schon mehrfach erwähnten Mont Avron, welcher mit 180 Geschützen besetzt war und die deutschen Besatzungen in Noisy le Grand und Brie unangenehm belästigt hatte. Schon in der Nacht vom 28. auf den 29. Dezember räumten die Franzosen ihre Stellung auf jener Hochfläche und gestanden damit die Überlegenheit der deutschen Artillerie unumwunden ein. Am 30. Dezember dehnte das Bombardement auch auf die andern Forts im Süden von Paris, Nogent, Rosny ꝛc., sich aus, und im neuen Jahr las man jeden Tag von weiteren Batterien, welche die Deutschen demaskiert hätten. Allenthalben

tobte ein wütender Geschützkampf. Mit besonderer Hartnäckigkeit wehrten sich namentlich die schweren Geschütze, welche auf der Umwallung von Paris aufgestellt waren, während die dem feindlichen Feuer in höherem Maß ausgesetzten Forts bald überall den kürzeren zogen und ihr Feuer mehr und mehr einstellten. Diese Tatsachen suchten die Zeitungen durch die witzelnde Bemerkung zu beschönigen, die Forts antworten nur so weit, daß „die Konversation nicht gänzlich ins Stocken gerate".

Die Regierung, sowie der Gouverneur und sein Generalstabschef bemühten sich in dieser Zeit ganz besonders, durch feurige Proklamationen und Tagesbefehle den sinkenden Mut der Bevölkerung und der Truppen aufrecht zu erhalten. Zugleich suchte man im Amtsblatt die Hoffnungen auf Entsatz wieder anzufachen. So las man zum Beispiel in diesem am 4. Januar, man wisse zwar über die Bewegungen Chanzys und Faidherbes nichts Genaueres, aber die Vorsicht, mit der die preußischen Blätter dieselben verheimlichen, könne nur ermutigen. Das republikanische Frankreich werde sicher die ernsten Gefahren überwinden. Paris wolle nicht unterliegen; es weise jede Kapitulation zurück und werde sich nie vor dem Feinde demütigen. Auch die Barrikadenkommission mit Rochefort an der Spitze wendete sich an den Patriotismus aller. Sie forderte das Volk auf, den Preußen zu zeigen, daß sie hinter der Umwallung noch den unüberwindlichen Widerstand der Pariser Barrikaden finden werden, und schloß mit der Versicherung, die Mitglieder der Kommission seien entschlossen, Paris Schritt für Schritt zu verteidigen und diese Hochburg des Rechts und der republikanischen Freiheit nie dem Feinde des Vaterlandes preiszugeben.

Am 6. Januar schlugen die ersten Bomben in Paris selbst ein. Die Stimmung, mit welcher diese Tatsache aufgenom-

men wurde, war eine geteilte. Die Bewohner der bedrohten Stadtteile verließen massenhaft ihre Wohnungen und suchten ein Unterkommen auf dem rechten Ufer der Seine. Andererseits strömten ganze Scharen nach den bombardierten Straßen und spotteten über den geringen Schaden, der angerichtet wurde. Es regnete Witze über den psychologischen Moment Bismarcks. Einige Zeitungen verstiegen sich sogar zu der Behauptung, die deutsche Heeresleitung habe zu dem Bombardement sich nur entschlossen, um vor den Parisern die Entblößung von Truppen zu verbergen, zu welcher die Belagerer durch die nunmehr herannahenden Entsatzarmeen genötigt seien. Andererseits aber wurde das Bombardement in den schärfsten Ausdrücken als ein Akt roher Barbarei, als „Zertretung jedes menschlichen Rechts und Verachtung aller Kunst, als rohe Verwüstung und brutale Zerstörung der mit den glänzendsten Meisterwerken der Welt angefüllten Stadt“ verurteilt. Diesem Gedanken gab auch die Regierung Ausdruck in einer Proklamation vom 6. Januar, in der sie am Schluß wieder die zuversichtliche Erwartung aussprach, die Bevölkerung von Paris werde sich würdig erweisen der Loirearmee, welche den Feind zurückgeworfen habe, der Nordarmee, welche zur Hilfe herbeieile.

Also wieder einmal sollte die Hilfe von außen kommen! Und in der Tat erhielten die Vorhersagungen der Regierung eine scheinbare Unterstützung durch eine Brieftaube, welche am 9. Januar von Tours in Paris eintraf. Sie trug die Nummer 43. Die zuletzt vor ihr im Dezember eingetroffene war die 36. gewesen; nicht weniger als sieben Brieftauben waren also unterwegs zugrunde gegangen! Schon die offiziellen Berichte Gambettas über die Armeen Chanzys, Faidherbes und Bourbakis, namentlich die geheimnisvolle Zuversichtlichkeit, mit der er von den Operationen des letzteren sprach, waren geeignet, gewisse Hoff-

nungen zu erwecken. Doch war die Fassung dieser Depeschen immer noch eine so allgemeine, unbestimmte, daß das so oft schon enttäuschte Volk von Paris vorerst am Ende noch kühl geblieben wäre. Allein die Taube brachte auch an die bekannte Agentur Havas eine Depesche, welche eine willkommene Ergänzung der Mitteilungen Gambettas bildete und mit der größten Bestimmtheit die günstigsten Nachrichten brachte. Hiernach hatte Faidherbe den General Manteuffel bei Pont-Noyelles gänzlich geschlagen; Chanzy hielt sich immer noch bei Le Mans und brachte täglich dem Feind die größten Verluste bei; Bourbaki hatte sich eine ausgezeichnete Stellung erkämpft. Bei Nuits war ein glänzender Sieg erfochten worden, bei welchem der Prinz Wilhelm von Baden gefallen war. Belfort war auf acht Monate verproviantiert; die Besatzung bedrohte die Preußen im Rücken und von der Seite. In Elsaß-Lothringen und den okkupierten Provinzen Frankreichs konnte jeden Augenblick ein für alle Deutschen verderbenbringender Aufstand ausbrechen. Zwischen den norddeutschen und den süddeutschen Truppen waren ernsthafte Zerwürfnisse ausgebrochen.

Man kann sich denken, mit welchem Heißhunger die Pariser diese Nachrichten verschlangen. Die Liberté glaubte die Lage nicht besser als mit folgenden Sätzen charakterisieren zu können: „Nancy bedroht, Belfort befreit, Baden besetzt, Hamburg im Begriff, bombardiert zu werden. Das ist Frankreichs Erwiderung auf das Bombardement von Paris. Die Stunde ist gekommen. Die Preußen, die nicht mehr wissen, wo hinaus, suchen Schutz in Paris. Das ist ihre letzte Hoffnung, ihre letzte Zuflucht."

Um diese Zeit kam in unsere Ambulanz die Nachricht, welche der Überbringer mit seinem Kopf verbürgte, in Paris sei überall eine Depesche angeschlagen, wonach Bourbaki den General Werder mit seiner Armee vernichtet, bei Hüningen

den Rhein überschritten habe und das Großherzogtum Baden verheere („ravage“). Mit ungeheurem Enthusiasmus wurde diese Kunde von der ganzen Gesellschaft aufgenommen. Die Verwundeten sprangen aus den Betten, küßten sich vor Freude, tanzten in dem Saal umher und riefen: „à Berlin, à Berlin“. Auch ihre angeborene Gutmütigkeit verleugnete sich nicht. Nachdem sie von der ersten Aufregung sich einigermaßen gefaßt hatten, kamen sie zu mir her, drückten mir teilnehmend die Hand und versprachen mir, wenn es irgend möglich sei, werden sie suchen, den Weg über Stuttgart zu nehmen, um den Meinigen Nachrichten von mir zu bringen. Einer wollte sogar, daß ich ihm zu diesem Behuf alsbald die genaue Adresse meiner Eltern aufschreibe. Ich mochte zu allem dem den Kopf noch so sehr schütteln und mich bemühen, ihnen klar zu machen, daß alles Schwindel oder mindestens im höchsten Grad übertrieben sei; für diesen Tag waren sie ruhigen Erwägungen nicht mehr zugänglich. Selbst mein Arzt, den ich am Abend fragte, was denn er von der Sache halte, meinte, wenn man auch nichts Gewisses wisse, so sei es doch nicht unmöglich, daß eine günstige Wendung eingetreten sei; man müsse nun eben zuwarten, was die nächsten Tage bringen.

Unter diesen Umständen wird man es auch dem seit 1½ Monaten von der Welt und von den Seinigen abgesperrten 19jährigen Gefangenen nicht allzusehr verübeln wollen, wenn er in seiner bisher bewahrten Zuversichtlichkeit wankend wurde und einen Augenblick daran zweifelte, ob es überhaupt gelingen werde, Paris zur Kapitulation zu zwingen. In einem solchen Augenblick des Zweifels schrieb ich am 14. Januar 1871 meinen Eltern in einem Ballonbrief unter anderem folgendes:

„Ich befinde mich hier ganz wohl, und wenn nicht die großen Strapazen, denen meine Kameraden ausgesetzt sind und die ich

leider nicht mehr teilen kann, und die Ungewißheit, in welche die vollständige Unterbrechung alles Verkehrs mich über Euer Befinden und das Schicksal meiner Freunde versetzt hat, mir schwer auf dem Herzen lägen, so bliebe mir kaum mehr etwas zu wünschen übrig. Die beiden Hauptleiden von Paris, die Hungersnot und das Bombardement, machen sich bei uns nur wenig fühlbar. Ich glaube kaum, daß das letztere zu dem gewünschten Resultat führt, während die erstere noch lange nicht den hohen Grad erreicht hat, wie man sich vielleicht in Deutschland einbildet. Zum Beweis hierfür dient unser täglicher Speisezettel: Morgens 8 Uhr Suppe, 12 Uhr wiederum Suppe und „cheval" oder, wenn kein Fleisch vorhanden ist, Gemüse, um 6 Uhr abends ebenfalls Suppe und ein Teller voll Gemüse. Wenn ich Euch versichere, daß die Suppe stets kräftig und schmackhaft ist und daß wir außerdem reichlich Wein und Schokolade bekommen, so werdet Ihr mir glauben, daß es mit der Hungersnot noch nicht so gefährlich aussieht; auch fehlt es keineswegs an Brot, und Katzenbraten habe ich schon dreimal gegessen und sehr gut befunden.

Sollte Paris in Bälde deblockiert werden, was immerhin nicht unwahrscheinlich ist, so könntet Ihr mir vielleicht Nachrichten und Geld durch eine Mittelsperson in der Schweiz oder Belgien zukommen lassen. Sendet beides unter der Adresse der Schwester, die sich auf jede Weise meiner annimmt und mir, wenn meine Mittel erschöpft sind, Geld vorschießen will. Ihre Adresse ist: Mad. Ste-Rosine, religieuse du St. Sacrement à St. Maur les Fossés, rue St. Honoré Nr. 8.

Ich bin hier der einzige Deutsche; meine Zimmergenossen, Mobil-, Nationalgardisten und Linienſoldaten, sind teils am 30. November oder 2. Dezember oder auf Vorposten Verwundete, teils Kranke von der Garnison des Forts Nogent. Ich stelle mich ganz gut mit ihnen und mache ziemliche Fortschritte im Französischen, das ich jetzt „assez couramment" spreche, wie die gesprächige Köchin und Concierge mich jeden Tag versichert. Unser Lazarett ist in einem von den Schwestern geleiteten Pensionat für junge Mädchen. Wir liegen in dem geräumigen und luftigen Schlafsaal der jungen Mädchen und suchen uns die Langeweile möglichst gut zu vertreiben. Dank der reichhaltigen Bibliothek wird mir das leicht."

Nach den üblichen Grüßen und Schlußworten kommt noch eine Nachschrift mit dem sichtlich von dem Heimweh ausgepreßten Stoßseufzer:

„Ich komme immer mehr zu der Einsicht, daß man nichts Gescheiteres tun könnte, als möglichst bald einen billigen Frieden schließen."

Zur Entschuldigung und näheren Erklärung der in diesem Brief zum Ausdruck gekommenen, von mir jedoch nur ganz vorübergehend gehegten Zweifel an dem glücklichen Erfolg der Belagerung mag überdies daran erinnert werden, daß in den deutschen Zeitungen schon im Monat Oktober der Fall von Paris als in nächster Zeit bevorstehend dargestellt worden war, und daß nun, mehr als drei Monate nachher, dieses Ereignis und damit der lange ersehnte Tag der Freiheit immer noch nicht kommen wollte, das Ende der Sache sich vielmehr immer mehr in die Ferne zu rücken schien.

Inzwischen nahm das Bombardement seinen Fortgang. Immer weiter, bis in den Mittelpunkt der Stadt, drangen die deutschen Geschosse und bedrohten schließlich fast den ganzen auf dem linken Seineufer gelegenen Teil von Paris. Die Zeitungen waren angefüllt mit wahren und erlogenen Geschichten über Unglücksfälle, welche durch die Bomben verursacht worden seien. Damit verbanden sich immer wieder die erbittertsten Anklagen und Angriffe auf die feigen und barbarischen Deutschen, welche sich nicht begnügen, hinter ihren Verschanzungen liegend Paris durch die Hungersnot zu bedrängen, sondern nun auch die Frauen und Kinder töten. Ganz besonders erbittert war man darüber, daß auch einige Granaten in Hospitäler eingeschlagen hatten. Trochu nahm Veranlassung, sich deswegen bei dem Grafen Moltke zu beschweren und ihm gleichzeitig anzukündigen, daß die deutschen Verwundeten und Gefangenen auf das linke Seineufer verbracht worden seien.

Auch in unserer Ambulanz herrschte eine hochgradige Erbitterung über meine Landsleute; denn in der Vorstadt St. Maur schlugen die deutschen Granaten allenthalben ein; in Privathäuser, auf die Straßen, selbst in die Kirche fanden die Granaten ihren Weg. Doch richteten sie wenig Schaden an, und ich muß zur Steuer der Wahrheit mitteilen, daß ein ganz bedeutender Prozentsatz unserer Granaten überhaupt nicht explodierte. Auch in unsere Kapelle schlug, wie ich schon oben berichtet, am 10. oder 12. Januar eine Granate und zerstörte dort alles außer dem Standbild der Jungfrau Maria. Das einzige, außer dem unsrigen in der Gegend (in Joinville) befindliche, gleichfalls von Mr. Bitterlin eingerichtete Lazarett wurde am andern Tag, gleichfalls ohne daß irgend jemand beschädigt worden wäre, von einer Granate getroffen und infolge hiervon geräumt. Immer mehr steigerte sich die Aufregung gegen die „sauvages de Prussiens“. „Ils tappent un peu partout“ meinte die Schwester Ste-Rosine und gab sogar der Vermutung Raum, daß absichtlich auf die weißen Fahnen mit dem roten Kreuz gezielt werde. Im Einverständnis mit dem leitenden Arzt ließ sie deshalb am 14. Januar die Fahne, welche bisher auf dem First des Daches geweht hatte, entfernen, obgleich ich ihr wiederholt vorgestellt hatte, daß ihre Meinung, die Deutschen haben es auf die Fahnen vom Roten Kreuz abgesehen, gänzlich unbegründet sei und daß für die deutschen Batterien lediglich kein Grund zu besonderer Rücksichtnahme mehr vorliege, wenn auch die letzte weiße Fahne in St. Maur eingezogen werde.

Und wirklich sollten wir noch in derselben Nacht nähere Bekanntschaft mit den deutschen Granaten machen. Wie gewöhnlich hatte ich bis nach Mitternacht gelesen. Die mit einer gewissen Regelmäßigkeit von den deutschen Batterien bei Chennevières herübertönenden Schüsse, sowie das Zischen

der Granaten und das Krachen, wenn sie sich entluden, lauter vom Vorpostendienst her wohl bekannte Geräusche, an die man seit mehr als einer Woche auch in Paris gewohnt war, hatte ich kaum recht beachtet. Noch nicht lange hatte ich das Licht gelöscht und mich schlafen gelegt, da hörte ich, wie drüben über der Marne abermals ein Schuß gelöst wurde. Ihm folgte immer stärker werdend das gewöhnliche Zischen, und ehe ich mich recht besinnen konnte, ein furchtbarer Knall. Das Zimmer war in einem Augenblick voll Pulverdampf, die Lampe erlosch, und einer der französischen Soldaten schrie mit kläglicher Stimme: „Mon Dieu, mon Dieu! je suis mort! je suis blessé!“ Ich machte sofort Licht, und schon kamen auch die Schwester Ste-Rosine und kurz nach ihr die übrigen Bewohner und Bewohnerinnen des Hauses im Nachtgewand hereingestürzt. Auch Dr. Bitterlin wurde rasch herbeigeholt und stellte fest, daß bei dem einzigen, welcher sich getroffen gewähnt hatte, von einer eigentlichen Verwundung keine Rede war; ein Stück von der Zimmerdecke war ihm auf sein verwundetes Bein gefallen und hatte eine leichte, im ersten Augenblick allerdings schmerzhafte Quetschung verursacht.

Als man aber näher nachsah, zeigte sich, daß ein gnädiges Geschick über uns gewacht und uns vor großem Unglück behütet hatte. Die Granate war durch den Giebel und Bühnenraum durchgedrungen und in dem Stockwerk unmittelbar über unserem Saal geplatzt. Nicht weniger als 13 Granatsplitter hatten unsere Zimmerdecke durchschlagen und staken in dem Fußboden unseres Schlafraums. Und doch war keiner der 16 Verwundeten und Kranken getroffen worden. Auch neben meiner Bettstelle lag ein fast handgroßes Sprengstück und hatte ein tiefes Loch in den Boden gerissen. Leider durfte ich dieses Stück nicht, wie ich gerne getan hätte, zu mir nehmen, da es wie alle andern der Ste-Vierge zu

Füßen gelegt wurde. Nachdem die erste Aufregung sich einigermaßen gelegt hatte, erklärte der Arzt, daß in diesem Zimmer unseres Bleibens nicht sein könne. Er verlangte, daß ein Raum im Parterre und in dem den deutschen Batterien abgekehrten Flügel des Gebäudes als Krankensaal eingerichtet werde. Hierzu wurde der Sommerspeisesaal bestimmt, welcher, mehrere Fuß tiefer als die Erdoberfläche, nur durch kleine, nahe bei der Decke an den Seitenwänden angebrachte Fenster spärlich erleuchtet wurde. Noch in derselben Nacht ging der Umzug vor sich. Mit großer Mühe wurden die schwerer Verwundeten auf improvisierten Tragbahren hinübergeschafft. Wer irgend dazu imstande war, begab sich auf eigenen Füßen in die neue Wohnstätte. Auch ich erhob mich von meinem Lager, hüllte mich in meinen Mantel, hing den Brotbeutel und den Tornister um und humpelte, mit der weißen Zipfelmütze, die wir alle trugen, auf dem Kopf, meist auf einem Beine hüpfend, durch die langen Gänge und die Treppen hinunter. Ich muß in diesem Aufzug einen überaus komischen Anblick gewährt haben, wenigstens brach die Schwester Ste-Rosine trotz des Ernstes der Lage in ein lautes Gelächter aus, als sie mir auf der Treppe begegnete. Noch oft sprach sie später davon, daß sie in ihrem Leben nichts so Komisches gesehen habe als diesen „drôle de garçon“.

Als der Morgen graute, war unser Umzug vollzogen, und wenn unser neuer Wohnraum auch feucht und düster war, so fühlten wir uns darin doch so sicher wie in einem bombenfesten Gewölbe und waren darum mit dem Wechsel ganz zufrieden. Auch in meinen äußeren Verhältnissen und in meinen Beziehungen zu meinen französischen Genossen trat zunächst keine Änderung ein. Wohl waren sie erbittert über die Deutschen und gossen auch mir gegenüber die ganze Schale ihres Zorns über dieselben in nicht wiederzugebenden

Ausdrücken aus. Allein persönlich ließen sie mich das, wie ich dankbar anerkennen muß, in keiner Weise entgelten. Daß die Beseitigung der Fahne vom Übel gewesen sei, wurde jetzt allgemein anerkannt, und schon am 15. Januar wehte das rote Kreuz wieder über dem durchschossenen Dachfirst unseres Hauses.

Meine Wunde, obwohl eine reine Fleischwunde, heilte nur langsam; der Schußkanal befand sich so wenig tief unter der Haut, daß die beiden Wundöffnungen sich allmählich vereinigten und so meine Wunde die Gestalt eines etwas in die Länge gezogenen Talers erhielt. Die Beseitigung der absterbenden Haut- und Fleischteile vollzog sich nicht ganz schmerzlos. Doch begann die Wunde gegen die Mitte des Monats Januar sich, wenn auch ganz langsam, zu schließen, und es wurde mir gestattet, täglich auf einige Stunden das Bett zu verlassen, was immerhin eine große Annehmlichkeit und Erleichterung war. Von dem, was draußen in der Welt vorging, erfuhren wir nur wenig. Insbesondere das große Ereignis der Wiedererrichtung des Deutschen Reiches und der Kaiserproklamation in Versailles wurde erst viele Tage später und auch da nur als Gerücht und ohne die begleitenden Einzelheiten in Paris bekannt. So war ich nicht in der Lage, meinem Arzt eine befriedigende Auskunft zu erteilen, als dieser mir erzählte, von dem Rand der Hochfläche in St. Maur sei deutlich sichtbar, wie in Chennevières von hohem, senkrecht in der Erde stehendem Mastbaum eine lange schwarzweißrote Fahne herunterhänge. Erst viel später wurde mir klar, daß meine Landsleute dieses Zeichen als Ausdruck ihrer Freude über die Wiedererstehung des Deutschen Reiches errichtet hatten.

Infolge des Bombardements erhielt auch unser Lazarett einigen Zuwachs an Kranken. Das erste Opfer der deutschen

Kugeln war ein Marineartillerist, dem ein Granatsplitter auf dem Fort Nogent den Arm verletzt hatte. Dieser brachte außerordentlich viel Leben in unsere Gesellschaft. Als gewandter Geschichtenerzähler („conteur") wußte er viel Wahres und Erdichtetes aus seinen Reisen und Feldzügen in China ꝛc. zu erzählen und eine Menge von heiteren und ernsten, hie und da recht stark gepfefferten Geschichten preiszugeben. Mir imponierte er insbesondere durch die große Gewandtheit, mit der er die bis dahin mir nur vom Hörensagen bekannte Kunst des Tabakkauens auszuüben verstand. Wenn er nämlich seine Mundportion (la chique) gehörig durchgekaut hatte, so war er imstande, dieselbe auf weite Entfernung mit absoluter Sicherheit an jede ihm bestimmte Stelle mit dem Munde zu schleudern, so namentlich, wenn er auf dem Rücken im Bette lag, in großem Bogen in einen zwei Fuß von dem unteren Ende der Bettstelle entfernt auf dem Boden stehenden Spucknapf. Diese Kunstfertigkeit bildete eine ganz besondere Spezialität des neuen Genossen, der ebendeshalb überall auch nur unter dem Namen „La Chique" bekannt war.

Kurze Zeit nach „La Chique" kamen zwei Nationalgardisten, von denen einer an der Hand, der andere im Gesicht verwundet war. Sie hatten zu dreien eine nicht explodierte deutsche Granate entladen wollen, waren aber hierbei so unvorsichtig verfahren, daß einem derselben beide Beine weggerissen wurden und er tot auf dem Platze blieb, während die beiden andern mit dem Schrecken und ihren mehr schmerzhaften als gefährlichen Wunden davonkamen. Wieder einige Tage nachher, es war am 21. oder 22. Januar, erwachte ich mitten in der Nacht an starkem Lärm. Am andern Ende des Saales stand eine Gruppe mir meist unbekannter Soldaten, und aus ihr ertönten die wütendsten Drohungen und Schmähungen über die Prussiens. Ver-

wundert erhob ich mich und fragte meinen Nachbar, was denn vorgehe. Dieser rief mir aber sofort mit gedämpfter Stimme zu: „Tais-toi Charles! Soi tout tranquille.“ Ich steckte mich wieder unter meine Decke, sah aber doch, wie etwa 6 bis 8 französische Artilleristen, zum Teil mit verbundenen Armen und Köpfen, um ein Bett herumstanden, in welchem ein anderer lag, der eben verbunden wurde. Sie waren insgesamt in einem bombensesten Raum der Redoute von St. Maur, den eine deutsche Granate durchgeschlagen hatte, verwundet worden. Der am schwersten Verletzte schien ganz besonders erbittert zu sein; er wütete und tobte gegen die Prussiens und verlangte, daß man ihm den im Hause befindlichen Prussien, d. h. mich, an sein Bett schleppe, damit er seine Wut an ihm auslassen könne. Ehe ich mir indessen über die Situation recht klar werden konnte, kam die Schwester Ste-Rosine an mein Bett heran und flüsterte mir zu: „Levez vous vite, Charles, et suivez moi!“ Ich kleidete mich rasch notdürftig an und folgte der Schwester, welche mich in dasselbe Zimmer führte, in welches ich zuerst gebracht worden war. Dort sagte sie mir, die Verhältnisse beginnen nachgerade so unruhig und unsicher zu werden, daß sie es für besser halte, wenn ich nicht mehr in dem allgemeinen Krankensaal bleibe.

So wurde ich getrennt von meinen bisherigen Genossen. Soweit diese übrigens das Bett verlassen durften, kam von ihnen am andern Morgen einer nach dem andern herauf und versicherte mich, solange sie im Hause bleiben, könne ich sicher sein, daß mir nichts zu leide geschehe. Um mir ihre werte Freundschaft zu erhalten und um auch die neuen Ankömmlinge für mich zu gewinnen, spendete ich der ganzen Gesellschaft einen Kaffee, wozu ich vermöge des Anlehens, das Schwester Ste-Rosine mir in hochherziger Weise gewährt hatte, wohl in der Lage war.

Seit ich mein eigenes Zimmer hatte, erhielt ich dieselbe Kost wie die Offiziere, hatte mich also in materieller Beziehung ganz wesentlich verbessert. Dies war immerhin von Wert; denn je weiter wir in den Monat Januar hineinkamen, desto knapper wurden die Lebensmittel. Auch in St. Maur gingen die Vorräte mehr und mehr auf die Neige, obgleich wegen der großen Entfernung von dem Mittelpunkt die Requisitionierung nicht so streng durchgeführt werden konnte wie in der Stadt selbst. So wurde z. B. am 20. Januar ein Pferd auf eigene Faust geschlachtet und das Fleisch heimlich zu 6 Frcs. das Pfund verkauft. Auch wir legten zusammen und bereiteten auf dem Ofen in der Mitte unseres Saales mit Weißwein, den Madame Ste-Rosine spendete, ein herrliches Ragout von Pferdefleisch. Auch Brot konnte bis in die letzten Tage noch dann und wann neben den eigentlichen Rationen gekauft werden. Aber was als Brot verkauft wurde, verdiente diesen Namen kaum mehr, es war, wie es einmal in einer Zeitung hieß: „un melange de farines de blé, d'orge, d'avoine, de riz, de pois sec, de féverolles, — rudis indigestaque moles". Auf meine Gesundheit und die Frische meines Aussehens übte indessen die schmale Belagerungskost lediglich keinen nachteiligen Einfluß. Auch in Paris bildete die gesunde Fülle meiner Wangen einen auffallenden Gegensatz zu den eingefallenen Gesichtern meiner Genossen, und mehr als einmal sagten diese und meine Pflegerinnen lachend von mir: „Mais mon Dieu! il engraisse" (er wird fetter!).

Doch das Ende des großartigen Schauspiels war näher, als wir alle damals dachten. Wie schon oben erwähnt, glaubte ein großer Teil der tonangebenden Presse und der Bevölkerung in Paris in dem Bombardement nur ein Zeichen der Schwäche der Belagerer erblicken zu sollen und betrachtete in der zweiten Woche des Monats Januar es

als unbestreitbar, daß endlich den Bemühungen Gambettas die große republikanische Massenerhebung gelungen und der Tag des Sieges und der Rettung nicht mehr ferne sei. Mit Ungestüm verlangten die Bevölkerung und ein Teil der Regierungsmitglieder eine erneute große Aktion. Vergebens bemühten sich Trochu, Ducrot, Vinoy und die andern älteren Generale, das Nutzlose eines solchen Beginnens darzutun. Man berief sich ihnen gegenüber auf die Autorität einiger jüngerer Offiziere; sie wurden überstimmt und mußten schließlich dem allgemeinen Drängen nachgeben. Einer der Generale soll hierbei gesagt haben: „Ces blagueurs de gardes nationaux veulent absolument qu'on leur fasse casser la gueule; on va les y mener."

Ein Armeebefehl des Kriegsministers Leflô vom 19. Januar zeigte den Parisern an, daß Trochu dem ersteren für die Zeit seiner Abwesenheit die Funktionen des Gouverneurs von Paris übertragen habe. Gleichzeitig verkündeten vom frühen Morgen an Kanonendonner und Gewehrfeuer in der Richtung gegen Versailles und den Mont Valerien, daß der Kampf begonnen habe. Drei Armeekorps mit mehr als 100 000 Mann hatten sich auf die Deutschen geworfen, um den Durchbruch nach Versailles zu erzwingen. Die Ehre des Tages sollten die Nationalgarden haben, welche etwa die Hälfte der Ausfallstruppen bildeten. Die ersten Nachrichten von dem Kampfplatz lauteten wie gewöhnlich günstig; eine Schanze bei Montretout und ein Teil des Parks von Buzanval, hieß es, seien genommen. Schon jubelte man in Paris und wiegte sich in der Hoffnung, daß es diesesmal gelingen werde, die längst ersehnte „trouée" durch den Ring der Belagerer zu brechen. Allein die Freude sollte nicht von langer Dauer sein. Schon das zweite Bulletin sprach von dichtem Nebel, der den Überblick hindere; das dritte und vierte aber gab zu verstehen, daß alle Versuche, weiter vor-

zudringen, gescheitert seien. Der letzte Bericht des Generals Trochu endlich, um 9 Uhr 50 Minuten ausgegeben, besagte, gegenüber der überlegenen feindlichen Artillerie haben die am Morgen genommenen Höhen wieder aufgegeben werden müssen. Damit war die Erfolglosigkeit des Angriffs eingestanden, und die Gemüter ergriff tiefe Niedergeschlagenheit. Diese wurde auch dadurch nicht gehoben, daß eine Bekanntmachung Trochus vom 20. Januar die Schlacht vom vorhergehenden Tag als eines der bedeutendsten Ereignisse der Belagerung pries, welches ein glänzender Beweis sei für die Mannhaftigkeit der Verteidiger von Paris.

Noch am 20. Januar schrieb die Regierung: Paris werde den Anprall der Deutschen bis zu seiner letzten Granate, bis zu seinem letzten Stück Brot aushalten. Deutschland werde trotz allem zurückgedrängt werden. Zugleich aber rückte sie mit dem Geständnis heraus, daß ungünstige Nachrichten aus der Provinz, namentlich von der Loire- und Nordarmee, eingetroffen seien. Dies war das Zeichen zu neuen und verstärkten Angriffen, die nun von allen Seiten gegen die Regierung und insbesondere gegen Trochu gerichtet wurden. Die Arbeiterbataillone von Belleville und Montmartre befreiten ihre gefangengesetzten Führer Flourens und andere und wagten eine offene Empörung. Die versuchte Eroberung des Stadthauses scheiterte zwar an den getroffenen Vorsichtsmaßregeln, immerhin aber floß an jenem Tage das erste Blut im eigentlichen Bürgerkrieg; denn der Putsch vom 31. Oktober war gänzlich unblutig verlaufen. Die Regierung verbot die Versammlungen der roten Klubs, glaubte aber zugleich der öffentlichen Meinung ein Opfer bringen zu müssen. General Trochu wurde genötigt, den Oberbefehl über die bewaffnete Macht an den General Vinoy abzugeben. Den Vorsitz in der Regierung behielt er zwar bei, aber die Stelle eines Gouverneurs von Paris wurde aufgehoben, vielleicht, weil

man so über das nun ernsthaft unbequem gewordene Wort Trochus: „le gouverneur de Paris ne capitulera jamais“ besser hinwegzukommen glaubte. Bezeichnend für die Auffassung der Lage seitens der Regierenden war überdies, daß in der Proklamation, mit der am 25. Januar General Vinoy den Oberbefehl über die Truppen übernahm, nur noch von der Aufrechterhaltung der Ordnung gegen die inneren Feinde die Rede ist.

Die Notwendigkeit der Kapitulation war allmählich jedem Einsichtigen klar geworden. Nur die Radikalen und die Arbeiter, die nichts zu verlieren hatten und, wie wir oben gesehen haben, bei der Belagerung sich sogar verhältnismäßig wohl befanden, tobten und erklärten nach wie vor jeden, der von Paktieren mit dem Feinde spreche, für einen Verräter. Indessen die Not zwang die Regierung, über ihre Stimmen hinwegzugehen.

Schon am 26. Januar erschien in der Amtszeitung eine Bekanntmachung der Regierung, in welcher die Einwohnerschaft auf den bevorstehenden Abschluß des Waffenstillstands mit dem Hinweis vorbereitet wurde, daß jede Hoffnung auf Entsatz geschwunden sei und daß der Stand der Nahrungsmittel weiteres Zuwarten nicht mehr gestatte. Gleichzeitig kamen Soldaten der französischen Feldwachen in Joinville und an der Marne in unser Lazarett und erzählten, die Feindseligkeiten seien zu Ende; sie haben bereits mit den deutschen Vorposten Freundschaft geschlossen. Als Beweisstück hierfür brachten sie deutsches Brot und deutsche Wurst mit, die sie für französischen Wein eingehandelt hatten. Auch zu mir kamen sie herauf, teilten mir die große Neuigkeit mit und wünschten mir Glück, daß ich nun bald nach Hause dürfe. Es war einer der glückseligsten, freudigsten Augenblicke meines ganzen Lebens, als diese Kunde zu mir drang. Ich wurde von mächtiger Erregung

und dankbarer Rührung fast überwältigt. Auch Mademoiselle Aurélie kam kurz darauf an mein Bett. Als sie meine tiefe Bewegung wahrnahm, sagte sie zu mir mit warmer Teilnahme: „Embrassez-moi Charles!“ und ehe ich mich's versah, hatte ich meine drei Küsse weg.

Noch zwei Tage ließ die endgültige Entscheidung auf sich warten; doch schwieg der Lärm der Geschütze, und niemand zweifelte mehr an dem Zustandekommen einer dauernden Waffenruhe. Am 28. Januar verkündete eine Proklamation der Regierung, daß der Waffenstillstand demnächst unterzeichnet werde, und noch an demselben Tag wurden dessen Bedingungen selbst bekanntgegeben. Die Regierung fügte die Erklärung bei, weder die Leiden, noch der Tod, noch die Waffen, sondern einzig der Hunger habe die Stadt bezwungen. „Nous avons cédé, non pas à l'avant dernière heure, mais à la dernière“, bemerkte hierzu das Amtsblatt. Die Pariser aber nahmen, wie eine andere Zeitung die Stimmung treffend kennzeichnete, die Nachricht auf mit jenen gemischten Gefühlen des Schmerzes und der Erleichterung, welche den Menschen erfüllen, wenn nach langer hoffnungsloser Krankheit der Tod eines nahen Angehörigen eingetreten ist.

XII.

Übersiedelung nach Paris und Heimkehr.

So war also endlich das gewaltige Drama, das vier und einen halben Monat lang die Augen der ganzen Welt auf sich gezogen hatte, zum Abschluß gekommen. Eine Belagerung, wie großartiger in der Geschichte aller Zeiten kaum je eine zweite stattgefunden hat, war siegreich durchgeführt.

Am 29. Januar sollten die deutschen Fahnen auf den Forts von Paris aufgepflanzt werden, und von allen Seiten rückten die deutschen Truppen vor an die Demarkationslinie, welche während des Waffenstillstands die Deutschen von dem Innern der Stadt trennte. Auch St. Maur sollte besetzt werden, und zwar von einem württembergischen Truppenteil. Das Lazarett wurde deshalb geräumt und die kranken und verwundeten Franzosen in großen und bequemen Krankenwagen nach Paris befördert. Für meine Person hatte ich gehofft, in St. Maur bleiben und dort meine Landsleute erwarten zu dürfen. Dr. Bitterlin war auch geneigt, auf meine Wünsche einzugehen. Er verlangte jedoch vor allem, daß ich ihm mein schon früher gegebenes Ehrenwort wiederhole, daß ich ohne seine Erlaubnis St. Maur nicht verlassen und nötigenfalls auch gegen den Willen meiner deutschen Vorgesetzten ihm nach Paris folgen werde, wenn er es verlangen würde. Ich stand vor einer schweren Gewissensfrage. — Hätte ich einfach ja gesagt und eingeschlagen, so hätte ich ohne Zweifel bleiben dürfen. Ich hielt es jedoch für meine Pflicht, ihm zu sagen, wenn ich auch von mir aus keinen Anstand nehmen würde, ihm das geforderte Versprechen zu geben, so könne ich ihm doch dafür nicht einstehen, daß ich nicht möglicherweise von meinen deutschen Vorgesetzten selbst gegen meinen Willen verhindert werde, mein Wort zu erfüllen.

Anfangs glaubte Dr. Bitterlin, nachdem auch Madame Ste-Rosine sich aufs wärmste für mich verwendet hatte, es trotzdem auf sich nehmen zu können, daß ich in St. Maur bleibe. Am Abend des 28. Januar aber kam er von Paris zurück und brachte den Bescheid, ich müsse doch noch mit hinein nach Paris, um von dort aus ordnungsmäßig ausgeliefert zu werden. Ich war über diese schlimme Nachricht ziemlich niedergeschlagen. Angesichts der Vorgänge vom

22. Januar und der unsicheren Aussichten, die der an diesem Tag versuchte Aufstand der Arbeiterbataillone für die Ruhe und Sicherheit in Paris gewährte, war mir lediglich nichts daran gelegen, noch nach Paris hineinzukommen. Dr. Bitterlin tröstete mich jedoch mit dem Versprechen, er werde mich selbst nach Paris geleiten und in jeder Hinsicht dafür sorgen, daß ich in Paris gut aufgenommen werde und auch wohlbehalten wieder herauskomme.

Am 29. Januar um die Mittagsstunde sollte ich St. Maur und die Räume verlassen, in denen ich eine so gastliche Aufnahme gefunden hatte. Schon die Trennung von den Genossen war mir schwer gefallen, und auch sie hatten mir alle beim Abschied bewegt die Hand geschüttelt. Mit der Versicherung, stets die geschlossene Freundschaft uns treulich zu bewahren, hatten wir uns gegenseitig die herzlichsten Wünsche mit auf den Weg gegeben. Wiedergesehen habe ich von ihnen seitdem nur im Jahr 1879 meinen Bettnachbar Emile Guichard, der als wohlbestellter maître peinteur in St. Maur les Fossés tätig war, und im Jahr 1907 meinen oben erwähnten speziellen Kampfgenossen Cathala, worüber im Anhang näher berichtet ist. Allen aber bewahre ich eine treue, dankbare Erinnerung für das wohltuende und freundschaftliche Entgegenkommen, dessen ich mich von ihnen erfreuen durfte.

Nach dem Abzug der Kameraden war es still und öde geworden in den weiten Räumen unseres Hauses. Noch besuchte ich mit der Schwester Ste-Rosine die greulich zerstörte Kapelle und den Garten; sogar zu dem Dachstock stieg ich hinauf, um mich selbst davon zu überzeugen, welchen Weg die verderbendrohende Granate am 14. Januar genommen und welche Verheerungen sie angerichtet hatte. Dann packte ich meine Siebensachen zusammen. Ein Beefsteak aus Pferdefleisch, um jene Zeit ein seltener und vielbegehrter

Genuß, sollte mir die Trennung erleichtern. Allein diese ging selbst der biederen Köchin Pauline so nahe, daß sie das Beefsteak ganz gegen ihre sonstige Gepflogenheit stark verbrannte. Auch ohnedies war es mir übrigens in diesem Augenblick nicht um derartige Genüsse zu tun. Der Gedanke an den bevorstehenden Abschied bewegte mich zu tief. Kaum war ich imstande, den treuen Pflegerinnen und namentlich der Schwester Ste-Rosine noch einmal meinen herzlichen gerührten Dank auszusprechen. Alle begleiteten mich vor die Türe des Hauses; dann noch einen letzten Händedruck, und ich stieg in den offenen Wagen, in welchem Dr. Bitterlin mich nach Paris entführte.

So sollte ich also doch noch in Paris selbst einziehen! Freilich nicht triumphierend mit fliegender Fahne und klingendem Spiel, wie wir bei jenem Abschied in Stuttgart und auf den Vorposten an den Ufern der Marne geträumt hatten, sondern als Verwundeter und immer noch Gefangener, der nur den einzigen Wunsch hatte, so bald als möglich wieder herauszukommen. Als wir durch Joinville fuhren, wies mein Begleiter nach der rechts in einiger Entfernung sichtbaren Marnebrücke mit den Worten: „Voilà vos compatriotes!“ Und in der Tat marschierte eben eine geschlossene Abteilung mit dem festen Tritt deutscher Krieger über die Marne. Es scheinen Landsleute vom 8. württembergischen Infanterieregiment gewesen zu sein. Wenigstens hat mir deren Kommandeur von Schröder (gestorben als Oberst, Bezirkskommandeur a. D. in Eßlingen), welcher kurz darauf mit der Führung des 1. Infanterieregiments betraut wurde, als ich später wieder zum Regiment kam, lachend erzählt, er habe in dem Mädchenpensionat zu St. Maur, in welchem er einquartiert gewesen sei, mein Bett noch warm angetroffen.

Nicht ohne ein wehmütiges Gefühl ließ ich es geschehen, daß der Wagen nach links abbog den Toren von Paris ent-

gegen. Schon der Park von Vincennes, durch den wir zunächst fuhren, bot ein merkwürdiges Bild. Er war sichtlich in den letzten Wochen stark gelichtet worden, und auch jetzt noch waren zahlreiche Männer und Frauen eifrig beschäftigt, Bäume zu fällen und ganze Baumstämme, teils auf Karren, teils auf den Schultern, teils auch, dieselben auf dem Boden nach sich ziehend, in die Stadt zu schaffen. Wir fuhren an dem Schloß von Vincennes mit seinem hohen Turm vorüber, und dann ging es durch endlos lange Straßen hinein nach Paris. Scharenweise begegneten uns Mobilgardisten und Linienſoldaten, welche eben, den Bestimmungen des Waffenstillstandes gemäß, ihre Waffen abgegeben hatten. Sie, wie auch die andern Bewohner, welche gruppenweise in lebhaftestem Gespräch herumstanden, maßen uns mit verwunderten Blicken. Wohl die wenigsten erkannten in mir mit meinem grauen Mantel und der kleinen Feldmütze den „Prussien". Indessen selbst wenn ich die Pickelhaube getragen hätte, wäre die Gegenwart des in Uniform neben mir sitzenden Dr. Bitterlin mir wohl ein ausreichender Schutz gewesen.

Unbehelligt fuhren wir durch die immer dichter werdenden Haufen durch die lange Rue Rivoli. Mit Staunen sah ich die schönen Bauten von Paris, das Stadthaus und die Tuilerien, welche beide wenige Wochen nachher bei dem Aufstand der Kommune zerstört wurden, das Louvre, die Place de la Concorde ꝛc. Über eine der prächtigen Seinebrücken ging es an dem mächtigen Invalidenhotel vorbei. Hinter diesem, in dem Hospital „Gros Caillou", sollte ich Aufnahme finden.

Während Dr. Bitterlin in dem Bureau wegen meiner Unterbringung verhandelte, unterhielt ich mich mit Linienſoldaten, welche unter dem Portal des mächtigen Gebäudes standen. Sie erzählten, sie kommen vom Mont Valerien, welcher bereits an die Preußen übergeben sei. Alle waren

sichtlich erfreut und erleichtert, daß es nunmehr ein Ende habe. Sie hofften zuversichtlich, daß der Waffenstillstand zum endgültigen Frieden führe und es ihnen erspart bleibe, als Kriegsgefangene nach Deutschland verbracht zu werden. Nach kurzer Zeit kam Herr Dr. Bitterlin; wir verabschiedeten uns aufs herzlichste, und nicht ohne Wehmut sah ich ihm nach, wie er nach meinem lieben St. Maur zurückfuhr.

Ich wurde zunächst in das Bureau des Hospitals geführt. Ein wohlgenährter Verwaltungsbeamter nahm meine Personalien auf. Von seinem Arbeitstisch winkten braunes, von heller Borte umsäumtes Bier in einem weißen Kristallkrug, ein Laib des schönsten weißen Brotes, goldgelbe Butter und ein gar appetitlicher Fromage de Brie herüber. Lauter Leckerbissen, die ich seit Epernay nicht mehr gesehen, viel weniger gekostet hatte! Wer will es mir da verargen, wenn ich mit einem von begehrlichem Neid freilich nicht ganz freien Gefühl des Abscheus gegen den nichtsnutzigen Schmarotzer erfüllt wurde, der sich nicht schämte, diese ohne Zweifel für die Kranken sorgsam aufgesparten oder von wohltätiger Hand gespendeten seltenen Speisen so ungescheut selbst zu verzehren!

Ein Aufwärter führte mich alsdann über drei Treppen in einen geräumigen, im Mansardenstock befindlichen Saal, der bis auf wenige Betten durchweg mit Kranken belegt war. Soweit sie nicht im Bett lagen, trugen sie sämtlich die Lazarettuniform, bestehend aus einem grauen Schlafrock und ebensolchen Beinkleidern. Ich redete sie zuerst französisch an, merkte aber bald zu meiner großen Freude, daß es lauter Landsleute waren, meist Württemberger und Sachsen. Sogar von meiner Obermannschaft war einer darunter, dem eine Kugel das Handgelenk zerschmettert hatte. Ich war unendlich froh und dankbar, wieder unter Deutschen zu sein und bis in die tiefe Nacht hinein teilten wir unsere Erleb-

nisse und Eindrücke in eifrigstem Gespräch uns gegenseitig mit. Einerseits beneidete ich meine deutschen Kameraden, daß sie hatten beieinander bleiben dürfen. Auf der andern Seite freilich wurde ich von ihnen beneidet, denn was Verpflegung und sonstige Fürsorge anbelangt, war ich unendlich viel besser daran gewesen als sie. Wohl hatten auch sie keine Veranlassung, über die in Paris ihnen zuteil gewordene Behandlung sich zu beschweren, aber es war bei ihnen doch, namentlich in den letzten Wochen, viel knapper hergegangen als in St. Maur. Ganz besonders viel weniger gut und weniger reichlich war das Brot. Während sodann unsere treffliche Köchin sich täglich nicht ohne Erfolg die größte Mühe gab, aus dem spärlichen Fleisch durch alle erdenklichen Zutaten ein möglichst schmackhaftes und ausgiebiges Mahl zu bereiten, bildete in dem großen Hospital seit langer Zeit das ewige Einerlei von gesottenem Pferdefleisch und magerer Brühe mit spärlichem Gemüse, sowie ein Glas sauren Weines die tägliche Nahrung der Kranken. Eine Zeitung hatten die deutschen Verwundeten kaum alle acht Tage zu Gesicht bekommen und auch sonst war ihnen nur wenig Gelegenheit geboten, durch Lesen sich die Zeit zu vertreiben. Überhaupt standen sie mit der Außenwelt nur ganz wenig in Berührung. Unter den wenigen aber, welche sie besuchten, waren immer auch Deutsche gewesen, und so kam es, daß sie in der Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang nie so wankend geworden sind, wie es bei mir am 14. Januar der Fall gewesen war.

Unter dem Bombardement hatten auch die verwundeten Deutschen in Paris zu leiden gehabt. Ursprünglich waren sie in verschiedenen Spitälern auf dem rechten Ufer der Seine gelegen. Als aber die deutschen Granaten in Paris selbst einschlugen, wurden sie sämtlich in dem Gros Caillou, welcher dem Feuer der deutschen Batterien von allen Pariser

Lazaretten am meisten ausgesetzt war, und zwar in den am ehesten gefährdeten Sälen des obersten Stockwerks, untergebracht. Sie wußten nicht genug zu erzählen, wie schauerlich schön und bei aller Gefahr doch wieder erhebend das Bombardement gewesen sei. Mächtig habe von den fernen Höhen bei Meudon der Donner der deutschen Geschütze herübergeschallt und deutlich sei in den hellen Winternächten das Aufblitzen derselben sichtbar gewesen. Mit wildem Zischen seien die deutschen Geschosse über das Dach des Hauses hinweggeflogen und haben rechts und links und vor und hinter diesem eingeschlagen, mit dumpfem Krachen sich entladend. Ein liebenswürdiger, um einige Semester älterer Fachgenosse, der Freiwillige Klaus aus Sachsen (später Landgerichtsrat in Zwickau), mit dem ich ein halbes Jahr später auf der Universität Leipzig wieder zusammentraf, versicherte mich, im Grunde seien sie doch erfreut gewesen, daß man den Parisern endlich den Ernst zeige. Sie haben sich mit dem Spruch getröstet: „Der alte Gott verläßt keinen guten Deutschen.“ In der Tat wurde auch zum stillen Ärger der Franzosen nicht ein einziger Deutscher durch das Bombardement verwundet. Der Gros Caillou blieb überhaupt von Granaten verschont. In La Santé aber, wohin die unverwundeten deutschen Gefangenen, gleichfalls als geeignetes Objekt für die Geschosse unserer Batterien, von dem Staatsgefängnis La Roquette verbracht worden waren, schlugen zwar einige Granaten ein, allein kein Deutscher wurde von denselben getroffen.

Obgleich unsere Auslieferung jeden Augenblick erfolgen konnte, wurde auch ich noch in die Lazarettuniform gesteckt und mußte meinen Tornister und alles, was ich hatte, abgeben. Nicht ohne Kampf setzte ich es durch, daß ich wenigstens das von Madame Ste-Rosine entlehnte Geld behalten durfte, welches ich sorgfältig unter meinem Kopfkissen barg.

In dem Hospital herrschte strenge Ordnung und eine musterhafte Reinlichkeit. Mit dem frühesten Morgen mußte jeder, der irgend das Bett verlassen konnte, aufstehen und sein Bett selbst herrichten. Dann kam der dirigierende Arzt, ein feiner und liebenswürdiger, aber kurz angebundener Gelehrter, gefolgt von einem Schwarm jüngerer Mediziner und einem impertinenten elsässischen Judenjüngling, der das Amt eines Dolmetschers versah. Ich war froh, der Vermittlung des letzteren nicht zu bedürfen.

Bei dem ersten Besuch des Arztes, als dieser schon am nächsten Bett tätig war, blieben einige seiner Assistenzärzte bei mir stehen und fragten mich über verschiedenes aus. Schließlich sagte einer derselben, ein wohlgenährter Franzose mit aufgedunsenem Gesicht, zu mir unter höhnischem Lachen: „Combien de chopines de bière est-ce-que vous avez bus avant de partir?“ Unwillkürlich mußte ich des erhebenden Abschieds gedenken, den wir in Stuttgart gefeiert. Ich erwiderte ihm, als der Krieg erklärt worden sei, habe in Deutschland jedermann gearbeitet; zum Trinken habe damals die Zeit nicht gereicht, aber wir haben uns gelobt, alles Versäumte nachzuholen, wenn wir zur Siegesfeier uns wieder zusammenfinden. Wütend und doch nicht imstande, etwas zu erwidern, zog der Franzose ab und wurde selbst von seinen Kollegen ausgelacht, die sein herausforderndes Benehmen sichtlich unangenehm berührt hatte.

Kaum war ich 24 Stunden in dem Pariser Spital, so hieß es, wir sollen noch in der Nacht vom 30. auf den 31. Januar ausgeliefert werden, eine Nachricht, die allerseits mit Jubel begrüßt wurde. In der Tat kam gegen Abend der Arzt, besah unsere Wunden und ließ jedem einzelnen durch den schon erwähnten Dolmetscher mitteilen, ob er sich zur Abreise bereitzuhalten habe oder nicht. Mir wurde gesagt, ich müsse noch einige Tage warten, bis ich

mit der Bahn befördert werden könne. Durch diese Eröffnung ward ich sehr wenig erfreut. Ein liebenswürdiger junger Arzt, der mir meine Niedergeschlagenheit ansah, riet mir, mich noch einmal an den dirigierenden Arzt zu wenden. Ich befolgte diesen Rat und stellte in beweglichen Worten dem alten Herrn vor, daß eine nächtliche Fahrt im Wagen mir sicher nichts schaden werde, und daß ich ihm von Herzen dankbar wäre, wenn er mir gestatten wollte, mit den andern Paris zu verlassen. Zu meiner unendlichen Freude gab er, wenn auch nach einigem Zögern, meinem Bitten nach, und so durfte auch ich mich rüsten, die Stadt zu verlassen, um endlich wieder frei zu werden.

Gegen 9 Uhr abends erhielt jeder noch ein gehöriges Stück Brot, das allmählich eine Farbe und Beschaffenheit erlangt hatte, daß man in gewöhnlichen Zeiten sich scheuen würde, es einem Hunde als Nahrung vorzuwerfen. Auch unsere Uniformen und Tornister wurden uns wieder zurückgegeben. Um Mitternacht bestiegen wir fünf große Omnibusse und fuhren in kalter, feucht nebeliger Nacht zunächst nach La Santé, um dort die unverwundeten Gefangenen abzuholen. Nach langem Warten kamen diese gegen 2 Uhr morgens aus dem mit hohen Mauern umgebenen Gebäude heraus und schlossen sich, etwa 500 an der Zahl, in Sektionen geordnet unseren Wagen an. In langsamem Zuge bewegten wir uns alsdann unter der Eskorte der Garde republicaine zur Stadt hinaus und langten, von niemandem behelligt, mit dem ersten Tagesgrauen bei Charenton an der Demarkationslinie an. Allein hier wollten die deutschen Wachen uns nicht durchlassen, denn wir waren nicht angemeldet, und unsere französischen Begleiter, deren Führer, ein stattlicher Reiteroffizier in langem Mantel und hohen Reitstiefeln, unausgesetzt an unserer Kolonne auf und ab galoppiert war, hatten keinerlei Legitimationspapiere bei sich. So

mußten wir vor Charenton im freien Felde warten, bis von Paris die nötigen Papiere und von den Vorgesetzten der bei Charenton stehenden bayerischen Wachen die entsprechenden Verhaltungsbefehle eingeholt waren.

Ich benützte den Aufenthalt, um von unserem Omnibus herunterzuklettern und die aus La Santé zu uns gestoßenen unverwundeten Gefangenen zu begrüßen. Mancher Freund und Kamerad von der Kompagnie und vom Regiment war darunter, von dem ich keine Ahnung hatte, daß auch er das Brot der Gefangenschaft gegessen habe. Gänzlich unerwartet und überraschend aber war mir namentlich die Begegnung mit meinem lieben Freund Eduard Eyth von der 7. Kompagnie. Lange lagen wir uns sprachlos vor Rührung und tiefer, freudiger Bewegung in den Armen. Dann setzten wir uns an einen Rain an der Straße und teilten uns unsere Erlebnisse und Erfahrungen mit. Harte, trübe Tage hatten die unverwundeten Gefangenen hinter sich. Schwer hatten sie unter Hunger und Kälte zu leiden gehabt; nicht wenige unter ihnen hatten einen Finger oder eine Zehe verloren. Freund Eyth, welcher mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet wurde, als er wieder zum Regiment kam, hat in einem langen Brief an seine Eltern über seine Erlebnisse berichtet. Dieser Brief ist gedruckt worden und hat später in dem vierten Band des „Wanderbuchs eines Ingenieurs", mit den Briefen des bekannten deutschen Agrikulturtechnikers, seines älteren Bruders Max Eyth, weitere Verbreitung gefunden, nachdem mein Freund selbst in Cuba im Frühjahr 1875, kaum 24 Jahre alt, einen frühen Tod gefunden hatte.

Endlich konnte es weitergehen! Mein letztes Stück Brot teilte ich mit dem Freunde und stieg dann wieder in meinen Wagen. In Charenton empfingen uns die Bayern aufs liebenswürdigste und versahen die armen, ausgehungerten,

halb erfrorenen und doch über die wiedergewonnene Freiheit unaussprechlich glücklichen Landsleute reichlich mit Wein, Fleisch, Wurst und Brot. Während die anderen in einzelnen Abteilungen zu ihren Truppenteilen marschierten, fuhren wir Verwundete den ganzen Tag auf großen Umwegen über die von unserem Belagerungstrain tief durchfurchten Straßen bis nach Lagny, dem Endpunkt der Eisenbahn nach Deutschland. Ich weiß nicht mehr, durch welche einzelnen Orte wir auf dieser langen, überaus anstrengenden Fahrt kamen. Mit vielem Vergnügen aber denke ich noch daran, wie in einem Ort, dessen Namen ich gleichfalls vergessen habe, die Musik unseres württembergischen 1. Reiterregiments mich in einem herrlich durchwärmten Zimmer mit prächtiger „Flädlessuppe" regalierte und wie in demselben Ort der von Stuttgart her mir wohlbekannte Reiteroberleutnant von Bayer und der Regimentsarzt Dr. Eipper desselben Regiments mir die ersten deutschen Zigarren zusteckten.

In Lagny kamen wir bei sinkender Nacht an und mußten ein schmutziges Matratzenlager in engen, niederen Räumen mit rekonvaleszenten bayerischen und preußischen Kameraden teilen, die aus dem Süden Frankreichs nach Deutschland zurückkehrten. Am andern Morgen mit dem Frühesten, hieß es, gehe ein Rekonvaleszentenzug nach Deutschland ab. Ohne weiter nach irgend jemandem zu fragen, begaben wir uns nach dem Bahnhof und quartierten uns in einem mit Stroh belegten Güterwagen ein. Der Zug führte zwischen 20 und 30 Wagen, die alle mit kranken und rekonvaleszenten deutschen und französischen Soldaten besetzt waren. Das Fahren in dem Güterwagen bot wenigstens den Vorteil, daß ich dort mein durch die holperige Fahrt des vorhergegangenen Tags ziemlich mitgenommenes Bein ausstrecken und legen konnte.

Mit uns stieg zu meiner großen Freude in den Wagen ein Mann aus meiner Obermannschaft, Geiger aus Hardt, dem Geburtsort des aus Hauffs Lichtenstein bekannten Pfeifers von Hardt. Derselbe war wegen eines Fußleidens als Halbinvalide in die Heimat entlassen worden, kam also direkt von der Kompagnie. Fast den ganzen Tag über fragte ich ihn aus und war unendlich glücklich, zum erstenmal wieder etwas zu hören von meiner Kompagnie und von den vielen Freunden und Kameraden, aus deren Mitte ich so jäh gerissen worden war. Unter anderem teilte er mir auch mit, mein Freund Pfeifer von der 8. Kompagnie und ich seien schon im Monat Dezember zu Portepeefähnrichen ernannt worden (das Institut der Vizefeldwebel kannte man damals bei uns noch nicht). Ich war hoch erfreut über diese Nachricht. War dieselbe mir doch zugleich eine Gewähr dafür, daß man es mir beim Regiment nicht verübelt hatte, daß ich in Gefangenschaft geraten war. Hierfür sollte ich später noch einen weiteren Beweis erhalten. Nachdem ich im Juni 1871 noch einmal über die Vogesen marschiert und mit dem Regiment in Stuttgart eingezogen war, wurde mir auf Vorschlag von gewählten Vertrauensmännern sämtlicher Unteroffizierschargen und der Mannschaft die silberne württembergische Militärverdienstmedaille verliehen.

Nach langsamer und langer Fahrt kamen wir halb gerädert gegen Abend in Epernay an. Auf dem Bahnhof wurden wir von einigen preußischen Mitgliedern des Johanniterordens in Empfang genommen. Unter diesen befand sich auch der Kaiserliche Kommissar und Militärinspekteur der freiwilligen Krankenpflege Hans Heinrich XI. Herzog von Pleß, gestorben am 14. Oktober 1907, der sich längere Zeit aufs liebenswürdigste mit mir unterhielt. Die Herren waren nicht wenig erstaunt, als sie erfuhren, daß wir unmittelbar aus Paris kamen, und sorgten mir in

den Barackenbauten beim Bahnhof für ein gutes Nachtlager. Meine Wunde, die sich bereits erheblich verschlimmert hatte, wurde verbunden, und die Herren redeten mir zu, in ein Lazarett zu gehen und abzuwarten, bis ich in einem ordentlichen Sanitätszuge weiter befördert werden könne. Als sie mir aber sagten, das könne noch 8 bis 14 Tage dauern, war die Sehnsucht nach Hause zu mächtig in mir, und ich erklärte, daß ich unter allen Umständen am andern Morgen mit dem gewöhnlichen Krankenzug weiterfahren wolle. Sie suchten mich auch nicht weiter abzuhalten, versahen mich aber mit zwei Flaschen vorzüglichen französischen Rotweins mit dem Bemerken, daß ich diese Stärkung für die schwere Fahrt, die mir noch bevorstehe, dringend notwendig haben werde.

Ich lag mit zahlreichen andern Soldaten, aber etwas abseits von diesen in einer großen, zu einem Lazarett umgewandelten Halle jenseits des Bahnhofgebäudes, in welchem ich seinerzeit wenige Tage nach der Schlacht von Sedan auf Wache gewesen war. Unvergeßlich ist mir der feierliche Eindruck, den es auf mich machte, als vor dem Einschlafen ein kurzes Gebet gesprochen wurde, und die hellen Tränen des Dankes rannen mir von den Augen, als die barmherzigen Schwestern einen deutschen Choral anstimmten, den ersten, den ich seit langer Zeit wieder hörte.

Am andern Morgen ging es weiter. Ich nahm Abschied von meinen sächsischen Freunden, welche in einen andern Wagen gewiesen wurden, und kam mit zwei Württembergern vom 7. Regiment und einigen bayerischen und preußischen Kameraden in ein gewöhnliches Kupee dritter Klasse, in welchem sämtliche acht Plätze besetzt waren. Die Johanniter hatten nur zu sehr recht, wenn sie gesagt hatten, daß es eine schwere Fahrt sei, die mir bevorstehe. Volle drei Tage und drei Nächte, die ich meist im Wagen zubringen mußte,

waren wir noch unterwegs. Die Fahrt ging bei nebligem, kaltem Wetter über Rheims, Sedan, Metz, Maxau und Karlsruhe.

Endlich am Sonntag, den 5. Februar, morgens um 11 Uhr, fuhr der Bahnzug bei hellem Sonnenschein in der geliebten Vaterstadt Stuttgart ein. Mein verwundetes Bein war dick angeschwollen und die Wunde selbst, die in Paris auf dem besten Wege gewesen war, sich zu schließen, war größer als je zuvor. Aber ich war in der Heimat und fühlte mich unbeschreiblich glücklich. Absichtlich hatte ich es unterlassen, mich telegraphisch anzumelden; ich hatte mir es so schön gedacht, unerwartet vor dem Elternhause vorzufahren und die Meinigen zu überraschen. Allein hier hatte ich nicht mit dem deutschen Geist der Ordnung gerechnet. Als ich auf dem Bahnhof mich empfehlen und einen Wagen besteigen wollte, wurde mir eröffnet, zunächst müsse ich auf einen oder mehrere Tage in das Lazarett, und erst von dort aus könne ich ordnungsmäßig nach Hause entlassen werden. Nur der kräftigen Fürsprache des Ehrenpräsidenten des Württ. Sanitätsvereins vom Roten Kreuz, des Prinzen Herrmann zu Sachsen-Weimar, hatte ich es zu danken, daß es meinem rasch herbeigerufenen Vater gestattet wurde, mich im Triumph heimzuführen in das teure, lange entbehrte Elternhaus.

Anhang.

1. Verzeichnis der Offiziere, Einjährig-Freiwilligen und Kriegsfreiwilligen des 1. Württembergischen Infanterieregiments „Königin Olga" im Feldzug 1870/71.

a) Aktive Offiziere.

† Bandel, Oberleutnant, gefallen 30. November 1870.
Bayer, Major z. D., Hannover, Landschaftstr. 6.
† v. Berger, Oberst und Regimentskommandeur, infolge Verwundung gestorben 12. Dezember 1870.
Berrer, Oberleutnant, jetzt Oberstleutnant z. D., Weißenfels in Krain.
† Bödicker, Leutnant, als Major z. D. gestorben 24. Dezember 1905.
† v. Brandenstein, Oberstleutnant und Bat.-Kommandeur (II. B.) bis 12. Sept. 1870, als General d. Inf. gestorben 17. Okt. 1905.
v. Clausen, Hauptmann, jetzt Generalleutnant z. D., Stuttgart, Neckarstr. 15.
† v. Entreß-Fürsteneck, Hauptmann und Komp.-Chef, als Hauptmann a. D. gestorben 10. April 1878.
v. Faber, Hauptmann, jetzt Generalmajor z. D., Straßburg i. E.
† v. Faber du Faur, Oberleutnant, als Hauptmann gest. 17. Mai 1877.
† v. Fleischmann, Hauptmann und Komp.-Chef, als Major z. D. gestorben 16. August 1885.
† Franck, Oberleutnant, als Hauptmann z. D. gestorben 20. April 1893.
Gaißert, Hauptm. a. D., Direktor der Polizeischule Berlin, Berlin W., Luitpoldstr. 23.
† Gasser, Oberleutnant, gefallen 30. November 1870.
† v. Gültlingen, Frhr., Leutnant, als Hauptm. gest. 14. Jan. 1883.
† v. Haldenwang, Major und Bat.-Kommandeur (I. B.), als General d. Infanterie z. D. gestorben 18. April 1897.
† Haselmaier, Hauptmann und Komp.-Chef, gefallen 2. Dezember 1870.
† Harpprecht, Hauptmann und Komp.-Chef, als Hauptmann a. D. gestorben 30. November 1888.

Bemerkung: Obiges Verzeichnis wurde nach einer für die jährlichen Zusammenkünfte der Kriegsteilnehmer des Regiments zusammengestellten Liste gefertigt.

v. Hiller, Oberleutnant, jetzt General d. Inf. z. D., Stuttgart, Reinsburgstr. 53 A.

† v. Hoß, Hauptmann und Komp.-Chef, als Major a. D. gestorben 14. Dezember 1883.

† Jacobi, Oberleutnant, als Hauptmann a. D. gestorben 17. Nov. 1883.

† v. Kaiser, Hauptmann und Komp.-Chef, als Oberst a. D. gestorben 12. Januar 1909.

Kallee, Leutnant, jetzt Major a. D., Winnenden.

† v. Lienhardt, Oberleutnant, Bat.-Adjut., als Oberst a. D. gestorben 4. Juni 1898.

† v. Lützow, Hauptmann und Komp.-Chef, gefallen 2. Dezember 1870.

† v. Menzel, Oberleutnant, Reg.-Adjutant, als Oberst z. D. gestorben 8. April 1902.

† v. Niethammer, Oberleutnant, als Major gestorben 20. Juli 1889.

v. Normann-Ehrenfels, Graf, Oberleutnant, jetzt Oberst z. D., Stuttgart, Gutenbergstraße 16.

† v. Schäffer, Major und Bat.-Komm. (II. B.) vom 12. Sept. 1870 ab, als Oberstleutnant a. D. gestorben 1. Juli 1878.

v. Schraishuon-Seubert, Leutnant, jetzt Oberstleutnant z. D. Stuttgart, Feuerseeplatz 13.

† Staiger, Oberleutnant, gestorben 30. November 1870.

v. Vischer, Hauptmann, jetzt Oberstleutnant z. D., Stuttgart, Herdweg 62.

Wöllhaf, Leutnant, jetzt Oberstleutnant z. D., Niederrödern i. E.

† v. Wöllwarth, Oberleutnant, als Major z. D. gestorben 14. Okt. 1897.

b) Einjährige und Kriegsfreiwillige.

Adelmann von Adelmannsfelden, Graf, Kriegsfreiwilliger, Fürstl. Hohenzoll. Hofkammerpräsident, Sigmaringen.

Alb, Kriegsfreiwilliger, Architekt, Stuttgart, Johannesstr. 15.

Alber, Portepeefähnrich, Oberstleutnant z. D., Stuttgart, äußere Büchsenstraße 107.

Bälz, Kriegsfreiwilliger, Bergwerksdirektor a. D., Stuttgart, Kanonenweg 70.

Bäuerle, Kriegsfreiwilliger, Baurat, Stuttgart, Urbanstr. 47.

† Bauer, Kriegsfreiwilliger, Pfarrer, Untertürkheim, gestorben 1901.

† Bilfinger, Kriegsfreiwilliger, Studierender, gestorben Dezember 1870.

Blezinger, Kriegsfreiwilliger, Zivilingenieur, Duisburg.

Brinzinger, Kriegsfreiwilliger, Ingenieur, Altena i. Westfalen.

† Bruder, Kriegsfreiwilliger, Kaufmann, Nürtingen, gestorben 1899.

† Busse, Kriegsfreiwilliger, Studierender, gefallen 30. November 1870.

Cailloud, Kriegsfreiwilliger, Regierungs- und Baurat, Metz, Birnbaumstr. 10.

Dederer, Kriegsfreiwilliger, Großhändler, Heilbronn.

† Dillenius, Kriegsfreiwilliger, Studierender, gefallen 30. Nov. 1870.

Dorn, Dr., Kriegsfreiwilliger, Fabrikdirektor, Stuttgart, Relenbergstr. 76.

† Dulk, Paul, Kriegsfreiwilliger, Chemiker, Berlin, gestorben 1904.

† Dulk, Louis, Kriegsfreiwilliger, Rechtsanwalt, Balingen, gest. 8. Sept. 1908.

† Eberbach, Kriegsfreiwilliger, Bauinspektor, gestorben 1899.

† Ehmann, Portepeefähnrich, gefallen 2. Dezember 1870.

Eisenlohr, Portepeefähnrich, Oberbaurat, Stuttgart, Marienstr. 48.

† Eisenlohr, Portepeefähnrich, gefallen 30. November 1870.

† Eyth, Eduard, Kriegsfreiwilliger, Ingenieur, Polytechniker in England. In Kuba gestorben 6. Mai 1875.

† Fehleisen, Portepeefähnrich, Buchhändler, gestorben 1898.

Fischer, Portepeefähnrich, Privatier, Stuttgart, Traubenstr. 40.

v. Funk, Portepeefähnrich, Generalmajor a. D., Stuttgart, Werastr. 50.

Gantter, Dr., Kriegsfreiwilliger, Redakteur, Frankfurt a. M., Böhmerstraße 58.

† Gantter, Kriegsfreiwilliger, Dr. chem., Heilbronn, gestorben 1898.

† Gauger, Kriegsfreiwilliger, Redakteur, Stuttgart, gestorben 1899.

v. Geyer, Einjähriger, Dr., Direktor a. D. im württ. Finanzministerium, Stuttgart, Johannesstr. 1.

Glocker, Portepeefähnrich, Baurat, Stuttgart, Seestr. 37.

v. Goldmann, Kriegsfreiwilliger, Reichsgerichtsrat, Leipzig, Fürstenstr. 8.

† Goll, Portepeefähnrich, gefallen 30. November 1870.

Griesinger, Kriegsfreiwilliger, Kaufmann, Eßlingen.

Groß, Portepeefähnrich, Kommerzienrat, Rottweil.

† Groß, Kriegsfreiwilliger, Kriegsrat, Stuttgart, gestorben 1899.

Haldenwang, Kriegsfreiwilliger, Architekt, Worms a. R.

Hartmann, Kriegsfreiwilliger, Baurat, Cannstatt.

Hartmann, Kriegsfreiwilliger, Garnisonpfarrer, Ulm.

Hartmann, Kriegsfreiwilliger, Professor, Heilbronn.

† Hartmann, Kriegsfreiwilliger, Kameralverwalter, Gaildorf, gest. 1887.

† Hartmann, Portepeefähnrich, Fabrikant, Berlin, gestorben 1900.

Haug, Kriegsfreiwilliger, Architekt, Baden-Baden.

Hegelmaier, Kriegsfreiwilliger, Oberbürgermeister a. D., Stuttgart, Landhausstr. 63.

† Heinrich, Portepeefähnrich, Ingenieur, Eßlingen, gestorben 1904.

Heintzeler, Kriegsfreiwilliger, Kaufmann, Straßburg i. E., Wimpfelingstraße 15.

Hell, Kriegsfreiwilliger, Dr., Professor, Stuttgart, Relenbergstr. 74.
Hochdanz, Kriegsfreiwilliger, Kaufmann, Riga, Romanowstr. 3.
Hoerttrich, Einjähriger, Modelleur, Stuttgart-Berg, Neuestr. 9.
† Honold, Kriegsfreiwilliger, Oberamtsrichter, Maulbronn, gest. 1899.
John, Kriegsfreiwilliger, Dr., Rektor, Hall.
Käser, Kriegsfreiwilliger, Eisenbahnbetriebsdirektor, Colmar i. E.
Kirn, Kriegsfreiwilliger, Apotheker, Nürtingen.
† Kirn, Leutnant auf Kriegsdauer, Buchhändler, gestorben 18. Febr. 1875.
† Klaeger, Offizieraspirant, Bauwerkmeister, Stuttgart, gestorben 21. September 1906.
Klüpfel, Kriegsfreiwilliger, Ingenieur, i. Firma Fröhlich und Klüpfel, Barmen.
† Knapp, Kriegsfreiwilliger, Professor, Tübingen, gestorben 7. Sept. 1908.
Knoblauch, Kriegsfreiwilliger, stellv. Direktor der Württ. Hypothekenbank, Stuttgart, Uhlandstr. 13.
Knoblauch, Portepeefähnrich, Baurat, Stuttgart, Wagenburgstr. 10.
Laistner, Kriegsfreiwilliger, Baurat a. D., Stuttgart, Hasenbergsteige 5.
Lang, Kriegsfreiwilliger, Dr., Ephorus a. D., Cannstatt.
La Roche, Kriegsfreiwilliger, Apotheker, Markgröningen.
Lauch, Kriegsfreiwilliger, Postsekretär a. D., Tübingen.
Levering, Portepeefähnrich, Oberstleutnant z. D., München, Kaiserplatz 4.
† Link, Kriegsfreiwilliger, Polytechniker, gefallen 30. November 1870.
Löwenstein, Einjähriger, Privatier, Stuttgart, Rotebühlstr. 66.
† Majer, Kriegsfreiwilliger, Kunstmaler, München, gestorben 1900.
Mayer, Kriegsfreiwilliger, Geheimer Oberbaurat, Berlin, gestorben 1903.
Mehl, Einjähriger, Leutnant a. D., Stuttgart, Schloßstr. 82.
Mittler, Kriegsfreiwilliger, Reg.-Baumeister, Generalagent, Stuttgart, Uhlandstr. 15.
Mittler, Kriegsfreiwilliger, Großhändler, Augsburg, Annastr. D. 217.
† Nast, Kriegsfreiwilliger, Professor, Cannstatt, gestorben 9. April 1907.
† Nast, Kriegsfreiwilliger, Oberbürgermeister, Cannstatt, gestorben 4. November 1908.
Oelschläger, Einjähriger, Kaufmann, Heilbronn.
Ott, Kriegsfreiwilliger, Kaufmann, Stuttgart, Rotebühlstr. 84.
Ott, Kriegsfreiwilliger, Baurat, Stuttgart, Schloßstr. 94.
Pantlen, Kriegsfreiwilliger, Fabrikant, Baden-Baden.
Pfeifer, Einjähriger, Dr. phil., Privatier, Freiburg i. Br., Gartenstr. 28.
Pfeilsticker, Portepeefähnrich, Geh. Kommerzienrat, Freiburg i. Br.
† Pfinder, Einjähriger, Oberbahnsekretär, Stuttgart, gest. 29. Mai 1907.
† Pleibel, Kriegsfreiwilliger, Obersteuerrat, Stuttgart, gest. 3. Okt. 1908.

† Reichert, Kriegsfreiwilliger, Oberkontrolleur, Stuttgart, gestorben 19. Juni 1908.
† Renner, Portepeefähnrich, Oberpostrat, Stuttgart, gest. 21. Jan. 1909.
Rümelin, Kriegsfreiwilliger, Kaufmann, Frankfurt a. M., Gallusanlage 8.
† Rümelin, Kriegsfreiwilliger (Obermann), Bankdirektor, Berlin, gestorben 26. September 1907.
† Ruthardt, Kriegsfreiwilliger, Oberförster, Kirchheim, gest. 21. Juli 1908.
Sattler, Portepeefähnrich, Oberamtsbaumeister, Münsingen.
v. Schleebach, Kriegsfreiwilliger, Direktor, Stuttgart, Wiederholdstr. 6.
Schmidlin, Kriegsfreiwilliger, Privatier, Mannheim.
Schoder, Kriegsfreiwilliger, Apotheker, Hofrat, Weinsberg.
Schönleber, Kriegsfreiwilliger, Geh. Baurat, Dresden N., Theresienstraße 14.
† Schönleber, Kriegsfreiwilliger, Kaufmann, gefallen 2. Dezember 1870.
† Schweizer, Kriegsfreiwilliger, Xylograph, Stuttgart, gest. 12. Jan. 1909.
Seible, Kriegsfreiwilliger, Baurat, Reutlingen.
v. Seible, Portepeefähnrich, Generalmajor a. D., Stuttgart, Silberburgstr. 183.
Sigle, Kriegsfreiwilliger, Oberbaurat, Essen.
Stahl, Kriegsfreiwilliger, Architekt, Stuttgart, Reinsburgstr. 48.
† Stein, Einjähriger, Kaufmann (Privatier), Stuttgart, gest. 30. Juni 1907.
Stettner, Kriegsfreiwilliger, Baurat, Mülhausen i. E.
† Stotz, Kriegsfreiwilliger, Fabrikant, gestorben 1899.
v. Strebel, Kriegsfreiwilliger, Professor, Direktor, Hohenheim.
† v. Valois, Frhr., Portepeefähnrich, gefallen 30. November 1870.
† Veit, Feldpostbeamter, Postrat, Heilbronn, gestorben 8. August 1908.
† Vischer, Kriegsfreiwilliger, Ingenieur, gestorben 1890.
Wagenmann, Kriegsfreiwilliger, Baurat, Stuttgart, Hegelstr. 25.
v. Weizsäcker, Kriegsfreiwilliger, Dr., Staatsminister der auswärtigen Angelegenheiten und Präsident des K. Staatsministeriums, Stuttgart, Gymnasiumstr. 2.
Wendler, Portepeefähnrich, Fabrikant, Tübingen.
† Wenger, Kriegsfreiwilliger, Gaswerksinspektor, Cannstatt, gest. 1903.
† Werner, Kriegsfreiwilliger, Geh. Kommerzienrat, Stuttgart, gestorben 17. April 1906.
Widmann, Kriegsfreiwilliger, Domänendirektor, Wangen i. A.
v. Willich, Kriegsfreiwilliger, Landgerichtspräsident a. D., Ellwangen.
† Wöllhaf, Kriegsfreiwilliger, Kaufmann, gefallen 30. November 1870.
v. Ziegesar, Frhr., Portepeefähnrich, Oberstleutnant z. D., Stuttgart, Alexanderstr. 1 A.

II. Brief von Schwester Ste-Rosine an den Verfasser.

St. Maur les Fossés, le 15 fev. 71.

Mon eher Charles, vous êtes bien aimable de m'avoir donné de vos nouvelles aussitôt votre arrivée au milieu de cette chère famille, qui a dû certainement éprouver une bien grande joie en vous voyant et moi bien triste de votre départ. Car vous le savez, mon cher ami, que j'aurai bien vouln vous garder plus longtemps si je l'avais pu. Mais il n'était pas en mon pouvoir, comme aussi j'aurais bien désiré faire plus pour mieux vous soigner et adoucir votre position déjà assez pénible, d'abord par la souffrance et davantage par l'éloignement de vos bons parents. Enfin vous savez, mon cher ami, combien les circonstances étaient difficiles. Aujourd'hui qu'elles sont devenues plus faciles, je n'ai pas le bonheur de vous soigner. Du reste dans ee moment je n'y trouverais qu'une simple satisfaetion. J'aime bien mieux pour vons, que eet avantage soit reservé à votre respectable famille; je m'en rejouis pour elle. Sans avoir l'honneur de connaître madame votre mère, veuillez, je vous prie, lni offrir nn affectueux bonjour . . . . Ne me parlez point de reconnaissance, ear vons ne m'en devez point. Si j'ai nn reproche à me faire, e'est celui de n'avoir pas assez fait pour vous; mais si je le puis dans des temps plus heureux, je snis tont à votre service.

Veuillez, je vous prie, dire à monsieur votre père, que j'ai également reçu les 40 fres.; c'est un jeune doeteur, charmant comme mon petit Charles, qni me les a remis. Je erois qu'il est chez Mr. Bitterlin. Et nous dans la maison, nous avons toujours l'état major Wurttembergeois. Ils sont très polis et surtont bien doux, je vois dans tous ces messieurs des Charles. Il y a parmi ees messieurs le frère de votre commandant; c'est à lui, qne je me suis tonjours adressée pour vous envoyer la lettre que M. votre père vous écrivait, comme aussi je vous renvoie celle du 13 janvier.

Enfin je m'arrête, vous devez dire que je suis bien bavarde, n'est-ce-pas?

Pour moi, laissez-moi vous dire

votre bien devouée

Sr. Ste-Rosine.

p. s. Toutes les personnes, que vous m'avez nommées dans votre lettre, sont sensibles à votre bon souvenir; elles vous offrent toutes leurs amitiés. —

Pour faire plaisir à mon Charles, je lui dirai que les ouvriers travaillent à réparer le désastre des obus; que bientôt nous aurons nos petites filles. J'espère, que vous viendrez nous voir. n'est-ce-pas?

St. Maur les Fossés, den 15. Februar 71.

Mein lieber Karl!

Es war sehr liebenswürdig von Ihnen, mir sogleich Nachricht zu geben nach Ihrer Ankunft in Ihrer lieben Familie. Dieselbe hatte sicherlich eine ebenso große Freude, Sie wiederzusehen, wie ich über Ihre Abreise betrübt war. Denn, lieber Freund, Sie wissen es wohl, ich hätte Sie sehr gerne länger behalten, wenn ich gekonnt hätte. Aber es stand nicht in meiner Macht, wie ich auch gerne mehr getan hätte, Sie besser zu verpflegen und Ihre Lage zu mildern, die an sich schon peinlich genug war, einmal durch Ihre Schmerzen und noch viel mehr infolge der Entfernung von Ihren guten Eltern. Nun, Sie wissen ja, mein lieber Freund, wie schwierig die Verhältnisse waren. Jetzt, da es Ihnen besser geht, da habe ich nicht mehr das Glück, Sie pflegen zu dürfen. Indessen im jetzigen Augenblick würde das nur mir zur Befriedigung gereichen, für Sie ist es mir viel lieber, daß Ihre werte Familie sich dieses Vorzugs erfreut. Ohne die Ehre zu haben, Ihre Frau Mutter zu kennen, bitte ich Sie, dieselbe herzlich von mir zu grüßen.... Sprechen Sie mir nicht von Dankbarkeit, denn Sie schulden mir keine. Eher habe ich mir den Vorwurf zu machen, daß ich nicht genug für Sie getan habe; aber wenn es mir in glücklicheren Zeiten möglich ist, stehe ich ganz zu Ihren Diensten.

Ihrem Herrn Vater bitte ich zu sagen, daß ich die 40 Frcs. erhalten habe; ein junger Arzt, liebenswürdig wie mein kleiner Charles, hat sie mir überbracht. Ich glaube, er ist bei Hrn. Bitterlin. Hier im Hause haben wir den württembergischen Stab. Die Herren sind alle sehr artig und namentlich recht freundlich; in allen sehe ich meinen Charles. Auch der Bruder Ihres Hauptmanns ist darunter; an ihn habe ich mich gewendet,

um Ihnen den Brief Ihres Herrn Vaters zu schicken, wie ich Ihnen auch den vom 13. Januar zurückschicke.

Doch ich schließe; Sie werden sagen, daß ich recht geschwätzig bin, nicht wahr?

Ihre ganz ergebene

Schwester Ste-Rosine.

Nachschrift. Alle diejenigen, derer Sie in Ihrem Briefe gedacht haben, sind sehr erfreut darüber und lassen Sie bestens grüßen.

Um meinem Charles Freude zu machen, teile ich ihm mit, daß die Handwerker an der Arbeit sind, die Verheerungen der Granaten wieder herzustellen, und daß wir bald unsere Zöglinge wieder bekommen werden. Hoffentlich besuchen Sie uns, nicht wahr?

III. Worte am Grabe der Schweſter Ste-Rosine, geſprochen von Dr E. L. Bitterlin père, Président du Comité de St. Maur de la Société de Secours aux blessés militaires, am 24. Oktober 1899.

(Monatsberichte des Franzöſiſchen Roten Kreuzes. Januar 1900, S. 55 ff.)

Sœur Ste-Rosine.

Aux obsèques de la Sœur Sainte-Rosine, M. le Dr Bitterlin a dans un discours émouvant retracé les beaux actes de cette vaillante sœur infirmière de nos ambulances

en 1870-1871, et, au nom de la Société, lui a adressé un dernier témoignage de respectueuse admiration.

M. le Dr Bitterlin, président du Comité de Saint-Maur depuis 1870, fut le médecin en chef de l'hôpital au Pensionnat du Saint-Sacrement du 11 septembre 1870 au 30 janvier 1871.

„A ce poste d'honneur, sous le feu de l'ennemi, pendant toute la période du siège de Paris, des deux batailles de Champigny, et du bombardement de Saint-Maur, Sœur Sainte-Rosine donna ses soins à 141 malades ou blessés, qui furent successivement amenés dans ses salles, et installés dans de bons lits. La création de cet hôpital, aussi près des avant-postes, avait pour but d'offrir aussi promptement que possible aux victimes de la guerre les secours que l'éloignement de la ville pouvait les priver de recevoir en temps utile.

A cette époque la variole sévissait avec intensité dans la région; le froid devenait de plus en plus vif; et nos malheureux soldats atteints par le fléau devaient, par ordre supérieur, être transportés au loin dans un hôpital isolé à Bicêtre: 20 kilomètres à parcourir dans des voitures non closes! C'était pour eux la mort certaine! Sœur Sainte-Rosine les sauva: Un jour trois de ces infortunés, étaient debout dans un fourgon sans paille, attendant sous la pluie glaciale leur départ. . . . Sœur Sainte-Rosine les vit, les fit descendre et les installa dans une salle spéciale. C'est ainsi que fut établi instantanément à Saint-Maur un service de varioleux. Eh bien! sur les 41 qui y furent successivement admis, 7 ont été atteints de la variole noire! C'est la plus redoutable! Un seul est mort; tous les autres ont été bien guéris. Et, loin de se propager dans la maison, l'épidémie s'y est éteinte.

Vous le voyez, Sœur Sainte-Rosine n'a pas reculé devant le fléau! . . . Mais la situation la plus terrible a été pendant la période du bombardement de sept jours et sept nuits. Une seule fois, c'était le 14 janvier à 8 heures et à minuit, deux obus sont tombés sur le Saint Asile; un d'eux, traversant le plafond, est entré dans une salle, où 20 lits étaient occupés par des blessés; mais, par providence, cet engin meurtrier ne causa que des dégâts matériels.

Il fallait voir alors, au milieu de cette canonnade nocturne, sœur Sainte-Rosine debout avec tout son monde, aidant à transporter au

sous-sol tous les alités, qu'il fallait mettre en sécurité plus complète que dans les salles du rez-de-chaussée, qui sont les classes des élèves.

... Cependant à l'Intendance de Vincennes on s'inquiétait du sort du petit hôpital de Saint-Maur, et M. le sous-intendant Marchal offrit à ces dames de se replier sur l'hôpital de Vincennes.

Comment! s'écria Sœur Sainte-Rosine, mais ce n'est pas au plus fort du danger qu'il faut songer à la retraite, surtout maintenant qu'il n'y a plus que notre maison d'ouverte pour recevoir les blessés; nous restons ici! M. le sous-intendant Marchal fut remercié de sa bienveillante sollicitude, et se retira, admirant cette vaillance!

Et les religieuses du Saint-Sacrement continuèrent à recevoir les blessés et les malades, que leur envoyaient les médecins militaires, jusqu'au jour de l'entrée des Allemands à Saint-Maur.

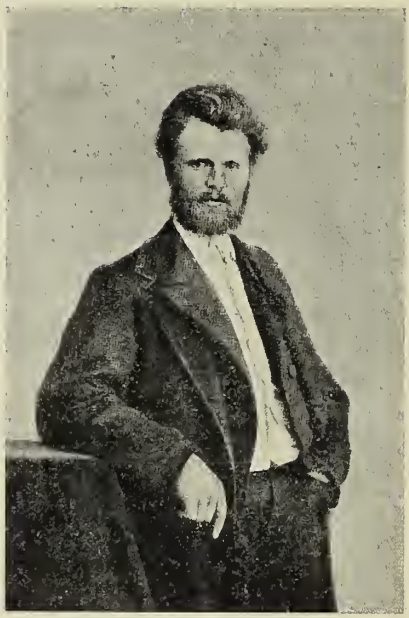
Ce jour-là l'hôpital fut évacué et fermé.

Il avait recueilli 141 victimes de la guerre, donnant au compte fait et arrêté ensuite par M. l'intendant-général Blaizeau 1870 journées de malades.

Honneur donc à Sœur Sainte-Rosine! elle emporte avec elle les respects et la reconnaissance de tous ceux qu'elle a servis, et les hommages respectueux de la *Société française de Secours aux blessés militaires*, qui l'a honorée de sa croix de bronze, avec cette mention: „Services généreux et dévoués dans l'hôpital du Saint-Sacrement de Saint-Maur! 1870-1871!“

IV. Worte am Grabe von Dr Elie Bitterlin, Président honoraire du Comité de St. Maur de la Société am 23. November 1909, gesprochen von dem Präsidenten des Zentralkomités M. Dotin.

(Monatsberichte des Französischen Roten Kreuzes. Februar 1910, S. 57 ff.)



Dr E. L. Bitterlin.

„C'est au commencement de septembre 1870, au moment où le siège de Paris était imminent, que le docteur Bitterlin eut l'idée de constituer à Saint-Maur un Comité de la Société de Secours aux blessés.

La Croix-Rouge venait à peine d'être fondée et était encore peu connue. Il put cependant réunir quelques personnes dévouées,

parmi lesquelles M. Collombel, adjoint au maire de Saint-Maur, M. l'abbé Collomb, Curé de la paroisse, M. Boisot, M. Charles François, M. Pierre Chauré, qui, le 10 septembre, signaient, avec le docteur Bitterlin, le procés-verbal de la fondation du Comité.

Le lendemain, le Conseil central de la Société reconnaissait le docteur Bitterlin comme Président du Comité de Saint-Maur.

Il chercha immédiatement un local et obtint des Dames du Saint-Sacrement, dont l'établissement se trouvait rue Saint-Honoré, l'autorisation d'installer une ambulance dans leur pensionnat. Mais le lendemain, 13 septembre, l'autorité municipale faisait prévenir les habitants d'avoir à quitter le pays et, le 14, les Dames du Saint-Sacrement, profitant du dernier jour de circulation libre sur la ligne de Lyon, rejoignaient leur maison mère et fermaient leur établissement.

Le Comité de Saint-Maur ne se découragea pas et installa provisoirement son ambulance dans la maison même du docteur Bitterlin, où il ne put mettre que 10 lits, toujours occupés.

C'est alors que M. Collomb, Curé de Saint-Maur, décida deux des Dames du Saint-Sacrement restées à Paris, à revenir dans leur institution. Le 1er novembre, 30 lits y étaient installés.

Au milieu de difficultés de toutes sortes, le docteur Bitterlin finit par organiser son ambulance, qui, ouverte le 17 septembre, jour de l'investissement de Paris, a eu l'honneur de secourir les premiers soldats blessés sur le département de la Seine.

Fermée le 31 janvier 1871, lors de l'entrée des Prussiens à Saint-Maur, c'est elle qui a reçu les dernières victimes du bombardement.

Pendant ces quatre mois et demi, il a été recueilli, tant aux avant-postes qu'aux deux batailles de Champigny, 141 militaires comptant 1870 journées de traitement, réparties entre 45 blessés, 55 malades et 41 varioleux, parmi lesquels il ne se produisit que 8 décès (dont 1 pour les varioleux), soit 5 pour 100 de mortalité.

Les dépenses ont été de 4990 francs en espèces. Le docteur Bitterlin n'avait pu recueillir que 150 francs, parce que, le 13 septembre, la souscription avait été interrompue par le départ des habitants de la commune. Il prit le reste à sa charge. C'est ainsi que cet homme de bien avait compris son devoir patriotique.

Après la guerre, il continua de s'occuper activement de son Comité. Il obtint encore la concession du pensionnat de la rue

Mahieu et, depuis le 21 avril 1894, l'autorité militaire a reconnu officiellement ce dernier pensionnat et celui de la rue Saint-Honoré comme hôpitaux auxiliaires de la Société en cas de mobilisation.

Il ne quitta la présidence du Comité qu'en 1902, quand il sentit ses forces décliner et fut alors nommé Président honoraire. Jusqu'au dernier moment, il s'est occupé du Comité dont il avait été l'âme pendant si longtemps. A la fin de l'été, il s'informait encore de nos progrès.

La Société de Secours aux blessés lui avait décerné en 1871 la croix de bronze pour les services rendus pendant la guerre, et, plus tard, le diplôme d'honneur avec médaille d'argent, la plus haute distinction dont elle dispose pour reconnaître le dévouement de ses membres.

V. Ein Besuch in Südfrankreich bei einem französischen Kriegs- und Leidensgenossen von 1870/71.

Von K. Geyer (1907).

Ein später Erholungsurlaub hatte meine Frau und mich nach Talloires am Anneesee in Savoyen geführt, und wir hatten allen Grund, zufrieden mit unserer Wahl zu sein. Herrliche Landschaftsbilder in reicher Abwechslung und Mannigfaltigkeit bietet dieser in Deutschland noch wenig bekannte Gebirgssee; malerisch und großartig zugleich sind seine fruchtbaren Gestade, überragt von den hohen Felsengipfeln und Bergrücken der Savoyer Alpen, welche mit der gewaltigen, die Gegend beherrschenden Tournette bis zu dreitausend Meter sich erheben. Ein behagliches Quartier bot uns die vormalige Benediktinerabtei in Talloires, mit ihren ehrwürdigen Kreuzgängen und hohen, luftigen Räumen stimmungsvoll in ein Gasthaus umgewandelt, an einer idyllischen Bucht des unter den Strahlen der Septembersonne herrlich erglänzenden Sees gelegen. Die Verpflegung war vortrefflich und auch die Gesellschaft die angenehmste. Unter dem Schatten altehrwürdiger Bäume ruhte man sich lesend und träumend herrlich aus. Zu erfrischenden Wanderungen lockten die mit jedem Tage mehr der Reife sichtlich entgegengehenden Weinberge und die sie umsäumenden grünen Matten und schattigen Wälder. Dabei hatte man reichlich Gelegenheit, sich von den mitteilsamen und fleißigen Landbewohnern über die Verhältnisse des Savoyerlandes unterrichten zu lassen. So fanden wir bald die gesuchte Erholung. Schon aber drängte die Saison dem Ende zu. Leichte Anzeichen, daß man anfing, den Wirten überflüssig zu werden, blieben nicht aus. Es galt also, zu weiteren Taten zu schreiten. — Ein alter Wunsch von uns war es, die Städte der Provence und des Languedoc mit ihren Denkmälern aus den Zeiten der alten Römer und der Troubadoure einmal zu besuchen. Die anziehenden Schilderungen, welche im Juli dieses Jahres aus der gewandten Feder unserer Landsmännin P. G. im Schwäbischen

Merkur erschienen sind, trugen wesentlich zur Verstärkung dieses Wunsches bei. Einen ganz besonderen Reiz aber bildete die Hoffnung, bei dieser Gelegenheit nach 37 Jahren ein Wiedersehen zu feiern mit einem alten Kameraden und Leidensgenossen aus dem Feldzug 1870/71, Jean Cathala, einem vormaligen französischen Mobilgardisten, der seine Heimat in dem Departement de l'Hérault hatte, unweit dem Mittelländischen Meer und der französisch-spanischen Grenze.

Mit diesem Cathala hat der Krieg von 1870/71 mich auf eine Weise zusammengeführt, die in ihrer Art fast einzig dastehen dürfte. Als einjährig-freiwilliger Rottenmeister war ich mit dem 1. württ. Infanterieregiment Königin Olga ausmarschiert. Nachdem ich Wörth und Sedan glücklich überstanden hatte, lag ich am 28. November 1870 zwischen Champigny und der Marne als Wachkommandant mitten auf dem Feld in einer kleinen Geschirrhütte auf dem weit vorgeschobenen Nudelposten, so genannt, weil einmal eine Jägerpatrouille auf dem Weg zu diesem Posten starkes Feuer bekommen und die Nudelsuppe, welche sie der Wachmannschaft hätte bringen sollen, im Stich gelassen hatte. An dem genannten Nachmittag exerzierte auf dem jenseitigen Ufer der Marne eine französische Abteilung mit scharfen Patronen und schoß zu uns herüber, bis es mir schließlich zu bunt wurde. Aus einem Chassepot sandte ich einige Kugeln hinüber. Wir konnten deutlich bemerken, wie sich die ganze Truppe über Hals und Kopf hinter eine Gartenmauer zurückzog. Vier Tage später, in den frühen Morgenstunden des 2. Dezember, wurde ich bei einem Vorstoß auf die französische Stellung bei den Kalköfen von Le Plant zwischen Champigny und Villiers am Unterschenkel verwundet und von einem französischen Arzt in ein zu einem Lazarett umgewandeltes Mädchenpensionat in St. Maur les Fossées gebracht. Dort befand sich unter anderen französischen Verwundeten ein junger, munterer Mobilgardist namens Jean Cathala. Ich darf hier vielleicht anfügen, was über diesen schon in dem 1890 erschienenen Buche „Erlebnisse eines württ. Feldsoldaten im Krieg gegen Frankreich und im Lazarett zu Paris 1870/71 bei der Schilderung der französischen Zimmer- und Leidensgenossen des Verfassers gesagt ist:

„Meinem Bett so ziemlich gegenüber lag ein ganz junger Mobilgardist, nach Sprache, Aussehen und Namen offenbar dem untersten Süden Frankreichs entstammend. Derselbe gehörte

zu den Mobilgardisten des Departements de l'Hérault, stammte aus Creissan im Kanton de Capestan und hieß Jean Cathala. Er hatte einen Schuß durch den Oberschenkel und war am 28. November, nachmittags etwa um 2 Uhr, am Ufer der Marne verwundet worden. Sofort erinnerte ich mich, daß ich um jene Zeit von dem Nudelposten aus mehrere Schüsse nach jenen am Ufer hin und her flanierenden und wie toll über die Marne herüberschießenden Franzosen abgegeben hatte, und wir nahmen nicht anders an, als daß mein Gegenüber im Lazarett von mir verwundet worden sei. Dies ließ er mich jedoch in keiner Weise entgelten, im Gegenteil: er schloß mich von Anfang an ganz besonders in sein Herz, und sobald seine Wunde, die rasch heilte, es ihm gestattete, saß er stundenlang an meinem Bett und erzählte mir von seiner Heimat, von den Weinbergen seines Vaters, den schönen Mädchen seines Dorfes 2c. Vermöge seines einfachen und freundlichen Wesens war der junge Südländer bei allen beliebt, und es erregte allseitig große Freude in unserem Lazarett, als kurz nach Weihnachten sein Oberst, ein Großkaufmann aus seiner Heimat, ihm die silberne Medaille der Ehrenlegion überbrachte."

Das Vorstehende war bis vor kurzem alles, was ich von meinem Freunde und Kameraden Cathala erzählen konnte. Als wir nach der Kapitulation von Paris bewegten Abschied voneinander nahmen, gaben wir uns zwar unsere Adressen und versprachen, uns zu schreiben. Allein andere Aufgaben und Interessen traten nach der Rückkehr in die Heimat in den Vordergrund, und so geschah es, daß keiner von beiden etwas von sich hören ließ. Immerhin hatte ich in den 37 Jahren, die seitdem verstrichen sind, oft und gern des munteren, netten Südländers gedacht, der mir in Paris so besonders kameradschaftlich begegnet war. Ich war überzeugt, daß auch er mir ein freundschaftliches Andenken bewahrt habe, und daß ein Zusammentreffen mit ihm einer etwaigen Reise nach dem französischen Süden eine besondere Weihe geben würde. — Inzwischen hatte auch der Plan zu dieser Reise immer mehr greifbare Gestalt angenommen, dank insbesondere den wertvollen Ratschlägen und Informationen, die wir noch in Talloires selbst von einem liebenswürdigen und überaus sachkundigen Pariser Kunstschriftsteller, einem Herrn Gonse, Mitglied der Academie des beaux arts in Paris, erhielten. So schrieb ich denn an den Maire

von Creissan. Noch in Talloires erhielt ich von meinem Freund Cathala selbst einen Brief, in dem er seine freudige Überraschung über die von mir erhaltenen Nachrichten aussprach und uns dringend einlud, ihn doch ja in seinem jetzigen Wohnort Puisserguier zu besuchen. In weiteren Briefen, die uns in Grenoble und in Aix en Provence, der Stadt Renés, des Königs der Troubadoure, erreichten, versicherte er uns wiederholt, wie sehr er sich freue, uns bald zu sehen, und erneuerte dringend die Einladung, einige Tage bei ihm zuzubringen. Zugleich teilte er mit, Puisserguier liege ganz nahe bei seiner alten Heimat Creissan; es sei ein Dorf von etwa 4000 Einwohnern und von Béziers, einer größeren Provinzialstadt an der Bahnlinie Marseille-Barzelona, 16 Kilometer entfernt.

Zunächst verlebten wir noch interessante Tage in Marseille, Arles und Montpellier. Am Morgen des 9. Oktober aber, als kaum der Tag graute, bestiegen wir in Montpellier den Bahnzug, der uns dem Heim des alten französischen Kriegskameraden in Puisserguier entgegenführen sollte. Schon in der Nacht hatte es stark geblitzt, gedonnert und in Strömen geregnet. Als wir aus dem Bahnhof von Montpellier hinausfuhren, strömte wieder, mächtig an die Scheiben schlagend, einer jener vom Winde gepeitschten Regengüsse hernieder, die in den vorausgegangenen und nachfolgenden Wochen die Meeresniederungen der Provence und des Languedoc weithin unter Wasser gesetzt und durch Vernichtung großer Teile der vielfach noch nicht eingeheimsten Weinernte unermeßlichen Schaden verursacht hatten. Schon auf der Fahrt von Arles nach Montpellier hatten wir Gelegenheit gehabt, uns von dem ungeheuren Umfang der Verwüstungen zu überzeugen, welche von den sonst im September und Oktober nahezu ausgetrockneten Küstenflüssen in den fruchtbaren Ländereien am Golf du Lion angerichtet worden waren. Hatte doch der kaum mehr als hundert Kilometer lange Vidourle die ganze Gegend weithin unter Wasser gesetzt und die von der Hauptbahn nach Aigues Mortes führende Seitenbahn auf eine Länge von 200 Meter zerstört, so daß die weltberühmte Meeresfeste Aigues Mortes, die Stadt, von der aus der heilige Ludwig seinen Kreuzzug unternommen hatte, mit ihren aus dem 11. und 12. Jahrhundert noch heute nahezu unverändert erhaltenen gewaltigen Türmen und Umwallungen sich mehrere Tage

lang von dem Verkehr abgeschnitten sah. Beiläufig mag hier angefügt werden, daß allenthalben in den französischen Blättern die hauptsächlichste Schuld an diesen Überschwemmungen der Mißwirtschaft Napoleons I., dem von diesem in großartigem Maße betriebenen „Déboisement", zugeschrieben wurde. Um die Kassen der kostspieligen Verwaltung und Kriegführung zu füllen, sollen die Seealpen und ihre westlichen Ausläufer in der Provence bis zur Meeresküste, die sog. Alpines, sowie die Berge der Sevennen im Languedoc westlich der Rhone ihrer üppigen Wälder beraubt und in ein kahles Felsgebirge umgewandelt worden sein. Ob und wie weit diese Vorwürfe begründet sind, muß hier dahingestellt bleiben, aber auch uns ist schon zwischen Grenoble und Aix und ebenso in der Gegend von Marseille und Arles und auf der Fahrt nach Puisserguier die Kahlheit jener Hänge und Berge vielfach aufgefallen. Auch die Versuche einer Wiederbewaldung, „Reboisement", die neuerdings allenthalben mit vieler Mühe und Kosten unternommen werden, waren von der Bahn aus deutlich erkennbar.

Noch regnete und stürmte es, als die Bahn bei dem durch seinen Muskateller berühmten Frontignan das Gestade des Meeres erreichte. Sie fuhr dahin auf einem schmalen Landstreifen, zwischen den hoch aufschäumenden Meereswogen und einem jener zahlreichen Salzwasserseen (étangs), die weite Flächen der Küste von Marseille bis zur spanischen Grenze bedecken, und aus denen der Salzbedarf Frankreichs zu einem namhaften Teile befriedigt wird. Bei Cette, dem zweitgrößten Hafen Frankreichs am Mittelmeer, und insbesondere bei Agde, wo der über seine Ufer getretene Hérault seine graubraunen Wogen über Dämme und Gartenmauern hinweg dem Meere entgegenwälzte, bekamen wir erst den richtigen Begriff von der Gewalt und dem Umfang der Zerstörung durch die Überschwemmungen. Gegen 10 Uhr vormittags verließen wir die Bahn in Béziers, einer Stadt von 30 000 bis 40 000 Einwohnern, vom Meer etwa zwei Stunden entfernt. Trotz des malerischen Eindrucks, den die an einen Hügel hinangebaute, zum Teil sehr alte Stadt mit ihrer sie weit überragenden Kathedrale machte, verzichteten wir darauf, sie zu besichtigen. Da der Regen inzwischen nachgelassen hatte, konnten wir im offenen Wagen die Fahrt nach Puisserguier antreten. Wir waren außerordentlich gespannt, was uns die nächsten Stunden bringen werden, hatte ich

doch seit 37 Jahren von meinem alten Freund nichts mehr gesehen und gehört und konnte mir deshalb keine rechte Vorstellung davon machen, welcher Art von Menschen und Verhältnissen wir entgegengingen. Indessen, das bildete ja gerade einen besonderen Reiz, und so fuhren wir wohlgemut hinein in das Land. So weit das Auge reichte, war auch hier die wellenförmige Gegend mit Weinfeldern bedeckt, nur wenige, meist gruppenweise beieinander stehende Ölbäume dazwischen. Die Ernte war zum größten Teil eingeheimst, doch sahen wir auch noch dicht behangene Weinfelder mit großen blauen Trauben an den Rebenschößlingen, die aus den faustdicken Wurzelstämmen ohne Pfahl oder sonstige Stütze büschelartig herauswachsen. Im Hintergrund hoben sich malerisch ab die kahlen Höhenzüge der Sevennen, und auf der Rückfahrt waren im Westen auch die schneebedeckten Gipfel der Pyrenäen sichtbar. Auch einzelne Dörfer lagen inmitten der Weinfelder, von Pinien und Zypressen eingerahmt, zumeist überragt von einem jener Herrensitze, welche in der großen Revolution in den Besitz der Gemeinden oder von Privatpersonen übergegangen waren.

Nach 1½stündiger Fahrt erreichten wir Puisserguier. Mitten im Dorf hielt der Wagen vor einem verhältnismäßig kleinen Haus. Durch den Türvorhang heraus trat mein Freund Cathala, umarmte mich stürmisch und hieß uns mit freundschaftlichen Worten willkommen in seiner Heimat. Auch an ihm waren die Jahre nicht spurlos vorübergegangen. Der zierlich gebaute, gewandte und geschmeidige Jüngling von 22 Jahren war etwas in die Breite gegangen. Daß eine Zeit harter und anstrengender Arbeit hinter ihm lag, sah man ihm wohl an, aber noch strahlten wie damals frisch und hell seine blauen Augen, wenn auch die einst tiefschwarzen und buschigen Brauen und das Haupthaar lichter und grau geworden waren. Uns zu Ehren hatte er sich in den Sonntagsstaat geworfen mit dem gelben Bändchen seiner Militärverdienstmedaille im Knopfloch. Ohne Aufenthalt fuhr er sofort mit uns weiter zu „seiner Familie". Bald hielt der Wagen in einer Seitenstraße vor einem schmucken größeren Hause. Eine anmutige und gewandte junge Frau, die Gattin seines einzigen Sohnes, empfing uns mit gewinnender Liebenswürdigkeit. Den Wagen schickte Freund Cathala sogleich zurück und meinte, eine Woche müßten wir mindestens bei ihm bleiben. Um ihn nicht zu beleidigen, erklärte

ich mich bereit, wenigstens eine Nacht sein Gast zu sein. Bald stellten sich auch der etwa 35 Jahre alte Sohn, Cyprien Cathala, ein mit seiner 9 Jahre alten Tochter, einem frischen, recht intelligenten Mädchen, sowie die mit ihrer Tochter zusammenlebende Gegenschwieger, eine hochgewachsene, noch recht rüstige Frau. Damit hatten wir die ganze Familie Cathala beisammen mit Ausnahme der arrière grand'mère, der Mutter des Vaters der Schwiegertochter, einer im Anfang der achtziger Jahre stehenden, aber noch recht lebendigen Frau, die uns erst am folgenden Tag vorgeführt wurde. Die Frau meines Freundes war, wie er mir erzählte, vor etwa einem Vierteljahr nach zehnjährigem Siechtum gestorben.

Wir wurden nun in die zu ebener Erde unmittelbar neben dem Hauseingang befindliche salle à manger geführt, wo wir in lebhafter Unterhaltung uns bald persönlich nähertraten. Immer lebhaft weiterplaudernd, bereitete die junge Hausfrau in unserer Gegenwart mit viel Grazie und Geschick die Tafel. Ein fast überreiches, trefflich bereitetes Mahl wurde uns vorgesetzt, dazu der kräftige tiefrote Landwein und hochfeiner weißer Muskateller. Mit sicherer Gewandtheit machte unsere junge Wirtin die Honneurs und zerlegte mit vielem Geschick den großen Dindon. Daß man in einer ländlichen, beim Weinbau wie auch in der Hauswirtschaft ohne Gesinde persönlich mitarbeitenden Familie sich befand, hätte man fast vergessen können, wenn nicht das übereifrige, an Nötigung grenzende Zureden und die schwieligen, von den Arbeiten der Weinernte kirschrot gefärbten Hände der Männer daran erinnert hätten.

Als wir in Puisserguier einfuhren, hatte es wieder leicht zu regnen begonnen, nachmittags aber verzogen sich die Wolken. So konnten wir in strahlendem Sonnenschein, aber immerhin in gehörigem Morast uns das Dorf und die Umgegend besehen. Für unsere Begriffe hat Puisserguier mehr einen stadtartigen Charakter mit seinen zahlreichen Cafés und ihren einladenden Vorplätzen. Ein einigermaßen vertrauenerweckendes Gasthaus ist allerdings in dem gegen 4000 Einwohner zählenden Ort nicht zu finden. Die Häuser haben meist mehrere Stockwerke mit zahlreichen Balkonen; zwischen den Häusern sind allenthalben mehr oder weniger gut gepflegte Gärten mit Palmen, Feigen, Granat- und Obstbäumen, Pinien und reichem Rebenschmuck. Wie die Türen, sind auch die Fenster wegen der Hitze und der

Fliegen dicht verhängt mit Vorhängen aus Stoff oder aus Binsen. Fast jeder Einwohner treibt Weinbau; gemeinsame Keltern aber gibt es nicht. In jedem Haus ist neben den Wohnräumen zu ebener Erde ein hoher, tennenartiger Raum, in welchem nebeneinander mehrere, drei bis vier Meter hohe, bis zur Decke reichende Fässer stehen. In dem darüber befindlichen Bodenraum sind je über den einzelnen Fässern große, mit Schiebern oder Falltüren bedeckte Öffnungen angebracht, durch welche die Trauben in die darunterstehenden Fässer geschüttet werden. In großen hölzernen Kübeln, sog. comportes, werden die noch in den Weinfeldern durch die Raspel von den Kämmen getrennten Trauben auf großen zweirädrigen Wagen hereingeführt und in die Fässer verbracht. Infolge der alsbald eintretenden Gärung scheiden sich von dem Rebensaft die Häute und Kerne. Sobald diese oben schwimmen, wird der Saft mittels großer Schläuche in ein anderes Faß herübergepumpt, und dies wird so lange wiederholt, bis der Wein vollständig klar ist. Die Rückstände kommen unter die Presse. Das ganze Verfahren zeichnet sich aus durch große Einfachheit und Reinlichkeit. Ein Urteil darüber freilich vermöchten wir nicht abzugeben, ob und wie weit der den Südfranzosen von ihren Landsleuten gemachte Vorwurf begründet ist, daß sie die Trester wiederholt unter Zusatz von Wasser auspressen und mit dem so gewonnenen Getränk ihren Wein vermischen. Sie selbst stellen das natürlich feierlich in Abrede und machen geltend, daß für sie bei den niederen Preisen und der massenhaften Produktion derartige Manipulationen keinen Zweck hätten. Für ihre Glaubwürdigkeit spricht einigermaßen der Umstand, daß sie stürmisch nach einer strengen Kontrolle verlangen, damit endlich den Weinpanschern bei Bordeaux und im Burgundischen das Handwerk gelegt werde.

An die Besichtigung des Dorfes schloß sich ein Gang durch die Weinfelder an. Wir wurden belehrt, wie diese mit eigenartigen Pflügen, gezogen von kleinen starken Pferden, bearbeitet und wie den Winter über die Reben geschnitten werden. Mit Stolz zeigte Freund Cathala seine über die ganze Markung zerstreuten Grundstücke und erzählte, wie er, der vermögenslose Sohn eines Taglöhners, und seine gleichfalls wenig begüterte Frau durch einsichtigen und energischen Geschäftsbetrieb sich im Laufe der Jahre zum wohlhabenden Proprietaire

heraufgearbeitet habe, so daß er jetzt nicht nur gegen 30 Morgen Weinfelder, sondern auch zwei Häuser in Puisserguier sein eigen nenne und ein weiteres in Castres, der Hauptstadt des benachbarten Departements Tarn, wo er regelmäßig einen Teil seines Weins mit gutem Erfolg absetze. Merkwürdigerweise verdankte er seine Erfolge zu einem guten Teil der Reblaus. Bis in den Anfang der achtziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts herein hatte diese durch ihre unaufhaltsamen Verheerungen die Weingrundstücke ganz außerordentlich entwertet. Da kam der berühmte Agrikulturtechniker Planchon, dessen Denkmal wir in Montpellier gesehen hatten, mit der Entdeckung, daß man die Reblaus zwar nicht vertilgen, daß man aber mit ihr leben könne, wenn man die französischen Wurzelstöcke durch amerikanische ersetze und auf die letzteren französische Reben okuliere. Cathala gehörte in seinem Ort zu den ersten, die die Bedeutung dieser Entdeckung erkannten. Seine Intelligenz und seine Arbeitsfreudigkeit gewannen ihm das Vertrauen vermöglicher Mitbürger. So konnte er auf Kredit ein Grundstück um das andere erwerben, dieselben nach der neuen Methode bebauen und war nicht selten in der Lage, mit dem Ertrag einer Ernte den ganzen Kaufpreis zurückzubezahlen.

Nach Hause zurückgekehrt, ruhten wir zunächst aus in der behaglich und mit allem Komfort eingerichteten chambre pour les amis, die uns als Nachtquartier angewiesen war. Als es dunkel geworden war, versammelten wir uns wieder mit der Familie um den runden Tisch und verbrachten unter anregenden und heiteren Gesprächen einen höchst angenehmen Abend. Mein Freund erzählte unter anderem, daß das Vertrauen seiner Mitbürger ihn zwölf Jahre lang in den conseil municipal berufen habe und daß er auch eifriges Mitglied der Veteranenvereinigung seines Kantons und deren Fahnenträger sei. Auch von den Unruhen, welche im Sommer dieses Jahres die ganze Bevölkerung zu revolutionären Manifestationen hingerissen hatten, wurde viel gesprochen; man war überzeugt, daß sie in nicht zu ferner Zeit mit verstärkter Gewalt wiederkehren werden, wenn Clemenceau seine Versprechungen nicht halten könne. Lebhaft wurden erörtert die mévente, die Unmöglichkeit, annehmbare Preise für den Wein zu erzielen, sowie ihre Ursachen und die Heilmittel dagegen. Unter den ersteren wurde neben der schon erwähnten Weinpanscherei insbesondere genannt die

Doublette

Doublette

auch in den Zeitungen ein stehendes Thema bildende monoculture. Infolge der günstigen Ergebnisse in den achtziger Jahren sei der früher noch allenthalben neben dem Weinbau mehr oder weniger betriebene Ackerbau, die Gewinnung von Obst und namentlich von Oliven, die Viehzucht usw. durch den Weinbau fast vollständig verdrängt worden. Als Mittel der Abhilfe wurde neben strengen Maßnahmen gegen die Weinverfälschung eine umfassende Bewässerung der Niederungen empfohlen, damit dort der wenig mehr lohnende Weinbau durch anderweite Bebauung des Bodens ersetzt und so der Überproduktion abgeholfen werde.

Eifrig wurde auch politisiert. Unsere Freunde bekannten sich als überzeugte Radikale, glauben aber nicht, daß die Sozialdemokratie in absehbarer Zeit bei ihnen Boden finde. In religiöser Beziehung stehen sie auf einem freien Standpunkt. Sie zählen sich zu den „catholiques non pratiquants" und begründen ihre Zurückhaltung gegenüber der Kirche mit den schweren Bedrückungen, unter denen sie früher von seiten der Priester zu leiden hatten.

Unter solchen Gesprächen verflog die Zeit rasch. Der feurige Franzwein, von dem manches Glas auf die alte Kameradschaft und auf die neue Freundschaft geleert wurde, trug wesentlich bei zur Erhöhung der Stimmung. Als wir uns endlich gegen Mitternacht zurückzogen, waren die Freude und der Wein meinem guten Freund Cathala sogar ein wenig in den Kopf gestiegen.

Vortrefflich ausgeruht, versammelten wir uns am anderen Morgen mit der ganzen Familie zum Frühstück. Noch einmal ließen wir uns die köstlichen Trauben munden und schwelgten in dem trefflichen Wein. Nur zu bald fuhr der Wagen vor, der uns wieder in die weite Ferne führen sollte. Bewegt reichten wir uns die Hände zum Abschied und gaben uns gegenseitig das Versprechen, daß jeder Teil sein möglichstes tun werde, damit wir recht bald ein Wiedersehen feiern können. Gerührt nahmen wir schließlich noch von Freund Cathala die sichtlich ernst gemeinte Versicherung entgegen: selbst wenn sein guter alter Vater, der seit 15 Jahren tot sei, ihm noch einmal auf dieser Erde erschienen wäre, hätte er darüber keine größere Freude haben können als über unseren Besuch.

Duke University Libraries
D00959322U